



Hermann Giesecke

Wenn Familien wieder heiraten

Neue Beziehungen für Eltern und Kinder

Stuttgart: Klett-Cotta-Verlag 1997, 234 S.

Zu dieser Edition:

Der Text dieses Buches, das 1997 im Klett-Cotta-Verlag Stuttgart erschien und seit 2009 vergriffen ist, geht in Teilen auf meine 1987 - ebenfalls bei Klett-Cotta - erschienene Schrift "Die Zweitfamilie" zurück und wird hier vollständig wiedergegeben.

Offensichtliche Druckfehler wurden - anders als die alte Rechtschreibung - korrigiert. Darüber hinaus wurde das Original jedoch - abgesehen vom Seitenlayout - beibehalten. Die Zeilenlänge ist also nicht mehr identisch mit dem Original, Worttrennungen wurden aufgelöst. Die erwähnten Tatsachen und Statistiken entsprechen dem Stand des Erscheinungsjahres 1997.

Um die Zitierfähigkeit zu gewährleisten, wurden die Seitenzählungen mit denen des gedruckten Originals identisch gemacht.

Der Text darf zum persönlichen Gebrauch kopiert und unter Angabe der Quelle im Rahmen wissenschaftlicher und publizistischer Arbeiten wie seine gedruckte Fassung verwendet werden. Die Rechte verbleiben beim Autor.

© Hermann Giesecke

Zu dieser Edition:	6
Vorwort	7
Einleitung: Familie im Lebenslauf	9
I. Teil: Von der Scheidung zur Stieffamilie	21
1. <i>Die Zeit der Trauerarbeit und der sozialen Konsolidierung</i>	23
2. <i>Was Kinder wirklich brauchen, oder: Was heißt erziehen?</i>	46
3. <i>Mutter hat einen Freund</i>	67
4. <i>Mutters Freund wird Stiefvater</i>	74
5. <i>Der abwesende Vater: Störenfried oder Miterzieher?</i>	93
6. <i>Die Stiefmutter-Variante</i>	111
II. Teil: Aufwachsen in der Familie	119
1. <i>Prinzipien des Familienlebens</i>	123
2. <i>Die Familie und ihre Miterzieher</i>	152
3. <i>Die Schule</i>	174
4. <i>Auszug der Kinder</i>	195
III. Teil Ausblick: Die Zukunft der Familie	207

Vorwort

Thema dieses Buches ist das Aufwachsen von Kindern und deren Erziehung in der Familie. Die Überlegungen und praktischen Hinweise dazu werden jedoch nicht, wie allgemein üblich, am Beispiel der "Normalfamilie" mit beiden leiblichen Elternteilen entwickelt, im Mittelpunkt stehen vielmehr die Einelternfamilie und die Stieffamilie. Dafür gibt es vor allem zwei Gründe: Zum einen habe ich als Vater und Stiefvater entsprechende Erfahrungen gewinnen können, zum anderen bin ich der Überzeugung, daß das, worauf es in der Familienerziehung ankommt, unter den heutigen gesellschaftlichen Bedingungen besser am Beispiel von Familienformen beschrieben werden kann, die in der öffentlichen Meinung immer noch eher als Ausnahmen, wenn nicht sogar als randständig gelten. In Wirklichkeit aber entstehen die wichtigsten von ihnen, Einelternfamilien und Stieffamilien, heute überwiegend im Verlaufe eines lebensgeschichtlichen Prozesses, der einmal von einer "Normalfamilie" ausgegangen ist. Erhebt man nun in einem solchen Prozeß das Wohl der betroffenen Kinder zum Maßstab, dann ergeben sich pädagogische Einsichten, die angesichts einer "Normalfamilie" nur recht abstrakt zu gewinnen wären, andererseits für diese aber genauso gültig sind. Die Bedürfnisse von Kindern hängen schließlich nicht von der Familienform ab, in der sie aufwachsen, sondern sind ihr übergeordnet. Von soziologischer Seite wird gelegentlich vorgeschlagen, wegen der zahlreichen empirisch feststellbaren Familienformen nur noch von "Familien" im Plural zu sprechen und nicht mehr von Familie im Sinne

einer einheitlich zu verstehenden Institution. Pädagogisch, also unter dem Aspekt des Aufwachsens von Kindern betrachtet, ergibt sich jedoch nach wie vor die Notwendigkeit, in der Vielfalt der Formen das Gemeinsame zu betonen: die Familie als Lebensgemeinschaft von Erwachsenen und unmündigen Kindern, in der diese grundlegende soziale, emotionale und geistige Erfahrungen machen können; die verschiedenen Familienformen haben nur unterschiedliche Chancen, sich diesem Ziel zu nähern.

Einzelne Teile dieses Buches sowie sein Aufbau sind aus meiner 1987 erschienenen Schrift "Die Zweitfamilie" übernommen. Die Neufassung wurde gründlich überarbeitet und berücksichtigt die aktuellen statistischen Daten sowie den Fortschritt der wissenschaftlichen Diskussion.

Ich danke meiner Frau und unseren (Stief-)Kindern für wichtige Erfahrungen und Einsichten.

Hermann Giesecke Göttingen, Frühjahr 1997

Einleitung: Familie im Lebenslauf

Ein junges Paar - nennen wir die beiden Anna und Anton - lernt sich kennen und bezieht nach einiger Zeit als "nichteheliche Lebensgemeinschaft" eine gemeinsame Wohnung. Als ein Kind unterwegs ist, heiraten sie und gründen somit eine "normale Familie". Nach der Geburt des Kindes beginnt die Ehe zu kriseln, auch das zweite Kind kann sie nicht mehr kitten. Anna und Anton lassen sich scheiden, die Kinder bleiben bei der Mutter, die nun "Alleinerzieherin" geworden ist; der Vater lebt eine Weile allein (als "Single") und zieht dann erneut mit einer Frau - Barbara - zusammen, die ebenfalls geschieden ist und ein Kind zu betreuen hat; auf die formelle Heirat verzichten sie und begründen somit eine "nichteheliche Lebensgemeinschaft". Auch Anna findet nach einiger Zeit wieder einen Partner; Clemens ist etwas älter als sie und hat nach dem Tod seiner Frau allein für zwei heranwachsende Töchter zu sorgen. In eine gemeinsame Wohnung ziehen sie jedoch erst, nachdem die Töchter ausgezogen sind, und dann heiraten sie auch.

Dies ist eine Geschichte, wie sie heute in jedem Verwandten- und Bekanntenkreis vorkommen kann. Das Besondere an solchen Familienverläufen ist, daß über die erwähnten Kinder alle Personen auf eine eigentümliche Weise miteinander verbunden sind. Clemens ist der Vater seiner beiden Töchter und Stiefvater der Kinder von Anna und Anton; die vier Kinder sind nun teils Geschwister, teils Stiefgeschwister. Anton ist ebenfalls Vater und Stiefvater und macht dadurch seine beiden Kinder aus

erster Ehe mit dem Kind seiner Frau Barbara zu Stiefgeschwistern. Barbara ist Mutter ihres eigenen Kindes und zugleich Stiefmutter der beiden Kinder von Anton. Anna bleibt zweifache Mutter und wird Stiefmutter der beiden Töchter von Clemens.

Man könnte sich alle genannten Personen als eine Großfamilie - etwa auf einem Gutshof - vorstellen, untergliedert in Teilgruppen nach den jeweiligen Paarbeziehungen, und die Kinder fänden dies - vielleicht mit Ausnahme der heranwachsenden Töchter von Clemens - vermutlich sogar wünschenswert. Aber in keiner der neu entstandenen Kleinfamilien wären alle miteinander verwandt. Nimmt man hinzu, daß die beteiligten Erwachsenen noch Verwandte wie Eltern, Geschwister, Onkel und Tanten haben, dann ergibt sich ein höchst komplexes soziales System, gestiftet durch die Existenz der Kinder.

Natürlich ist das Zusammenleben auf einem großen Gut eine Fiktion. Aber unsere kleine Geschichte enthält immerhin alles Wesentliche über die Entwicklung moderner Familien, über ihre unterschiedlichen Formen: nichteheliche Lebensgemeinschaft; Normalfamilie; Einelternfamilie; Stieffamilie; Clemens und Anna praktizieren eine Weile die moderne Form des "living apart together", des gemeinsamen Lebens in getrennten Wohnungen. Es fehlen die Adoptiv- und die Pflegefamilie, aber auch sie ließen sich noch mühelos in unsere kleine Geschichte einbauen, die uns unter anderem zeigt, daß die unterschiedlichen Familienformen nicht streng voneinander getrennt sind, als müsse man sich ein für allemal für die eine oder andere entscheiden. Vielmehr kann die Familienform im Laufe eines Erwachsenenlebens wechseln, so daß sich Familienbiographien ergeben.

Keine der erwähnten Formen ist neu, neu sind lediglich Verschiebungen in der Größenordnung. Erheblich zugenommen haben in den letzten Jahrzehnten zum Beispiel *nichteheliche Lebensgemeinschaften*, was auch damit

zusammenhängt, daß erst 1970 der "Kuppeleiparagraph" im Strafgesetzbuch abgeschafft wurde. Aber nur in etwa 19 Prozent solcher Beziehungen wachsen Kinder auf. In vielen Fällen ist diese Form des Zusammenlebens nur ein Zwischenstadium, das aufgegeben wird, wenn Kinder dazukommen. Geheiratet wird heute nämlich vor allem der Kinder wegen, - sei es wegen einer Schwangerschaft, wegen eines Kinderwunsches oder wenn ein Partner bereits Kinder hat. Generell kann man sagen, daß die nichteheliche Beziehung bevorzugt wird, wenn die Gefühle sich nur auf einen *Partner* richten, daß aber geheiratet wird, wenn sich die Gefühle auf ein *Kind* beziehen. In dieser allgemeinen Tendenz kommt zum Ausdruck, daß die meisten Menschen nach wie vor der Ansicht sind, daß eine "ordentliche" Familie für das Aufwachsen von Kindern immer noch das Beste sei. Formell verheiratet sind die Paare bei 83 Prozent aller Familien.

In der erwähnten Kindzentriertheit der Eheschließung kommt eine wichtige pädagogische Veränderung zum Ausdruck. Während nämlich früher - als es noch keine modernen Verhütungsmittel gab - ein junges Paar heiratete und danach die Geburt von Kindern erwartete, wird Familie heute zur erklärten Erziehungsinstanz für Kinder. Während früher die Eheschließung im Bewußtsein der Partner bereits die Gründung einer Familie implizierte, Kinder also von vornherein als Teil einer sozialen Gemeinschaft angesehen wurden, hat sich inzwischen der Akzent verschoben: Kinder werden zum überwiegenden Zweck der Eheschließung, - nicht selten zum Nachteil des ehelichen Lebens, das für sich genommen dabei durchaus zweitrangig werden kann. Das kann zur Scheidung beitragen. Paradoxerweise beginnt die Entfremdung des Paares in vielen Fällen mit der Geburt des ersten Kindes.

Einelternfamilien - wie die von Anna nach ihrer Scheidung - sind etwa 19 Prozent aller Familien. In solchen

Familien wachsen etwa zehn Prozent der Kinder in Westdeutschland und 13 Prozent der Kinder in Ostdeutschland auf. Aber solche Zahlen sind nicht sehr zuverlässig, weil die Statistik nichteheliche Lebensgemeinschaften wie die von Barbara und Anton - nicht erfaßt. Einelternfamilien entstehen aus dem Tod des Partners, vor allem aber aus Scheidung oder lediger Mutterschaft. Die ledige Mutter und ihr uneheliches Kind waren lange Zeit in ihrer sozialen Umgebung wie auch rechtlich diskriminiert, die Benachteiligung des unehelichen Kindes vor dem Gesetz wurde erst 1970 aufgehoben. Seither erfuhr die uneheliche Mutterschaft sogar eine Aufwertung: Die neue Frauenbewegung propagiert sie als alternative Lebensform zur herkömmlichen Familie. Sie habe im Vergleich zur Normalfamilie erhebliche Vorteile: Die Kinder würden hier eher selbstbewußt und selbständig und lernten mehr Eigenverantwortung und Verantwortung für andere; vor allem aber blieben sie von elterlichen Konflikten und Scheidungsschäden verschont. Unehelich geboren wurde 1960 nur jedes 15. Kind, 1970 jedes 18., inzwischen kommt jedes achte Kind unehelich zur Welt. Allerdings wird etwa ein Drittel der nichtehelich geborenen Kinder später durch Heirat "legitimiert"; auch in diesen Fällen hat sich die schon erwähnte Auffassung immer mehr durchgesetzt, daß wegen der Kinder geheiratet wird. Vorurteile gegen solche Kinder und ihre Mütter sind heute kaum noch vorhanden.

Auch diese Familienform ist nicht neu, sie war früher sogar eher weiter verbreitet. Im 17., 18. und 19. Jahrhundert wuchsen etwa gleich viele Kinder wie heute in Einelternfamilien auf, weil die Menschen jünger starben. Neu ist aber, daß die Einelternfamilie in einem ganz erheblichen Maße aus Scheidung oder Trennung hervorgeht. Die meisten dieser Familien sind Mutterfamilien die Vaterfamilien haben einen Anteil von 14 Prozent - weil nach einer Scheidung die Kinder ganz überwiegend

bei der Mutter bleiben. Charakteristisch für diese Familienform ist, daß sie zu einem erheblichen Teil vom Armutsrisiko bedroht ist; sie stellt einen hohen Anteil an Sozialhilfeempfängern und hat ein sehr niedriges Haushaltseinkommen pro Kopf. Etwa 36 Prozent der Kinder von Alleinerziehenden leben unterhalb der Armutsgrenze. Betroffen vom Armutsrisiko sind insbesondere Mutterfamilien, in denen fast alle Kleinstkinder aufwachsen; Vaterfamilien sind dagegen überwiegend in den höheren sozialen Schichten zu finden, wo es ihnen verständlicherweise auch wirtschaftlich besser geht. Immerhin leben etwa 25 Prozent der Alleinerziehenden im eigenen Haus - wenn man die Vaterfamilien mitrechnet.

Bezeichnend für diese Familienform ist, daß in der Öffentlichkeit wie auch in der Wissenschaft ihre *Bezeichnung* umstritten ist. In der Tat trifft jede den Sachverhalt nur teilweise. *Alleinerziehend* ist im Grunde niemand, weil niemand dafür isoliert genug lebt; der eine Elternteil ist vielmehr nur allein sorgeberechtigt, muß also alle für das Kind relevanten Entscheidungen fällen. Von *Einelternfamilien* zu sprechen ist abwegig, wenn der andere Teil noch lebt und sich weiterhin um Kontakt bemüht - mitunter im Rahmen seiner neuen Familie. In solchen sprachlichen Schwierigkeiten kommt nur zum Ausdruck, daß wir mit dem Wort "Familie" eigentlich nur die sogenannte "Normalfamilie" meinen und für die davon abweichenden Formen noch keine präzisen Begriffe gefunden haben, die nicht selbst schon abwertend klingen. Noch bis vor kurzer Zeit sprach man offiziell von "unvollständigen" Familien, wenn ein Elternteil - aus welchen Gründen auch immer - fehlte.

Für die *Stieffamilie* scheinen solche sprachlichen Unklarheiten auf den ersten Blick nicht zu gelten, denn diese Bezeichnung ist seit langem geläufig und recht präzise. Sie meint eine Familienform, in der ein Elternteil nicht der leibliche ist; in diese Rolle sind ja auch die

Erwachsenen aus unserer kleinen Geschichte geraten. Gleichwohl löst der Begriff "Stieffamilie" immer noch negative Assoziationen aus: von der "bösen Stiefmutter" erzählen die Märchen; was wir vernachlässigen, wird "stiefmütterlich" behandelt; "Stiefeltern" gelten immer noch eher als eine Art Ersatz für "richtige" Eltern. Wir werden sehen, daß solche Vorurteile die Betroffenen durchaus bedrängen und zu falschem Verhalten verleiten können.

Ähnlich wie Einelternfamilien sind auch Stieffamilien keine neue Erscheinung; sie wurden früher vor allem durch den Tod eines Elternteils erzwungen. Meist starben die Mütter im Kindbett und deshalb waren Stiefmütter zahlreicher zu finden als Stiefväter. Heute ist es umgekehrt, weil - im Unterschied zu früher - Stieffamilien relativ selten durch den Tod eines Ehepartners entstehen, aber sehr häufig durch Scheidung und durch eine anschließende neue Partnerschaft oder durch nochmalige Heirat, aber die aus der Ehe hervorgegangenen Kinder bleiben überwiegend bei der Mutter. Deshalb überwiegen Stiefvaterfamilien im Verhältnis von etwa 80 zu 20. Sie entstehen aber auch, wenn ledige Mütter einen Mann heiraten oder mit ihm zusammenleben, der nicht der leibliche Vater des Kindes ist.

Über diese Familienform wissen wir wenig, obwohl sie eine lange Tradition hat. Auch die Wissenschaft tappt weitgehend im Dunkeln, weil Stieffamilien äußerlich nicht erkennbar sind und meist auch ihre Besonderheit nicht nach außen zeigen wollen. Das meiste wissen wir von Beratern und Psychologen, die von Stieffamilien oder deren Mitgliedern aufgesucht werden; aber dort treffen wir keine repräsentative Auswahl, sondern nur solche Ratsuchende, die ein nach ihrer Ansicht schwerwiegendes Problem haben und deswegen die Schwelle zur formellen Beratung überschreiten - was bekanntlich nicht alle tun, die ein Problem haben. Die offizielle Statistik

nimmt die Stieffamilie gar nicht erst zur Kenntnis, deshalb sind wir auf Schätzungen angewiesen. Demnach wachsen etwa sechs Prozent aller Kinder in ihr auf, und ihr Anteil beträgt etwa acht Prozent an allen Familien; er ist aber wahrscheinlich erheblich höher, weil Stieffamilien, in denen die Paare nicht verheiratet sind, in der Statistik als Einelternfamilien geführt werden.

Die Stieffamilie ist, wie unsere Eingangsgeschichte schon zeigte, die komplexeste aller Familienformen mit dem größten und unterschiedlichsten Beziehungsgeflecht. Sie ist nicht als Neugründung denkbar - wie die Normalfamilie -, sondern nur als Erweiterung eines bereits vorhandenen Familienkerns; denn die Geschichte der alten Familie wirkt in die neue hinein. Damit erweitert sich auch das verwandtschaftliche Netzwerk, und dementsprechend wird die Stieffamilie zu einem offenen sozialen System mit unklaren Grenzen. Gehören der abwesende Elternteil und dessen Verwandtschaft auch noch zur Familie wie die Verwandten des anwesenden Elternteils? Möglicherweise definieren das die Kinder anders als die Erwachsenen und diese wiederum unterschiedlich je nachdem, wie sie sich ihre Beziehungen in diesem Geflecht wünschen. Schon an solchen Gründungsbedingungen werden spezifische Schwierigkeiten deutlich, mit denen diese Familienform und damit auch das erwachsene Paar zu kämpfen haben, und es erstaunt nicht, daß angeblich etwa die Hälfte dieser Versuche wieder mit Scheidung endet.

Typisch für eine Stieffamilie ist zudem, daß nicht alle ihre Mitglieder miteinander verwandt sind und daß sie zumindest anfänglich über kein gemeinsames Eigentum verfügt; insofern fehlen ihr zwei wichtige Bindemittel, die zumindest nach traditionellen Vorstellungen wichtig für den inneren Zusammenhalt einer Familie waren. Außerdem ist die Rolle des Stiefelternteils unklar geworden, während sie früher verhältnismäßig klar festgelegt

war: Stiefeltern hatten die mütterliche beziehungsweise väterliche Funktion mit allen üblichen, vor allem auch erzieherischen Aufgaben zu übernehmen, so wie sie damals von der sozialen Umwelt verstanden wurden; die Stiefmutter hatte die Kinder wie eine richtige Mutter zu "lieben", der Stiefvater sie wie seine eigenen zu versorgen. Befolgt sie dies - zumindest dem äußeren Augenschein nach -, so genossen sie in ihren Kreisen dafür Respekt. Aber die Märchen verraten schon, daß es nicht immer der Fall war und daß das hehre Leitbild nicht durchweg der Wirklichkeit entsprach. Wer arm war, hatte verständlicherweise lieber eigene als fremde Esser an seinem Tisch; wer reich war, dachte an die Erbfolge und war schon deshalb weniger bereit, mit fremden Kindern zu teilen.

Einer meiner Großväter, der um die Jahrhundertwende als Ungelernter aus Schlesien in den Ruhrbergbau kam, erwarb sich in seinem Milieu großes Ansehen, als er in sehr jungen Jahren die Frau seines Freundes heiratete, weil er ihm am Totenbett versprochen hatte, sich um sie und ihre beiden Kinder zu kümmern. Das war unter den damaligen sozialen Bedingungen -"Liebe" hin oder her - praktisch nur durch Heirat möglich. Dieser Entschluß verschaffte ihm innerhalb der Familie, aber auch in deren sozialem Umfeld soziologisch gesprochen einen Status. Dieser bestand einerseits in der öffentlichen Anerkennung seiner Rolle als Ehemann und Stiefvater, andererseits konnte er diese Anerkennung als Selbstbewußtsein verbuchen, das ihm seine vor allem ökonomisch ungemein schwierige Aufgabe erleichterte.

Heute hat ein Stiefvater überhaupt keinen erkennbaren Status mehr, und das vor allem aus zwei Gründen: Einmal ist ein Vater nicht mehr so dringend erforderlich, um das wirtschaftliche Überleben seiner Familie zu sichern, wie noch zur Zeit meines Großvaters. Zum anderen hat sich in den letzten Jahrzehnten eine psychologisierende Sicht -

die Familie als Beziehungssystem - durchgesetzt, die uns noch öfter zur kritischen Betrachtung Anlaß geben wird. In ihr hat die Familie als *soziales* Phänomen, als *Gemeinschaft* keinen rechten Ort mehr. In diesem Zusammenhang ist es plausibel, einen Stiefvater als jemanden zu betrachten, der eigentlich nur mit der Frau zusammenleben möchte und deren Kinder nur in Kauf nimmt. Der fehlende Status in der öffentlichen Anerkennung schlägt folgerichtig auf seine Position in der Familie durch, verunsichert sein Verhältnis zur Frau und zu den Kindern, und dies kann - wie wir noch sehen werden - zu falschen Einschätzungen und Reaktionen führen, die leicht die Stabilität der neuen Familie gefährden.

Aber davon und von weiteren typischen Problemen der Stieffamilie wird noch zu sprechen sein. Es geht im folgenden um die in der Eingangsgeschichte schon angedeutete *biographische* Dimension der Familienumwandlung, allerdings nur in einem begrenzten Ausschnitt: Aus einer Scheidung entsteht zunächst eine Einelternfamilie, die nach geraumer Zeit durch einen Mann ergänzt wird, der zu den Kindern der Frau in ein Stiefvater-Verhältnis tritt. Diesem Prozeß gilt der erste Teil des Buches, wobei die *pädagogischen Gesichtspunkte* in den Mittelpunkt treten: Was bedeutet diese Entwicklung für die Kinder; wie muß der Umgang der Erwachsenen mit ihnen gestaltet werden; welche Probleme treten auf, und welche Rolle spielt dabei der abwesende Elternteil, in unserem Falle also der leibliche Vater? Beim Nachdenken darüber wird sich zeigen, daß wir unsere Vorstellungen über *die* Familie revidieren müssen, wenn wir diese besonderen Formen richtig verstehen und handhaben wollen. Indem wir uns auf diese speziellen Formen möglichst unvoreingenommen einlassen, werden wir gezwungen, unsere überlieferten Vorstellungen von der Familie, ihrer Funktion und ihren Aufgaben zu revidieren - vor allem im Hinblick auf die beteiligten Kinder: Was ist für diese wirklich

wichtig, damit sie befriedigend aufwachsen können? Ist es in erster Linie die Blutsverwandtschaft, die emotionale Intensität der Beziehungen oder die soziale Zuverlässigkeit des Alltagslebens? Meine These lautet: Am wichtigsten ist für sie die *soziale Zuverlässigkeit*, die Familie als "sozialer Heimathafen". Im übrigen holen sich die Kinder, was sie brauchen, wenn man es ihnen erlaubt.

Für Erwachsene, die in einer Alleinerzieher- oder Stieffamilie leben oder eine solche planen, ist es sehr wichtig, daß diese Fragen und die damit verbundenen Tabus und Vorurteile geklärt werden. Das beweist das Scheitern vieler Stieffamilien; denn sie zerbrechen weniger an objektiven Gründen, die die Beteiligten nicht ändern könnten, sondern an falschen oder auch illusorischen Vorstellungen von ihrer eigenen Situation. Es ist heute üblich geworden zu betonen, man müsse mit allen Beteiligten über alles reden. Das ist gewiß richtig, aber es reicht nicht aus; denn das Ergebnis könnte auch sein, daß sich die Vorurteile und Illusionen dadurch nur verstärken. Zumindest die Erwachsenen müssen vielmehr einen Standpunkt haben, sie müssen wissen, worauf es ankommt, was wirklich wichtig ist und was weniger - sowohl für sich selbst als auch für die Kinder. Das immer nur relativierende Dauerpalaver irritiert Kinder um so mehr, je kleiner sie sind. Wer beispielsweise die Liebe zu seinen Kindern von der Liebe zu seinem Partner nicht deutlich unterscheiden kann, der kann noch so viel darüber reden - es wird ihn nicht weiterbringen. Vielmehr muß er die Vorstellungen, das Denken und die bisherigen Erfahrungen überprüfen; sie dürfen nicht nur "irgendwie" übereinstimmen, sondern müssen auch der Realität entsprechen.

Im zweiten Teil des Buches betrachte ich die Familie in ihrem *Umfeld* - soweit es jedenfalls die Kinder betrifft; denn in Bezug darauf hat sie sich zu bewähren. Die Ratgeberliteratur blendet überwiegend diesen Zusammenhang aus, weil sie der psychologisierenden Sicht verhaftet

bleibt und deshalb den Blick auf die innerfamiliären Beziehungen beschränkt. Aber nicht wenige Krisen gerade auch der Alleinerzieher- und Stieffamilie werden durch das außerfamiliäre Umfeld hervorgerufen - durch die Schule, das Freizeitsystem und die Gleichaltrigen. Deshalb müssen derartige Probleme beim Namen genannt werden, wenn es um eine realistische Betrachtung der Chancen der Familie geht. Allerdings unterscheidet die soziale Umwelt nicht nach Familientypen; ihr ist gleichgültig, ob die Kinder in einer Normalfamilie oder in einer Stieffamilie aufwachsen. Deshalb sind die Überlegungen dieses zweiten Teiles nicht an die hier im Blickfeld stehenden Familientypen gebunden, sondern könnten so ähnlich auch in einem Buch über die Familie im allgemeinen stehen. Allerdings können die im ersten Teil gewonnenen Einsichten über den *sozialen* Charakter der Familie für deren Umgang mit ihrem Umfeld nützlich sein.

Im Schlußteil versuche ich ein Fazit zu ziehen unter der Leitfrage, was die Zukunft für die Familie bringt, über die heute so viele pessimistische Prognosen zu Markte getragen werden.

Zunächst geht es aber um den Prozeß von der Scheidung über die Alleinerzieherfamilie zur Stieffamilie. Dabei wird die Scheidung als vollzogen vorausgesetzt. Dazu sollte man wissen, daß davon etwa 90 000 Kinder in den alten und 60 000 in den neuen Ländern jährlich betroffen sind; mehr als eine Million Kinder aus geschiedenen Ehen leben unter uns. Allerdings dürfen diese Zahlen nicht überinterpretiert werden. Inzwischen wird zwar bei uns etwa jede dritte Ehe geschieden, dennoch wachsen etwa 85 Prozent der Kinder unter 18 Jahren bei ihren leiblichen Eltern auf, weil vor allem kinderlose Ehen geschieden werden und solche, deren Kinder erwachsen sind und nicht mehr bei den Eltern leben. Immerhin ist die Zahl der betroffenen Kinder so groß, daß ihr weiteres

Schicksal nicht nur von privatem, sondern durchaus auch von öffentlichem Interesse ist.

Im folgenden geht es also um eine typisierte Darstellung dessen, was nach einer Scheidung geschieht: Die Kinder bleiben bei der Mutter; diese lebt zunächst mit ihnen allein, lernt dann einen Mann kennen, der zunächst den Status eines Gastes der Familie hat, um dann mit ihm in eine gemeinsame Wohnung zu ziehen. Was bedeutet dieser Vorgang für die Kinder?

20

I. Teil: Von der Scheidung zur Stieffamilie

21

1. Die Zeit der Trauerarbeit und der sozialen Konsolidierung

Wenn die Scheidung vollzogen ist und die Mutter mit ihren Kindern anschließend allein lebt, ist meist eine neue Bindung noch nicht in Sicht. Ganz gleich, ob sie sich in Zukunft überhaupt wieder ergeben wird, zunächst richtet sich der Blick auf die Neuordnung des Alltags. Bevor also von einer Erweiterung der nun verbliebenen Restfamilie gesprochen werden kann, muß von den alleinerziehenden Müttern und ihren Kindern gesprochen werden, also von der Zeit nach der Trennung beziehungsweise Scheidung. Wenn es in den ersten ein bis zwei Jahren "gut läuft", dann gelingt zweierlei:

1. Die Mutter stellt sich der nötigen Trauerarbeit - wie die Psychologen das nennen.
2. Die Kinder gewinnen Vertrauen zu ihrer neuen, wenn auch um den Vater verkürzten Basissozialität Familie.

Eigene Fehler suchen

Die Mutter muß sich darüber klar werden, warum ihre Ehe und Erstfamilie gescheitert ist. Bleibt das für sie unaufgeklärt, wird sie kaum in der Lage sein, eine verbindliche Beziehung mit einem neuen Partner einzugehen, und sie wird möglicherweise mit ihren unverarbeiteten Gefühlen, ihren Ressentiments und ihrer emotionalen Unausgeglichenheit pädagogisch problematisch auf die Kinder wirken. Wer auf die Dauer eine neue Beziehung zu

einem Partner nicht mehr eingehen *könnte* - ob man das *will*, ist eine ganz andere Frage - wird wahrscheinlich auch unsicher mit seinen Kindern umgehen, weil er dann geneigt ist, zu viel "Partnerersatz" von ihnen zu fordern. Das gilt übrigens für Männer genauso, aber von ihnen ist später die Rede, weil sie in unserem Modell ja erst später hinzutreten.

In der ersten Zeit nach der Trennung ist die Versuchung sehr groß, der Mühe der Trauerarbeit dadurch auszuweichen, daß man ein besonders enges, emotional geradezu symbiotisches Verhältnis wie im Mutterleib zu den Kindern anstrebt. Dem kommen diese oft aus Angst vor weiterem Trennungsschmerz entgegen. Im Kopf weiß jede Mutter wohl, wie verhängnisvoll ein solches Verhalten sein kann; denn Kinder sind nicht unser Eigentum, sie werden geboren, um uns zu verlassen, jeden Tag ein Stück mehr, während wir andererseits von unserem erwachsenen Partner erhoffen, daß er uns *nicht* verläßt. (Das ist ja der wesentliche Grund dafür, daß Kindesliebe und Gattenliebe nicht dasselbe sein können und dürfen.) Die Familie - gleich, welche Eltern-Kind-Konstellation sie hat - darf also den Kindern das Weggehen nicht unnötig erschweren.

Die Trauerarbeit ist dann einigermaßen erfolgreich abgeschlossen, wenn man seine eigenen Fehler erkennen und darüber reden kann, ohne von der Schlechtigkeit und Schuld des ehemaligen Partners überwältigt zu werden. Nur die Einsicht in die eigenen Fehler hilft weiter, nicht in die des anderen. Erschwert wird sie allerdings dadurch, daß der ehemalige Partner nahezu täglich gleichsam körperlos anwesend ist. Er ist ja nach der Trennung nicht aus der Welt verschwunden, sondern wirkt über die Kinder weiter in die neue, verkleinerte Familie hinein. Er nimmt das Umgangsrecht mit seinen Kindern wahr und ist auf diese Weise immer gegenwärtig. Für die Kinder andererseits ist wichtig, daß die Beziehung zum abwesen-

den Vater *sofort* weiter gepflegt werden kann, nicht erst nach einer längeren Pause. Das kann zu tatsächlichen oder auch nur eingebildeten Attacken des einen auf den anderen auf dem Umweg über die Kinder führen, deshalb ist Behutsamkeit von beiden Seiten angezeigt. Die nun getrennten Eltern müssen - oft mühsam - lernen, zwischen ihrer Beziehung zu einander und ihrer jeweiligen Beziehung zu ihren Kindern zu unterscheiden; die letztere muß in neuer Form fortgeführt werden, während sich die erstere von der früheren Intimität und Nähe zu einer möglichst freundlichen und höflichen Distanz wandeln muß. Das aber ist, wie alle Betroffenen wissen, ein sehr schwieriges Programm.

Trauerarbeit ist zu einem wichtigen Teil einsame Arbeit an stillen Abenden oder leeren Sonntagen, wo einem "die Decke auf den Kopf fällt", aber man braucht dafür auch Erwachsene, Freunde oder möglicherweise einen beratenden Psychologen. Die Kinder sind auch dann unter keinen Umständen Partner dafür, wenn sie je nach Alter auf ihre Art *ihre* Trauer bearbeiten wollen. Dann ist die Mutter ein Helfer, der angesprochen werden kann, aber kein Partner; denn Kinder trauern in der Regel anders als die Mutter. Möglicherweise sind sie traurig, weil sie ihren Vater gern wieder bei sich hätten, was die Mutter vielleicht gerade nicht will. Deshalb können Kinder ihr dabei kaum helfen, und es verwirrt sie nur, wenn sie die Mutter in dieser Zeit ständig jammernd und depressiv erleben und nicht recht wissen, was sie tun können, um ihr zu helfen. Eine Hilfe in diesem Prozeß der Trauerarbeit sind die Kinder allenfalls in dem Sinne, daß sie als lebendige Aufgabe dastehen und ganz banal versorgt, betreut und beaufsichtigt werden müssen.

"Schlechtes Gewissen"

Ein wichtiger Punkt der Trauerarbeit ist die Bearbeitung des schlechten Gewissens. Eine Trennung oder Scheidung ist zunächst die Sache zweier Erwachsener. Wenn aber Kinder davon betroffen sind, die als Opfer einer solchen Entscheidung dastehen, um die dann möglicherweise jene unwürdigen Kämpfe um das Sorgerecht entbrennen, dann reagiert die öffentliche Meinung noch immer negativ. Hätte man - gemeint ist in erster Linie die Frau, die Mutter - der Kinder wegen nicht doch lieber zurückstecken sollen, bis sie herangewachsen sind? Hätte man die Fehler vermeiden, die man jetzt schon sieht, und damit die Ehe und Familie retten können? Vielleicht war ein anderer Mann (eine andere Frau) im Spiel, und die Kinder wissen davon oder werden es irgendwann erfahren - wie kann man das dann vor ihnen rechtfertigen?

Solche Gewissensfragen kann sich jeder nur persönlich beantworten, wobei nicht zuletzt seine religiöse Grundeinstellung eine Rolle spielt. Aber für die Kinder ist die Entscheidung nun einmal gefallen, deshalb kann es für sie nicht um die Vergangenheit gehen, an der sich das schlechte Gewissen orientiert, sondern nur um die Zukunft, und unter diesem Aspekt ist schlechtes Gewissen für sie völlig unergiebig, weil es sich nicht einmal auf ihre eigene Vergangenheit bezieht, sondern nur auf die Vergangenheit ihrer Eltern.

Man will den Kindern den Übergang nach der Trennung erleichtern und die in der Öffentlichkeit immer wieder mahnend diskutierten Scheidungsfolgen für sie so gering wie möglich halten. So tritt man ihnen mit schlechtem Gewissen entgegen und versucht, es besonders gut zu machen, ihnen besondere Aufmerksamkeit zu widmen, ihnen Wünsche von den Augen abzulesen und sie zu verwöhnen. Aber ein schlechtes Gewissen ist immer schon ein schlechter pädagogischer Ratgeber

gewesen, davon haben die Kinder nichts, jedenfalls nichts Gutes. Es verführt die Erwachsenen eher dazu, ihre pädagogische Verantwortung zu verdrängen, indem sie die Kinder verwöhnen, ihnen keine sozialen Gegenleistungen mehr abverlangen und sie zu emotionalen Erpressern machen ("Wenn du mir das nicht gibst, gehe ich zum Vater!"). Der Wunsch, es besser zu machen oder vielleicht den anderen zu zeigen, daß man die Kinder ebenso gut, wenn nicht besser allein erziehen kann, ist menschlich verständlich, aber Ehrgeiz am falschen Platz.

Normalität herstellen

Kinder wollen im allgemeinen etwas ganz anderes, nämlich ein "stinknormales" Leben führen. Und genau das ist die entscheidende Aufgabe nach einer Trennung: daß nun wieder Ruhe einkehrt, daß alles seinen normalen Gang geht, Kindergarten, Schule, Freizeit, gemeinsame Mahlzeiten, Treffen mit Freunden und anderes mehr. Das möchte ich als soziale Konsolidierung bezeichnen: die Wiederherstellung eines verlässlichen Alltags, die Rückkehr zur Tagesordnung, das Ende der Streitereien, die Wiederherstellung eines angemessenen sozialen und emotionalen Klimas, kurzum, die Erfahrung, daß das Leben weitergeht.

Zu dieser Normalität gehört auch, daß die Mutter ihre Kinder nach der Trennung möglichst nicht anders behandelt als vorher, sich gar nicht erst Gedanken darüber macht, daß sie nun den Vater ersetzen müsse, daß die Kinder dies von ihr verlangen. Sich normal zu verhalten ist nicht zuletzt deshalb schwierig, weil von der Umwelt eine Art Stigmatisierung ausgeht, die man leicht ins eigene Selbstbild übernimmt: Wo der Vater fehle, könne aus der Erziehung der Kinder wohl nichts Rechtes werden. Werden in einer Erstfamilie die Kinder auffällig, gilt

das als einigermaßen normal; bei einer Alleinerzieherfamilie hat man die Erklärung dafür gleich bei der Hand. Also denkt man irgendwann selbst so und wird empfindlich gegenüber objektiv ganz harmlos gemeinten Bemerkungen von Lehrern oder Nachbarn. Gerade in der Zeit nach der Trennung, wo die Trauerarbeit noch nicht beendet ist, kann auf diese Weise ein problematischer Kreislauf entstehen: Man mißverstehet die anderen, reagiert darauf ebenfalls mißverständlich, was wiederum die anderen mißverstehen.

Andererseits gibt es inzwischen so viele Scheidungskinder, daß sie keineswegs mehr Außenseiter werden müssen. Vielmehr beginnt sich die Gesellschaft an ihre Existenz zu gewöhnen, und das kommt den Kindern insofern zugute, als sie kaum mehr in der Schule oder im Freundeskreis gehänselt oder gar verachtet werden; im Gegenteil, sie finden eher Solidarität. Sie bemerken schnell, daß es ihnen nicht allein so geht.

Meist schon während der Scheidungskrise und oft nach einer Trennung reagieren die Kinder mit *Auffälligkeiten*. Das ist normal und bedarf im allgemeinen keiner Psychopharmaka und keines Psychotherapeuten. Selbst wenn ein Schuljahr wegen sinkender Leistungen wiederholt werden muß, ist das höchstens insofern ein Beinbruch, als die Kinder dadurch die Bezugsgruppe ihrer Klassenkameraden verlieren. In solchen Fällen wird erkennbar, daß das Großwerden für Kinder harte Arbeit ist, für die in bestimmten Situationen wie der Trennung von einem Elternteil eine Zeitlang die Kraft fehlt; das Kind muß gleichsam ein wenig ausruhen können; insofern kann die Wiederholung eines Schuljahres eine vernünftige Maßnahme sein. Eine besonders häufige Auffälligkeit bei jungen ist zeitweiliges Bettnässen. Das ist mit besonderen Schamgefühlen ("So ein großer Junge!") und auch mit Ohnmachtsgefühlen verbunden, weil der Junge meist träumt, er befinde sich auf einer Toilette, aber Traum und

Wirklichkeit nicht unterscheiden kann. Das sollte dann möglichst nicht weiter problematisiert werden, etwa mit Psychopharmaka oder Psychotherapie. Eine Gummiunterlage zum Schutz der Matratze genügt nebst dem (wahrheitsgemäßen!) Hinweis: "Viele Jungen haben das eine Zeitlang, niemand weiß genau wieso, aber das ist nicht weiter schlimm, irgendwann hört das wieder auf!"

Der Rat, daß die Mutter ihre Kinder nicht zu Partnern ihrer Trauerarbeit machen sollte, bedeutet natürlich nicht, daß überhaupt nicht mit ihnen über die Scheidung oder Trennung gesprochen werden sollte. Weil die Kinder die einer Scheidung vorausgehenden Auseinandersetzungen nicht nur miterlebt haben, sondern zugleich gelegentlich der Anlaß oder Auslöser waren, kann sich in ihnen - je nach Alter - die Vermutung festsetzen, sie seien zumindest mitschuldig, weil sie "nicht artig" gewesen sind. Dieses schlechte Gewissen sollte so schnell wie möglich angesprochen und ausgeräumt werden, weil es die Kinder empfindlich belasten kann. Dabei muß man keineswegs trickreich pädagogisieren, denn Kinder sind niemals verantwortlich für das, was Erwachsene tun. Die Schwierigkeit während der Zeit der Trauerarbeit besteht allerdings darin, daß man zu leicht geneigt ist, die Schuld am Scheitern der Ehe auch vor den Ohren der Kinder dem ehemaligen Partner zuzuschieben. Das ist ein wichtiger Grund dafür, weshalb man die Kinder dabei nicht zum Partner machen darf, denn sie müssen von nun an ihren eigenen Zugang zum nun abwesenden Vater finden, und dieser Weg führt nicht über die Probleme und Gefühle, die ihre Mutter zu bearbeiten hat.

Gute und schlechte Ratgeber

Eine Zeitlang war es Mode, geschiedenen Frauen zu einer Therapie zu raten, weil sie sonst die Trauerarbeit nicht

leisten und vor allem ihre wirklichen Bedürfnisse nicht entdecken könnten, die - so wurde unterstellt - in ihrer früheren Ehe und Familie und wahrscheinlich schon in ihrer Kindheit unterdrückt worden seien. Das ist - so generell verkündet - ein höchst zweifelhafter Rat. Zunächst einmal ist eine Psychotherapie eine *medizinische* Methode - und das sollte sie auch bleiben -, die nur im Falle besonderer seelischer Leiden anzuwenden ist, die mit den "Bordmitteln" des täglichen Lebens nicht zu bewältigen sind. Die Trauer über eine Trennung oder Scheidung oder über den Verlust des Partners ist aber auch dann etwas Normales, wenn sie eine Zeitlang mit psychosomatischen Beschwerden verbunden sein mag. Zu den "Bordmitteln" gehören nicht nur die guten Freunde, sondern möglicherweise auch sogenannte Selbsthilfegruppen ohne therapeutische Absichten, in denen man andere Alleinerzieher mit den gleichen Problemen kennen lernt und von ihnen vielleicht einiges lernen kann. Fragwürdig ist eine Therapie im Hinblick auf die Kinder, weil sie unausweichlich dazu führt, sich selbst in den Mittelpunkt der eigenen Gefühle und Gedanken zu stellen und wenigstens zeitweise die soziale Unbefangenheit aufzugeben, die im Umgang mit den Kindern für deren Bedürfnis nach "Normalität" so wichtig ist.

Eine andere Frage ist, ob man nicht eine gute, wirklich professionelle Familienberatung aufsuchen sollte, vor allem wenn dort bereits Erfahrungen mit Alleinerzieherfamilien vorliegen, wovon man in der Regel ausgehen kann. Das kann auch dann zweckmäßig sein, wenn man gar kein besonderes Problem - etwa im Hinblick auf die Kinder - vorzutragen hat. In der Regel verfügen solche Beratungsstellen nämlich über wichtige Informationen über Hilfen für die teilweise Versorgung der Kinder (Kindergartenplätze, Horte) und über Möglichkeiten für finanzielle Unterstützung. Viele Menschen haben immer noch mehr oder weniger große Hemmungen, eine professio-

nelle Beratung aufzusuchen, zumal wenn sie sich in einer schwierigen Lage befinden. Aber das moderne Leben ist für alle so kompliziert geworden, daß wir in vieler Hinsicht Beratung brauchen, und wir merken schon gar nicht mehr, wie oft wir uns etwa durch das Fernsehen oder beim Lesen von Zeitschriften "beraten" lassen. Es ist also keineswegs ehrenrührig, eine Beratung in Anspruch zu nehmen, auch dann nicht, wenn dies mehrfach geschieht, weil auch die Kinder einbezogen werden sollen. Im Unterschied zu den Freunden und Bekannten hat der professionelle Berater zwei Vorteile: Erstens ist er emotional unbeteiligt und kann deshalb besser den sachlichen Kern eines Problems erkennen, zweitens verfügt er über Erfahrungen in ähnlich gelagerten Fällen. Andererseits darf man aber auch keine falschen Erwartungen stellen: Lösen muß jeder sein Problem letzten Endes selbst, denn das kann der Berater nicht leisten. Neben der persönlichen steht inzwischen auch eine publizistische Beratung in vielen Zeitschriften, aber auch in einer kaum noch zu übersehenden Fülle von Büchern zur Verfügung. Aber hier ist Vorsicht angebracht! Diese Literatur muß sich nämlich gegen die Konkurrenz im Wettbewerb auf dem Markt behaupten, und deshalb ist die Versuchung groß, besondere Gesichtspunkte herauszustellen, um damit Aufmerksamkeit zu erregen. Das können angeblich neue Forschungsergebnisse sein, die zwar noch nicht hinreichend abgesichert sind, aber bisherige pädagogische Selbstverständlichkeiten zu erschüttern scheinen; oder die Autoren versuchen einfach, eine neue Auffassung durchzusetzen oder eine bereits bekannte einseitig zu übertreiben. In solchen Fällen geht leicht der Bezug zur Ganzheit des kindlichen Lebens verloren, wenn die Eltern sich durch die Lektüre verleiten lassen, solche neuen "Erkenntnisse" auch an ihren Kindern auszuprobieren.

Freude auf morgen ...

Zur sozialen Konsolidierung gehört auch, was der russische Pädagoge Makarenko die "Perspektive" genannt hat, die "Freude auf den morgigen Tag". Wie geht es weiter? Worauf können wir uns alle freuen? Was machen wir im nächsten Urlaub? Es gibt immer etwas, das den Kindern Freude macht, wenn man sie fragt, was man demnächst einmal gemeinsam unternehmen soll. Und wo es um die Perspektive geht, also um die schöne Zukunft, darf man Kinder ruhig ein wenig verwöhnen, weil sie hier ihre eigene Aktivität und Phantasie einbringen können, im Unterschied zur üblichen alltäglichen Verwöhnung, wo sie leicht zu passiven Nutznießern werden. *"Stinknormal" leben, eine Perspektive haben und gebraucht werden - darauf kommt es für sie an.*

Gebraucht werden

Da alleinerziehende Mütter in der Regel berufstätig sein (falls sie nicht gar arbeitslos sind) und zusätzlich den Haushalt erledigen müssen, sind sie auf die Mithilfe der Kinder oft angewiesen. Auf den ersten Blick scheint das eine Benachteiligung zu sein. Einer der häufigsten pädagogischen Fehler in Erstfamilien besteht darin, daß die Kinder nicht zur Mitarbeit im Rahmen des gemeinsamen Haushalts angehalten werden, infolgedessen unselbständig bleiben, in der Familie keine eigene Position gewinnen können und zu bloßen Nutznießern werden, von denen allenfalls die Erfüllung der schulischen Pflichten erwartet wird. An der Schwelle zum Erwachsenenalter behandeln sie ihre Mutter dann wie eine Untergebene, weil sie an das Zum-Nulltarif-Versorgtwerden so gewöhnt sind, daß sie gar nicht mehr erwachsen werden - also die Verantwortung für sich selber übernehmen - wollen oder können.

Im Haushalt mithelfen zu müssen, ist eine pädagogische Chance für die Herausbildung von Selbstbewußtsein und Verantwortungsgefühl und verdient keineswegs ein schlechtes Gewissen von seiten der Mutter. Selbst wenn sie auf diese Hilfe gar nicht angewiesen ist, sollte sie - je nach Alter und Fähigkeit der Kinder - auf deren kontinuierliche Mitarbeit nicht verzichten. Die Zeit, die sie gewinnt, kann sie ja auch für den Umgang mit den Kindern verwenden. Angesichts der heutigen Haushaltstechnologie sind viele Arbeiten weder eine physische noch eine geistige Überforderung für Kinder, allerdings werden sie - wenigstens in Kreisen der Mittelschicht - die Erfahrung machen, daß ihre Freunde es "besser" haben, weil sie nicht zur Mithilfe herangezogen und deshalb scheinbar mehr geliebt werden. Auf die Dauer werden aber die selbstbewußten und verantwortungsfreudigen Kinder von den anderen eher beneidet. Kinder brauchen wie Erwachsene das Gefühl und die Erfahrung, von denen, die ihnen nahestehen, auch gebraucht zu werden, und sie müssen die Erfahrung handgreiflich machen, müssen sehen und anfassen können, was sie für die anderen getan haben. Das pädagogische Elend in vielen normalen Mittelschichtfamilien besteht gerade darin, daß den Kindern solche Erfahrungen systematisch verweigert werden, daß sie statt dessen zu emotionalen Objekten gemacht werden, die es besonders schwer haben, Verantwortung, Initiative und damit Selbstbewußtsein zu entwickeln. An dieser Strategie sollten sich Alleinerziehende nicht aus "schlechtem Gewissen" beteiligen, indem sie etwa auf diese Weise auszugleichen versuchen, was dem Kind an Ehekonflikten früher zugemutet wurde.

Probleme

Jede Familienform hat ihre besonderen Chancen und Probleme, eine problemlose Familienform gibt es nicht. Auch die "Normalfamilie" mit Eltern und leiblichen Kindern hat spezifische Schwierigkeiten, sonst würden ja nicht so viele von ihnen geschieden. Solche Probleme zu kennen ist deshalb wichtig, weil man sie dann durch entsprechendes Handeln auch vermeiden kann.

Früher galt die Einelternfamilie auch in der Wissenschaft als "unvollständig", und unter diesem Etikett wird sie auch heute noch gelegentlich in der Statistik geführt. Damit wird angedeutet, daß ihr etwas fehle, was sonst zum "Normalfall" gehöre, nämlich der zweite Elternteil; deshalb gebe es für die dort aufwachsenden Kinder zusätzliche Erziehungsprobleme. Die Wissenschaftler kleiden ihre Erkenntnisse in die Form von Statistiken, aus denen dann zum Beispiel hervorgeht, daß soundsoviel Prozent der Kinder von Alleinerziehern sozial auffällig werden. Aber solche Resultate muß man mit der gebührenden Distanz betrachten und richtig verstehen. Erstens haben sie eben nur statistischen Wert, das heißt sie sagen über das *einzelne* Kind und seine Familie gar nichts aus. Ob in einer bestimmten Familie tatsächlich ein Kind sozial auffällig wird, entscheidet sich letztlich in dieser Familie selbst, etwa durch ihre erzieherischen Einwirkungen. Zweitens müßte man genau prüfen, woran eine Benachteiligung denn liegen könnte, wenn sie tatsächlich festgestellt wird. Es gibt nämlich auch eine sich selbst erfüllende Prophezeiung. Die Medien, Nachbarn, Freunde, Lehrer können jemandem bestimmte Mängel auch einreden. Wenn die Öffentlichkeit ständig einen Zusammenhang zwischen Alleinerziehung und sozialer Auffälligkeit der Kinder behauptet, glauben die Beteiligten irgendwann daran und verhalten sich so, daß das Vorausgesagte auch tatsächlich eintritt. Gesellschaftliche

Zuschreibungen dieser Art können sogar dazu führen, daß man sich nicht mehr für normal hält, wenn man das behauptete Problem noch nicht hat.

Diesen Mechanismus kann man an kulturellen Moden studieren. So war es in bestimmten Kreisen der Mittelschicht eine Weile durch Gruppendruck reproduzierte Mode, Selbsterfahrungsgruppen aufzusuchen oder sich anderer Formen therapeutischer oder pseudo-therapeutischer Verfahren zu bedienen, als ob man nicht ganz normal sei, wenn man kein entsprechendes Problem vorweisen könne.

Es gibt also keinen wissenschaftlichen Beleg dafür, daß eine Alleinerzieherfamilie im *Prinzip* eine geringere Chance für ein befriedigendes Aufwachsen der Kinder hätte als eine sogenannte normale Erstfamilie. Die Alleinerzieherfamilie hat im wesentlichen zwei Probleme, die aber auch anderen Familien nicht fremd sein müssen.

Emotionale Umklammerung

Als erste Gefahr wurde schon erwähnt, daß die Mütter unter dem Eindruck der Trennungserfahrungen und dessen, was vorausging, für ihre Kinder keine soziale Konsolidierung einleiten, sondern sie in einen emotionalen Käfig sperren und wegen des schlechten Gewissens emotional besonders eng umklammern. Dies geschieht oft auch in der Form, daß sie ihren (ältesten) Sohn zu ihrem Vertrauten machen, mit dem sie besprechen und erörtern, was sie sonst mit ihrem erwachsenen Partner bereden würden. Hier wird die sogenannte Generationen-Trennung aufgehoben, und die Kinder werden in eine Rolle gedrängt, die sie überfordern muß.

Armutsrisiko

Die zweite Gefahr ist sozialpolitischer Natur, und sie besteht darin, daß der Kampf um die wirtschaftliche Existenzsicherung - vor allem, wenn kein oder nur unzureichender Unterhalt für die Kinder gezahlt wird - die Kräfte aufzehrt, die für einen gelassenen und optimistischen Umgang mit den Kindern erforderlich sind. Wie schon erwähnt wurde, ist das Armutsrisiko von alleinerziehenden Mutterfamilien sehr hoch. Hinzu kommt, daß sich viele Väter erfolgreich vor Unterhaltszahlungen drücken.

Früher gerieten Frauen, die - aus welchen Gründen auch immer - ihre Kinder allein aufziehen mußten, meist in noch größere finanzielle Bedrängnis als heute und hatten deshalb auch größere Schwierigkeiten, ihre Kinder zu erziehen. Insofern hatten die Wissenschaftler recht, wenn sie dies feststellten, aber das lag dann nicht in erster Linie daran, daß der Vater als Bezugsperson fehlte, sondern an den finanziellen und sozialen Bedingungen des Aufwachsens.

"Unvollständige" Familie?

Die Etikettierung der Einelternfamilie als "unvollständig" war vielleicht einigermaßen plausibel, solange Mutter- und Vaterrolle klar aufgeteilt waren: Der Vater verdiente den Unterhalt der Familie und vertrat insofern das Realitätsprinzip, das heißt er wußte Bescheid, wie es im Leben zugeht und worauf es ankam, und von daher griff er in die Erziehung ein. Die Mutter war nicht berufstätig, kümmerte sich um das Haus und versorgte alle Familienmitglieder; sie vertrat das Prinzip der Wärme und Geborgenheit. Wäre in einer solchen Familienkonstellation ein Kind ohne Vater aufgewachsen, so hätte eine gewisse

Wahrscheinlichkeit bestanden, daß es weltfremd und verweichlicht wurde, weil die Auseinandersetzung mit den außerhalb der familiären Gegebenheiten auftretenden Ansprüchen der Lebenswirklichkeit nur schwer möglich gewesen wäre. Heute dagegen stehen die Frauen in der Regel selbst im Berufsleben und können das Realitätsprinzip aus eigener Erfahrung in die Kindererziehung einbringen. Für viele besteht jetzt eine Schwierigkeit darin, es vernünftig mit dem Prinzip der Wärme und Geborgenheit zu vermitteln. Sie erleben in ihrer eigenen Person den Konflikt zwischen dem Realitätsprinzip, das sie dazu bringen müßte, unmißverständliche Forderungen an die Kinder zu stellen, und dem ihnen überlieferten Prinzip der Wärme und Geborgenheit. Erstaunlicherweise ist in den letzten Jahren das negative pädagogische Image der "unvollständigen" Familie erneut ins Gespräch gebracht worden, und zwar im Zusammenhang mit Ideen zur schulpädagogischen Reform. Wenn davon die Rede ist, daß die Schule über die Aufgaben des Unterrichts hinaus weitere erzieherische Aufgaben übernehmen müsse, wird zunehmend auf angebliche Mängel der Familienerziehung und in diesem Zusammenhang besonders auf die Einelternfamilie hingewiesen, als sei diese per se erziehungsgefährdend. Diese neue, nun aus einem pädagogischen Berufsinteresse hervorgegangene Diskriminierung muß jedoch ebenso entschieden zurückgewiesen werden wie die frühere.

Noch eine weitere Veränderung ist wichtig. Früher war die Familie weit mehr von der Außenwelt abgeschlossen. Was an Erziehung in ihr geschah, war also wirkungsvoller als heute. Inzwischen ist die Familie nach außen hin viel offener geworden. Ihre Mitglieder - die Kinder spätestens vom Schuleintritt an - richten ihren Blick viel mehr nach außen, die gleichaltrigen Freunde spielen eine größere Rolle als noch vor wenigen Jahrzehnten. Dadurch sind einerseits die pädagogischen Einflußmöglichkeiten des

Elternhauses, also auch die des Vaters, geschwunden, andererseits ergeben sich für Kinder sehr viel mehr Gelegenheiten zu Außenkontakten und damit auch zu Kompensationen. Sie finden Männer im Verwandten- und Freundeskreis der Mutter, und vor allem lernen sie schon früh einen Teil des Realitätsprinzips im Rahmen ihrer Freizeitkontakte und der Schule kennen. Auch hier gilt: Was die Kinder an Kontakten brauchen, werden sie sich auch holen, wenn man es ihnen erlaubt.

Vom Realitätsprinzip einmal abgesehen hat sich auch sonst die Polarisierung von Männlichkeit und Weiblichkeit erheblich vermindert. Männliche Tugenden und Verhaltensweisen wie Kraft, Mut, Verantwortungsfreude, Aggressivität, Sachlichkeit unterliegen seit langem einer öffentlichen Diskriminierung, und zumindest auf der "Beziehungsebene" werden sie den weiblichen immer mehr angenähert, so daß man schon spöttisch von "Pammis" (Väter, die sich mütterlich verhalten wollen) und "Mappis" (Mütter, die sich diesem Verhalten der Väter ihrerseits annähern) gesprochen hat. Wie immer man diese Entwicklung beurteilen will - man kann darauf hinweisen, daß diese Rollenannäherung die weibliche oder männliche Identitätsfindung möglicherweise erschwert -, so liegt doch auf der Hand, daß dieser kulturelle Prozeß die Dringlichkeit der Erziehungsbetätigung des Mannes (umgekehrt natürlich auch der Frau!) deutlich herabsetzt. Abgesehen davon werden viele alleinerziehende Mütter auch Männer zu ihren Freunden zählen, die die Familie besuchen und sich bis zu einem gewissen Grade auch als Gäste der Kinder verstehen. Oft müssen nach einer Scheidung auch die außerfamiliären Kontakte neu geordnet werden, weil sie im wesentlichen über den Mann zustande kamen oder weil sich jetzt Freunde zurückziehen, um nicht als illoyal gegenüber dem ehemaligen Partner zu erscheinen. Das kann mit Enttäuschungen verbunden sein, birgt

aber auch neue Chancen, sich nämlich Zug um Zug einen Freundes- und Bekanntenkreis zu erwerben, in dem man *selbst* gemeint ist. Im Rahmen dieser Neuorientierung sollte aber auch Verständnis dafür entstehen, daß "alte" Freunde, an denen einem eigentlich etwas liegt, auch erst einmal mit der Tatsache fertig werden müssen, daß man nun allein und nicht mehr wie gewohnt als Paar bei ihnen auftritt. Wer von ihnen sich in diesem Klärungsprozeß allerdings unverkennbar zurückziehen will, sollte auch nicht daran gehindert werden; andererseits wird deren Verhalten in der Phase der Trauerarbeit mit ihren besonders sensiblen und oft empfindlichen Reaktionen auch leicht mißverstanden. "Gute" Freunde sind nicht unbedingt solche, die einem nach dem Munde reden oder unkritisch Partei gegen den "Ex" ergreifen; das hilft nämlich wenig.

Männerfeindschaft

In der schwierigen Zeit der Trauerarbeit stellt sich leicht Verbitterung ein, die durch die Kontakte des Vaters zu den Kindern verstärkt werden kann. Oft geht der Haß gegen den "Ex" so weit, daß daraus überhaupt Männerfeindlichkeit entsteht, die durch Verhalten und Erklärungen auf die Kinder übertragen wird und deren Männerbild nachhaltig bestimmen kann - beim Sohn anders als bei der Tochter. Bei einem Jungen besteht dann die Gefahr, daß er das negative Männerbild in sein Selbstbild übernimmt und Schwierigkeiten bekommt, seine männliche Identität zu finden. Bei der Tochter kann es dazu führen, daß sie grundsätzlich mißtrauisch gegenüber Männern aufwächst und später Schwierigkeiten hat, eine verlässliche Beziehung einzugehen. Dies sind übrigens subtile Punkte, die man sich meist gar nicht bewußt macht. Man braucht deshalb gute Freunde, die einem im

Hinblick auf die Kinder solche Entwicklungen aufzeigen, und man sollte sie in einer solchen Lage ausdrücklich darum bitten. Die besten sind in diesem Fall die "Unangenehmen", nicht die Jasager.

Es kommt also darauf an, wie die Mutter mit der vaterlosen Situation umgeht. Sie kann sagen: "Leider konnte ich mit eurem Vater nicht mehr zusammenleben, weil wir uns einfach nicht mehr verstanden haben. Nun müssen wir erst einmal ohne Mann leben; denn ich kann nicht den Erstbesten heiraten, ich muß ihn ja auch liebhaben können und er mich auch; außerdem muß er nett zu euch sein." Ein solcher Tenor läßt ohne jede generelle Diskriminierung die Frage offen, ob die Mutter in Zukunft wieder mit einem Mann zusammenleben wird. Anders wäre es, wenn es etwa hieße: "Ich bin froh, daß ich euren Vater los bin, und ich denke nicht daran, jemals wieder mit einem Mann zusammenzuleben; das sind sowieso alles Strolche! "

Berufstätigkeit

Ein weiteres Vorurteil in diesem Zusammenhang lautet, die Kinder alleinerziehender Mütter, sofern diese berufstätig sind, würden dadurch zwangsläufig vernachlässigt. Jahrelang hat es um die sogenannten Schlüsselkinder - die mit dem Schlüssel um den Hals nach Hause kommen und eine leere Wohnung vorfinden - regelrechte Kampagnen gegeben, um die Mütter zu bewegen, sich lieber um die Kinder zu kümmern, als Geld zu verdienen. Die meisten können sich allerdings diese Alternative bis heute aus finanziellen Gründen gar nicht aussuchen.

Die Berufstätigkeit von Müttern stößt generell immer noch auf den Widerstand insbesondere konservativer Kreise, die darin von vornherein eine Vernachlässigung der Kinder aus vordergründigen materiellen Motiven

erblicken. Auch die Wissenschaft machte dabei mit. Bis in die siebziger Jahre ging sie der Frage nach, welche Defizite für das Kind daraus entstehen, aber nach den möglichen Vorteilen fragte sie kaum. Danach kam die Bindungstheorie in Mode, die für dringend nötig erachtete, daß das Kind zu einer bestimmten Person - eben der Mutter - eine feste Bindung eingehen müsse und daß es sehr bedenklich sei, wenn statt dessen mehrere Personen im Wechsel die Betreuung übernehmen. Diese Theorie war aus Untersuchungen abgeleitet, die man bei Heimkindern angestellt hatte. Sie spielte noch bei der Auseinandersetzung um die "Tagesmütter" in den siebziger Jahren eine Rolle. Damals hatte die (sozialdemokratisch geführte) Bundesregierung ein Modellprojekt gestartet, das berufstätigen Müttern ermöglichen sollte, ihre Kinder während der Arbeitszeit von einer "Tagesmutter" in deren privater Umgebung betreuen zu lassen; das geschah und geschieht zwar ohnehin, wenn die Mütter jemanden dafür bezahlen können, aber als es darum ging, dies auch Frauen zu ermöglichen, die sich eine solche Dienstleistung gar nicht oder allenfalls teilweise finanziell leisten konnten, erhob sich ein Sturm der Entrüstung. Inzwischen haben feministische Stimmen, denen es allerdings in erster Linie um die Interessen der Frauen geht, solche Ansichten weitgehend überwunden; aber untergründig wirken sie zweifellos fort, und vor allem haben viele Mütter diese Bedenken selbst verinnerlicht.

Nun gibt es gewiß keinen Zweifel daran, daß die Beziehung der Kinder zu ihrer Mutter von großer Bedeutung für deren Aufwachsen ist, aber das gilt unabhängig von ihrer Berufstätigkeit, der inzwischen jede zweite nachgeht. Schließlich darf man nicht vergessen, daß die heutige exklusive Mutter-Kind-Beziehung historisch neu ist; früher spielten Dienstboten und größere Geschwister eine bedeutende Rolle. Bindung ergibt nur Sinn, wenn auch Ablösung damit verbunden wird. Das Kind muß von früh

auf lernen, menschliche Beziehungen zu sortieren und sie sich selbst zuzuordnen und dabei zwischen seinen Eltern und anderen Personen zu unterscheiden, die ihm ebenfalls nahe stehen oder die es mag.

Außerdem bringt die Mutter über ihre Berufstätigkeit wichtige Lebenserfahrungen in den Umgang mit ihren Kindern ein. Man darf die Nur-Hausfrau als Mutter auch nicht idealisieren. Sie ist keineswegs von vornherein die bessere Variante für ein befriedigendes Aufwachsen der Kinder. Auch in diesem Falle kommt es vielmehr darauf an, mit welchem Bewußtsein der Umgang mit den Kindern gestaltet wird. Eine nicht berufstätige Mutter neigt auch leicht dazu, ihre Kinder zu sehr emotional gefangenzusetzen, ihnen keine Verantwortung für das Alltagsleben abzuverlangen ("Mutter macht das schon ...") und ihren ganzen Lebenssinn darin zu sehen, die Kinder zu bedienen.

Ob ein Kind Schlüsselkind ist oder nicht, ist für sich genommen bedeutungslos. Wenn solche Kinder irgendwie auffällig werden und erkennen lassen, daß mit ihrer Entwicklung etwas nicht stimmt, dann liegt das niemals an solchen äußeren Bedingungen, sondern daran, daß an der familiären Situation, eben an der sozialen Zuverlässigkeit der Familie etwas nicht stimmt. Ein Kind, das Vertrauen in diese soziale Zuverlässigkeit hat - und solches Vertrauen muß sich immer wieder neu bestätigen, es ist nicht irgendwann ein für allemal da -, wird sich von solchen äußeren Bedingungen seines Lebens nicht sonderlich beeindrucken lassen. Kinder finden sich fast immer mit derartigen Tatsachen ab, wenn sie dazu gezwungen sind. Das gilt auch für wirtschaftliche und finanzielle Einschränkungen, was selbstverständlich nicht heißen soll, es schade ihnen nicht, wenn beispielsweise zahlungssäumige Väter sie ihnen auferlegen.

Die Alleinerzieherfamilie hat also das Problem, daß ein einziger Erwachsener eine Balance finden muß zwischen

beruflicher Tätigkeit und Familienleben, ohne daß er sich mit einem Partner die Arbeit in der Familie und die Betreuung der Kinder teilen kann.

Dies bringt einerseits Entlastung von Konflikten, wie sie nun einmal im Zusammenleben zweier Erwachsener vorkommen; die Mutter konzentriert sich auf ihr eigenes Leben und das ihrer Kinder. Andererseits kann der Alltag dadurch auch zusätzlich belastet werden, insofern zum Beispiel im Falle einer Krankheit der Kinder komplizierte Arrangements erforderlich werden, wenn die Mutter berufstätig ist. Wer soll dann die Kinder betreuen und versorgen? Es liegt auf der Hand, daß die besondere Situation der Alleinerzieherfamilie Begleitung und Ergänzung durch Angebote der öffentlichen Erziehung nötig macht: durch Kinderkrippen, Kindergärten, Ganztagschulen, Freizeitangebote der Jugendarbeit und anderes mehr. Die Politik kann sich nicht länger darauf verlassen, daß diese Probleme privat, also im Verwandten- und Freundeskreis gelöst werden.

Die Alleinerzieherfamilie muß sich also nach außen öffnen, und das kann die Kinder mit anderen Menschen zusammenbringen, von denen sie etwas lernen können. Voraussetzung für solche Chancen sind allerdings eine entsprechende finanzielle Grundlage und ein Angebot öffentlicher Dienstleistungen; am Rande der Armutsgrenze gibt es solche Chancen kaum.

Andererseits wäre niemandem gedient, wollte man die Situation der Alleinerzieherfamilie beschönigen. Sie wird nicht nur durch die oft miserable finanzielle Lage, durch die Stigmatisierung und die Versuchung einer zu engen emotionalen Bindung, sondern auch durch falsche Selbsteinschätzung belastet. Die Alleinerzieherfamilie ist keine Familie mit zwei Erwachsenen, deshalb darf sie sich diesen Typ auch nicht zum Maßstab nehmen. Wenn sie das tut, wird sie alles als Notlösung ansehen, was bei ihr anders sein muß, ohne daß sie die Chancen erkennt, die

darin liegen könnten. Wird diese Einstellung auf die Kinder übertragen ("Eigentlich würde ich das alles gerne anders haben, aber leider muß ich ja arbeiten" ...), dann glauben die Kinder sehr bald auch, daß sie benachteiligt sind und belasten damit ihr Selbstwertgefühl. Wieso ist es aber eine Notlösung, wenn solche Kinder sich mehr in öffentlichen Einrichtungen aufhalten müssen als andere, etwa in Kindergärten und Ganztagschulen? Es kommt doch ganz darauf an, was ihnen dort an Lern- und Geselligkeitsmöglichkeiten angeboten wird! In anderen Ländern wie in Frankreich ist es selbstverständlich, daß den Eltern während der Arbeitszeit ein öffentliches Angebot für einen sinnvollen Aufenthalt der Kinder gemacht wird, und ich kenne keine Beweise dafür, daß sie neurotischer oder sonst entwicklungsgestörter wären als unsere Kinder. Die soziale Konstruktion unseres Lebens geht immer noch davon aus, daß die Mutter am heimischen Herd bleibt; tut sie das nicht, dann ist es eben ihr Problem.

Allerdings ist es auch - aus der Sicht der Kinder - gefährlich, die Situation des Alleinerziehens gleichsam trotzig zu ideologisieren, wie es in der letzten Zeit gelegentlich unter feministischem Vorzeichen geschieht. Die traditionelle Funktion des Vaters in der Familie bestand nicht zuletzt darin, daß er eine allzu enge Bindung des Kindes an die Mutter verhinderte. Eine dauerhafte, enge und vielleicht sogar symbiotische Bindung des Kindes an die Mutter, mag sie subjektiv als noch so beglückend erlebt werden, ist kein Modell für soziales Verhalten außerhalb der Familie, kann also auf keine andere Sozialsituation übertragen werden, vielmehr leicht zu Verhaltensstörungen in Kindergarten und Schule führen. Kommen entsprechende Signale aus diesen Einrichtungen, die auf Verhaltensschwierigkeiten schließen lassen, sollte man ihnen ernsthaft nachgehen. Die einerseits entlastende Tatsache, daß die alleinerziehende Mutter keine Rücksicht auf einen Partner nehmen muß, hat eben

auch den Nachteil, daß jemand fehlt, der Grenzen setzt und insofern zum Nachdenken zwingt. Vor allem, wenn ein Kind ohne Geschwister aufwächst und die Aufmerksamkeit der Mutter sich auf dieses eine Kind konzentriert, kann sich die Familie als Sozialität leicht in eine reine Zweierbeziehung verwandeln, die unter Erwachsenen ihren Platz hat, aber einem Kind nicht guttun kann. Deshalb ist es wichtig, daß die Mutter ihr Leben nicht um das Kind herum organisiert, sondern auch eigene Interessen mit anderen Erwachsenen verfolgt und dafür sorgt, daß ihr Kind *seine* Interessen ebenfalls mit Gleichaltrigen teilen kann. Dafür sind Freunde in der Nachbarschaft nötig, aber auch - je nach Alter des Kindes - Angebote der öffentlichen Erziehung wie Kindergarten oder ein Jugendverband. Diese Einrichtungen sind nicht - wie oft geäußert wird - in erster Linie zur Entlastung der Mutter da, damit sie ihrer Arbeit nachgehen kann, sie sind vielmehr auch unabhängig davon bedeutsam für soziale Lernprozesse des Kindes selbst; auch wenn die Mutter nicht erwerbstätig ist, sollte sie solche Angebote nach Möglichkeit nutzen.

2. Was Kinder wirklich brauchen, oder: Was heißt erziehen?

Unsere Behauptung, daß die Einelternfamilie ebenso wie die später zu behandelnde Stieffamilie für ein befriedigendes Aufwachsen von Kindern als vollgültige Familienform anzusehen ist, zwingt uns zu einer kleinen Zwischenüberlegung darüber, wozu Kinder eine Familie überhaupt brauchen und worin dieses Bedürfnis eigentlich besteht. Wenn nämlich *alle* heute vorfindbaren Familienformen im Prinzip für das Aufwachsen von Kindern geeignet sind - wobei die jeweils typischen Probleme nicht geleugnet werden sollen, dann muß es schon logischerweise dafür einen übergeordneten Gesichtspunkt geben, an dem dies zu messen ist; der kann nur in der Bedürftigkeit des Kindes selbst liegen.

Wenn wir ein hilfloses, gerade geborenes Kind betrachten, das offensichtlich ohne unsere - der Erwachsenen - Hilfe, Fürsorge und Betreuung gar nicht überleben könnte, dann liegt die Vorstellung nahe, daß wir alle Anstrengungen unternehmen müssen, um aus diesem Baby etwas zu "machen", weil sonst nichts aus ihm werden kann. Mit dieser Hilflosigkeit und Unselbständigkeit des kleinen Kindes haben wir früher die Notwendigkeit von Erziehung begründet, daß wir also dem Kind unsere Vorstellungen über ein richtiges Leben nahebringen und es "nach unserem Bilde formen" müßten. Diese Vorstellung von Erziehung, nach der wir unentwegt in das Leben des Kindes eingreifen, hat das Generationenverhältnis der Familie zum Teil enorm belastet. Es gibt eine Fülle

von Literatur darüber, wie Kinder unter ihren Eltern gelitten haben. Diese Vorstellung von Erziehung betrachtet das Kind ja nicht als Person, die zunächst einmal akzeptiert wird, wie sie ist; sie will das Kind vielmehr immer anders haben, als es gerade ist, und daß es sich nach den Wünschen der Eltern ändert. Wenn wir andererseits daran denken, daß eine solche Haltung, bei unserem erwachsenen Partner angewendet, mit hoher Wahrscheinlichkeit zum Bruch der Beziehung führen würde, dann kann man vielleicht ermessen, wie ein Kind empfindet, das ständig die Unzufriedenheit derer fühlt, die es doch liebt.

Diese aus dem überlieferten Erziehungsbegriff fast notwendigerweise resultierende Unzufriedenheit mit dem Kind wurde noch verstärkt durch die *Zukunftsorientierung*. Es war ja nicht damit getan, daß aus dem Kind irgend etwas wurde, damit es seinen Lebensunterhalt selbst verdienen konnte, vielmehr sollte möglichst viel aus ihm werden. Die Familie schämte sich, wenn das Kind keinen angesehenen Beruf erreichte. Die Verantwortung der Eltern bezog sich in erster Linie auf diese Zukunft. Die gute Klassenarbeit ist nötig, damit das Zeugnis gut ist, damit das Abitur gelingt, damit dann ein Studium begonnen werden kann, damit dann schließlich ein angesehener beruflicher Status daraus erwächst, von dem aus eine weitere Karriere entstehen kann. Im Namen dieser Zukunft des Kindes wurde seine Gegenwart wenn nicht unterdrückt, so doch gemäßregelt: Immer hatte das Kind irgend etwas noch nicht oder nicht genügend getan.

Allmählich beginnt sich diese Perspektive zu ändern. Die Eltern merken, daß sie die Zukunft ihrer Kinder immer weniger planen und vorwegnehmen können. Auch haben sich die Werte geändert; viele junge Leute streben gar nicht mehr nach einer solchen beruflichen Karriere, sondern wollen Arbeit und Freizeit auf neue Weise miteinander ausbalancieren. Die Macht der Eltern

über die Zukunft ihrer Kinder schwindet, und in diesem Maße gehen auch die erzieherischen Eingriffe zurück, die im Namen der Zukunft Unzufriedenheit mit der Gegenwart des Kindes zum Ausdruck bringen.

Vor diesem Hintergrund hat eine neue Besinnung darüber eingesetzt, was Erziehung eigentlich noch heißen kann, was also Kinder wirklich brauchen. Damit verbindet sich nun auch eine andere Sicht des Kindes: Galt es früher als *Objekt* erzieherischer Handlungen von Erwachsenen, so wird es nun stärker als *Subjekt* seines Lebens gesehen.

Unstreitig klar ist nur noch, daß ein Kind sehr viel lernen muß, um in die Gesellschaft hineinzuwachsen und an deren Leben produktiv und zu seiner eigenen Befriedigung teilnehmen zu können. Die Erwachsenen - zunächst ausschließlich in der Familie, später auch in der Schule - sind dazu da, solche Lernprozesse zu ermöglichen.

Im Gegensatz zur eben skizzierten Auffassung, daß aus dem Kind nichts werden könne, wenn man nichts aus ihm mache, gehen auch die Wissenschaftler heute immer mehr davon aus, daß das Kind von Anfang an einen eigenen Lebenswillen hat, daß es also seine Persönlichkeit selbst herausbildet, indem es einerseits von den Erwachsenen lernt, mit denen es lebt, andererseits sich mit den Bedingungen und Gegebenheiten, die es vorfindet, auseinandersetzt. Wenn das Kind erwachsen ist, kann niemand mehr feststellen, was an seiner Persönlichkeit, wie wir sie dann vorfinden, Ausdruck seines inneren Wesens, seines Charakters ist, der sich gegen alle äußeren Bedingungen und Gegebenheiten durchgesetzt hat, was auf unmittelbaren Einfluß der Eltern zurückzuführen ist, also auf Erziehung, und was es der Auseinandersetzung mit den Bedingungen seiner Umwelt verdankt. Die Vorstellung, wir Erzieher machten das Kind erst zum Menschen, ist also in höchstem Maße unrealistisch und überhaupt nicht überprüfbar. Realistischer ist vielmehr, davon aus-

zugehen, daß das Kind mit seinem Lebenswillen im wesentlichen sein Leben selbst gestaltet und daß wir Erwachsene ihm dabei helfen müssen. Allerdings ist diese Einsicht nicht immer leicht in die Tat umzusetzen. Die traditionellen Absichten der Erziehung, die eben geschildert wurden, sind zwar weitgehend zurückgetreten, aber verschwunden sind sie noch keineswegs. Immer noch neigen Eltern dazu, ihre *eigenen* Wünsche, die sie an das Kind haben, mit dessen Bedürfnissen zu identifizieren, und die Durchsetzung dieser ihrer Wünsche für Erziehung zu halten. Die Modalitäten ändern sich zwar, aber das Prinzip bleibt.

Derartige Erwartungen und Wünsche waren früher eher *materiell* bedingt - sei es, daß die Kinder ihre Eltern im Alter versorgen sollten, sei es, daß sie den gesellschaftlichen Status der Eltern zumindest erreichen, möglichst aber noch übertreffen sollten. Inzwischen haben sich bei uns - wohl im Zuge der Entwicklung zu höherem allgemeinen Wohlstand - eher *immaterielle* Wünsche der Eltern an ihre Kinder herausgebildet; man könnte sagen, Kinder werden heute vielfach als Mittel zur Selbstverwirklichung empfunden. Jedenfalls glauben Wissenschaftler, dies festzustellen, und in manchen Ratgeberbüchern ist ein solcher manchmal geradezu euphorischer Tenor unüberhörbar. Man verspricht sich demnach vom Umgang mit Kindern eine Befriedigung *eigener* emotionaler Bedürfnisse, wünscht sich eine Stimulation von *eigenen* Gefühlen durch das Kind, erhofft sich vielleicht eine eigentümliche Zärtlichkeit, die vom Kind ausgeht. Dies führt auch dazu, daß die mit der Aufziehung von Kindern verbundenen Schwierigkeiten vor der Geburt unterschätzt werden, so daß der sogenannte "Erst-Kind-Schock" eintritt mit der Folge, daß vielfach auf weitere Kinder verzichtet wird. So wird immer weniger Kindern immer mehr Aufmerksamkeit zuteil; sie werden zu einem kostbaren Gut, erhalten deshalb übertriebene Aufmerk-

samkeit und Fürsorge, werden in der ersten Lebenszeit möglichst von anderen Menschen ferngehalten, auch von Verwandten, und leben so in den ersten Jahren vielfach nur unter Erwachsenen. In diesen Zusammenhang, nämlich das Kind als Möglichkeit der Selbstverwirklichung zu sehen, gehört möglicherweise auch die Tendenz, daß die Väter bei der Geburt anwesend sind, was für etwa 87 Prozent der heutigen Väter zutrifft. In manchen Ratgeberbüchern findet sich der gutgemeinte Hinweis, das Kind sei für einen Mann eine ideale Möglichkeit, sich neu zu entdecken. Auf den ersten Blick drückt sich darin ein besonderer Wille zum Kind aus, eine Entschlossenheit nun auch der Väter, sich dem Kind intensiver als frühere Vätergenerationen vom ersten Augenblick seines Lebens an zuzuwenden. Aber diese Einstellung kann die junge Familie auch von vornherein in eine soziale Isolierung manövrieren. Die (werdende) Mutter wird nun nämlich nicht mehr wie früher von den weiblichen Verwandten beraten, die Geburt bleibt eine Sache der Eltern. Daraus folgt nicht selten eine zu starke emotionale Bindung an das Kind, weil die jungen Eltern ihre Selbständigkeit und ausschließliche Zuständigkeit für das Gedeihen des Kindes betonen und ein hohes Vertrauen in die eigene Kompetenz haben, das nicht selten enttäuscht wird, weil das Kind seinen eigenen Lebenswillen geltend macht und sich nicht als Mittel für die Bedürfnisse seiner Eltern verstehen kann. So löst sich die Elternschaft häufig aus den traditionellen verwandtschaftlichen Zusammenhängen, oder das Kind enttäuscht seine Eltern, wenn es den hohen Ansprüchen nicht genügt. Je mehr die verwandtschaftliche Einbindung schwindet, um so mehr dringen in diese Lücke dem modischen Wechsel unterworfenen Ratgeber aus den Medien ein.

Es gibt also viele Formen, das Wohl des Kindes mit eigenen Wünschen zu verwechseln, und das, was sich modern gibt, muß noch lange nicht pädagogisch fort-

schrittlich sein. Jedenfalls haben wir nach wie vor Grund genug zu fragen, was ein Kind wirklich braucht.

Soziale Zuverlässigkeit

Es braucht - wie schon erwähnt - die *soziale Zuverlässigkeit einer basalen Lebensgemeinschaft*, in der Regel einer Familie. Dazu gehört eine verbindliche, vertrauensvolle menschliche Beziehung zu mindestens einem Erwachsenen - in der Regel der Mutter. Diese Beziehung schafft den nötigen Fundus an Vertrauen, sich mit seiner Lebenswelt aktiv zu befassen und sich mit ihr auseinanderzusetzen. Hier erwartet der Leser wahrscheinlich den Begriff der Liebe. Kommt nicht alles darauf an, daß das Kind geliebt wird und sich geliebt fühlt? Ich zögere, diese Frage einfach zu bejahen.

Kein Mensch hat ein Recht auf Liebe, auch kein Kind. Insofern Liebe ein Gefühl ist, läßt sie sich weder erzwingen noch aus pädagogischen Gründen absichtlich herstellen, sie ist da oder nicht. Liebe können wir also nicht in unsere pädagogischen Planungen einbeziehen, wenn wir fragen, was ein Kind wirklich braucht und worauf es einen moralischen Anspruch hat. Waisenkinder, die etwa in einem SOS-Kinderdorf leben, können in diesem Sinne von bezahltem Personal nicht "geliebt" werden, aber sie können sich trotzdem dort wohlfühlen. Wenn wir behaupten, Liebe sei eine unerläßliche Bedingung dafür, dann machen wir alle solche Fälle - übrigens auch in zahlreichen sogenannten normalen Familien! - zu diskriminierten Außenseitern. Wenn wir also danach fragen, was Kinder wirklich brauchen, um befriedigend aufwachsen zu können, dann müssen wir Gesichtspunkte und Faktoren finden, die - guten Willen vorausgesetzt - jeder Erwachsene im Prinzip auch realisieren kann. Liebe aber ist nicht machbar, sie ist ein Geschenk.

Zudem wird mit diesem Wort in bezug auf Kinder in der Öffentlichkeit leichtfertig umgegangen. Tauchen irgendwo pädagogische Probleme auf, dann heißt es, das komme davon, daß die Kinder nicht genug geliebt würden, daß die Erwachsenen zu egoistisch seien, und damit gilt das Problem als im wesentlichen gekennzeichnet. Nach den konkreten materiellen und finanziellen Bedingungen des Aufwachsens von Kindern wird gar nicht erst gefragt. Der Alltag zeigt eine ganz andere Erfahrung: Wenn die Eltern *einander* lieben und deshalb in Frieden und Optimismus miteinander leben, dann muß man über die Erziehung der Kinder nicht lange reden, dann segeln sie im emotionalen Klima der Eltern mit.

Schließlich muß man genau prüfen, was mit Liebe im Umgang mit Kindern eigentlich gemeint ist. Unseren erwachsenen Partner lieben wir in dem Sinne, daß wir ihm ein Gefühl entgegenbringen, das ausschließlich ihm gilt, keinem anderen Menschen, und wir verbinden damit die Hoffnung, daß dies immer so bleiben möge. (Bei der Hochzeit sind bekanntlich die Liebenden alle katholisch: Sie hoffen, daß ihre Verbindung unauflöslich ist.) Diese Art der ausschließenden Liebe kann im Umgang mit Kindern nicht gemeint sein; denn erstens würde sie das Kind "verschlingen" (und seine Geschwister benachteiligen), zweitens könnte das Kind als Partner sie gar nicht erwidern, schon weil sein Lebenssinn ja unter anderem darin besteht, die Familie zu verlassen, wenn es sie nicht mehr braucht, um vielleicht eine eigene Familie zu gründen.

Die Vorstellungen von "Kindesliebe" beziehungsweise "Mutterliebe" mit ihrer eigentümlichen emotionalen Intensität prägten sich erst seit dem 18. und 19. Jahrhundert aus und bringen eher ein Bedürfnis der Erwachsenen als der Kinder zum Ausdruck, das in den letzten Jahrzehnten durch den Siegeszug psychoanalytischer Konzepte noch verstärkt wurde, nach denen insbesondere die Mutter-Kind-Beziehung vom ersten Lebenstag an von her-

ausragender Bedeutung für die kindliche Entwicklung sei. Auf diese Weise ist vor allem die Mutter ins Blickfeld der Kritik gerückt, wenn das Kind sich nicht erwartungsgemäß entwickelt; versagt es, wird die Mutter dafür verantwortlich gemacht. Die Maßstäbe, die dafür geltend gemacht werden, sind aber sehr allgemein und zudem widersprüchlich formuliert: Die Mutter soll Bindung, aber auch Loslassen ermöglichen; sie soll das Kind lieben, aber nicht emotional überwältigen; sie soll gewähren, aber nicht verwöhnen. Was aber ist im Einzelfälle das richtige Maß? Die vagen Postulate führen nur dazu, daß die Mutter im Grunde immer falsch handelt, was nur nicht jedesmal - etwa als Fehlentwicklung des Kindes - offenbar wird. Die Fixierung auf die Emotionalität verstellt den Blick für die *soziale* Bedeutung des familiären Zusammenlebens. Es ist diese Sozialität Familie, die die wechselnden Gefühle der Familienmitglieder zu disziplinieren und für das gemeinsame Leben produktiv zu machen vermag. Zu dieser Sozialität gehören nicht nur die je individuellen menschlichen Beziehungen, sondern auch die Formen des Familienlebens, die Rituale, gemeinsame Mahlzeiten, die Art und Ausstattung der Wohnung und der den Kindern dort eingeräumte Handlungsspielraum. Dazu gehören ferner das Umfeld, die Wohnlage, die Nachbarn, die menschlichen Kontakte etwa zu Freunden. Wie wichtig dies alles für Kinder ist, was außerhalb der innerfamiliären Beziehungen verläuft, zeigt sich, wenn infolge der Trennung ein Umzug notwendig wird und das neue Umfeld erst wieder mühsam erschlossen werden muß oder wenn ohne Zustimmung der Kinder die Wohnung umgeräumt wird. Dies alles ist mit sozialer Zuverlässigkeit oder "sozialem Heimathafen" auch gemeint, und das ist mehr als das familieninterne, emotional fundierte und oft auch verwirrende Beziehungsgeflecht. Im Zweifel ist Sozialität für Kinder wichtiger als Emotionalität. Wenn alle Mitglieder der Familie

gerne wieder nach Hause kommen - vom Beruf, aus der Schule, aus dem Urlaub -, dann kann man davon ausgehen, daß die Sozialität Familie zuverlässig funktioniert.

Wäre übrigens Liebe zu den Kindern das einzige Motiv für das Zusammenleben mit ihnen, dann wäre der schon in den Märchen verbreitete Verdacht gegen die Stiefeltern mehr als berechtigt. Aber das Zusammenleben mit Kindern hat auch seinen eigenen *sozialen* Sinn. Es kann einfach Spaß machen zu beobachten, wie sie größer werden, wie sie sich ihre Welt aneignen und über sie nachdenken (Kinder sind großartige "Philosophen"!), wie sie Enttäuschungen, Niederlagen und Frustrationen wegstecken, wie sie auf ihre Weise mit Problemen fertig werden. Daran teilzunehmen ist zweifellos eine Bereicherung des Lebens von Erwachsenen mit einer Fülle von teilweise tiefgehenden menschlichen Erfahrungen, die so in keiner anderen Lebenssituation möglich sind. All dies gerät aus dem Blick, wenn wir uns auf die psychologisierte Beziehungsebene allein konzentrieren und den komplexen Charakter der Sozialität aus dem Blick verlieren. Dann ist unter anderem wirklich nicht einzusehen, warum ein Mann, der eine Frau liebt, deswegen auch deren Kinder in Kauf nehmen soll. Die heute übliche Psychologisierung der Familie unterschlägt wichtige menschliche Dimensionen dieser einzigartigen Sozialität. Vor allem aber kann man soziale Zuverlässigkeit herstellen, Gefühle nicht.

Es ist überhaupt zweckmäßig, einmal den Blick von der einzelnen Familie und ihrer Befangenheit in sich selbst zu lösen und auf das Generationenverhältnis überhaupt zu lenken. Unser Leben - privat wie gesellschaftlich - beruht auf einer Art Generationenvertrag. Als wir heutigen Erwachsenen Kinder waren und unsererseits der Hilfe bedurften, um aufwachsen zu können, da gab es für uns zuständige Erwachsene, die diese Aufgaben übernahmen. In meiner Generation sind übrigens viele wegen der

damaligen Kriegsverhältnisse zeitweise bei wildfremden Menschen aufgewachsen, die aber doch auf ihre Weise und nach ihren Möglichkeiten materiell wie auch im Hinblick auf ihre Zuwendung alles bereitstellten, was wir zum Aufwachsen brauchten. Wir haben als Kinder gleichsam einen Kredit bekommen, den wir nun - erwachsen geworden - an die nächste Generation zurückzahlen, indem wir für *deren* Aufwachsen sorgen (durch Zahlen von Steuern, durch Fürsorge für eigene Kinder, durch Aufziehen fremder Kinder, durch Aufnahme von Pflegekindern oder wie immer). Allerdings heißt das auch, daß wir diese Idee des Generationenvertrages an unsere Kinder weitergeben müssen, ihnen also klarmachen, daß auch sie "auf Kredit" leben und ihn später zurückzahlen müssen. Diese Tatsache des Generationenvertrages ist - wie sich noch zeigen wird - die Grundlage für eine Reihe wichtiger pädagogischer Entscheidungen.

Autonomie

Wenn wir uns daran halten, daß Kinder von Anfang an Subjekte ihres Lebens sind und sein sollen, dann brauchen sie einen *autonomen Handlungsraum*, der zunächst sehr begrenzt ist und sich immer mehr erweitert: Die Spielecke in Muttis Nähe, die ganze Wohnung, ein Stück Straße draußen, das Lebensfeld der Gleichaltrigen, bis dem Heranwachsenden schließlich seine Freizeitautonomie zugestanden wird. In diesem Spielraum darf das Kind selbständige Entscheidungen treffen, wird es nicht bevormundet und nur belehrt, wenn es fragt oder wenn Gefahren drohen.

Theoretisch wird man dieser These von der Nichteinmischung der Erwachsenen in den autonomen Handlungsraum des Kindes zustimmen, aber jeder, der mit Kindern umgeht, weiß, wie schwer eine solche Haltung

im Alltag zu realisieren ist. Nehmen wir als Beispiel das leidige Thema Ordnung im Kinderzimmer.

Kinder haben je nach Alter eine eigene Auffassung von der Ordnung der Dinge, mit denen sie umgehen, und diese stimmt meistens nicht mit der Vorstellung überein, die uns die Waschmittelreklame im Typus der sauberen Hausfrau vermittelt. Ordnung ist aber kein Selbstzweck und keine Tugend an sich. Sie drückt eine soziokulturelle Maxime für das Zusammenleben aus. Zu deren ästhetischen Aspekten der schönen Wohnung haben Kinder ohnehin lange keinen Zugang, sie haben ihre eigene Ästhetik. Nimmt man nun die relative Autonomie des kindlichen Handlungsraumes ernst, dann gibt es für Interventionen gegen die Unordnung nur drei plausible Begründungen.

a) *Hygienische Einwände.* Der Dreck hat ein Ausmaß angenommen, daß das Kind sich und die anderen Familienmitglieder gesundheitlich gefährdet. Außer bei kleinen Kindern zieht dieses Argument jedoch nur, wenn so etwas wie beginnende Verwahrlosung vorliegt, also in sehr seltenen Fällen.

b) *Sachen werden beschädigt oder zerstört.* Für alle Dinge, die das Kind besitzt, hat irgend jemand einmal gearbeitet, auch für die Geschenke. Schlampiger Umgang mit Sachen, wie sie unsere Wegwerfgesellschaft so nahelegt, ist also tatsächlich ein soziales Delikt innerhalb der Familie und darf deshalb nicht geduldet werden, weil man dem Kind sonst eine wichtige Wirklichkeitserfahrung über den Zusammenhang von Besitz und Arbeit unterschlägt. Möglicherweise müssen die Sachen wie etwa Kleidung auf Kosten der Eltern ersetzt werden. Wieso eigentlich sollen sie, die ohnehin für das Aufwachsen der Kinder arbeiten und Verzicht leisten, noch zusätzlich für deren Schlamperei arbeiten?

c) *Die Unordnung macht den anderen zusätzliche Arbeit.* Dieser Einwand kann allerdings dann nicht gel-

ten, wenn die Mutter das Kinderzimmer immer wieder nach ihren Maßstäben aufräumt und sich dann über die Mehrarbeit beklagt; denn dann hat sie den autonomen Spielraum des Kindes ja nicht respektiert.

Das Beispiel zeigt - und es wäre durch zahlreiche weitere aus dem Alltag zu ergänzen -, wie schwer es ist, nicht zu intervenieren, wenn das Kind den ihm zugestandenen Spielraum nicht nach unseren Vorstellungen nutzt.

Aber die wichtigste Barriere gegen die Autonomie des Kindes liegt gar nicht auf der Verhaltensebene, wie eben am Beispiel "Ordnung" beschrieben, sondern auf der emotionalen Ebene. Wachsende Autonomie des Kindes bedeutet verminderte Macht der Eltern über sein Leben und vor allem auch über seine Gefühle. Je enger also die Bindung zwischen Eltern und Kindern ist, wie nicht selten bei mütterlicher Alleinerziehung, um so schwerer fällt das allmähliche "Loslassen", um so größer ist die Gefahr, daß das Kind seine Autonomiebestrebungen mit Angst und schlechtem Gewissen erkaufen muß.

Grenzen setzen

Wenn vom autonomen Handlungsspielraum die Rede ist, muß auch von seinen *Grenzen* gesprochen werden. jeder Mensch ist auf Grenzsetzungen durch andere angewiesen, sonst verliert er seine Identität oder gewinnt sie erst gar nicht, und er weiß nicht, wer er ist. Wenn alle Leser diesem Buch ohne jede Einschränkung zustimmten, so würde solch einhelliges Lob mir einerseits guttun, mich andererseits aber auch verwirren. Nur indem wir gezwungen werden, uns mit Grenzen auseinanderzusetzen, können wir uns "abarbeiten" und zugleich einen eigenen Standpunkt gewinnen. Zu wenig Kritik kann genauso entmutigen wie zu viel.

Diese simple, jedem aus seiner Lebenserfahrung geläufige Tatsache gilt auch für den Umgang mit Kindern. Leider wird dies oft nicht gesehen, und unsere pädagogisierte öffentliche Meinung setzt eher darauf, daß man mit ihnen reden müsse, damit sie etwas selbst einsehen und danach handeln. Aber Einsicht erwächst nicht aus dem Inneren der kindlichen Seele, sondern vor allem aus sozialer Arbeit mit anderen und gegen sie. Vom Umgang mit seinen Freunden her ist dem Kind diese Tatsache nicht unbekannt. Da muß es sich behaupten, indem es ständig Grenzerfahrungen macht. Der autonome Handlungsraum, von dem eben die Rede war, muß sich erweitern, je älter das Kind wird. Aber diese Erweiterung darf nicht kampflos zugestanden, sondern muß verdient werden, vor allem durch Zug um Zug erhöhte Verantwortungsfähigkeit. Die Verantwortung der Erwachsenen nimmt in dem Maße ab, wie die des Kindes zunehmen kann. Dies ist schließlich der Sinn des Aufwachsens, daß nämlich das Kind lernt, Stück für Stück sein Leben selbst in die Hand zu nehmen. Deshalb muß es die Fähigkeit dazu in solchen Grenzkämpfen nachweisen. So hat es keinen Sinn, Vorschulkinder fernsehen zu lassen, was sie wollen, weil sie das, was da auf sie zukommen kann, noch gar nicht abschätzen und sortieren können. Hier ist eine strenge Auswahl durch die Erwachsenen angebracht.

Wer nur autonomen Handlungsspielraum zuläßt, ohne die Grenzen zum Thema zu machen, der fördert nicht Initiative und Selbstverantwortung des Kindes, sondern läßt es fortgesetzt ins Leere laufen. Durch Auseinandersetzungen erfährt es dagegen immer wieder, daß die Eltern Anteil nehmen an seinem Leben und ihm nicht gleichgültig gegenüberstehen.

Der pädagogische Zeitgeist ist dagegen eher auf Konfliktfreiheit eingestellt, sein Leitmotiv ist die möglichst konfliktfreie Beziehung. Konflikte gelten in erster Linie als Störung einer idealisierten Harmonie, und es gibt

viele Ratschläge, wie man sie am besten vermeidet oder zumindest schnell bereinigt. Diese Einstellung ist einigermaßen lebensfremd, und eine Diffamierung des Konflikts führt nur zu Verdrängungen und damit zu unehrlichen, jedenfalls nicht offenen Beziehungen.

Natürlich ist damit nicht jeder "Krach" gerechtfertigt, der aus persönlicher Verärgerung oder nervlicher Überanspannung entsteht. Aber es gibt einige grundlegende, nicht personenbedingte, sondern gleichsam strukturelle Konflikte in der Familie, die von der Sachlage her unausweichlich sind und denen man sich nicht entziehen darf. Dazu gehört das Problem der sich ständig erweiternden Grenzen. Hier heißt das Prinzip: Mehr Autonomie und Freiheit nur gegen mehr Verantwortung.

Weitere Grenzerfahrungen erwachsen aus dem Familienleben selbst. Das Kind trifft mit seinen Absichten, Wünschen und Bedürfnissen auf die der anderen Familienmitglieder. Die dadurch bedingte Interessenkollision muß ausbalanciert werden. Das Kind lernt, daß seine Bestrebungen dort an ihre Grenze stoßen, wo sie die der anderen tangieren. Dabei müssen auch die Eltern deutlich machen, daß sie persönliche Interessen haben, die Geld kosten und auf die sie der Kinder wegen verzichten. Sonst können diese das moralische Prinzip des Generationenvertrages nicht begreifen. In vielen Familien schämen sich die Eltern offensichtlich - vor allem die Mütter -, von ihren Bedürfnissen zu sprechen, weil sie meinen, es sei ihre Pflicht, für die Kinder Verzicht zu leisten. So aber stimmt das nicht, und den Kindern entgeht dadurch eine wichtige Erfahrung.

Zuwendung

Das Kind braucht Zuwendung, Aufmerksamkeit und Teilnahme. Dieser Hinweis ist so banal, daß er kaum noch

begründet werden muß. Die Zuwendung gilt der Persönlichkeit des Kindes im ganzen, sie signalisiert Interesse an seiner Person, an seiner Individualität, so wie sie ist. Die Aufmerksamkeit gilt dem, was es tut und sagt. Sie zielt einerseits auf Verstehen dessen, was es will und warum es dies will, sie strebt andererseits aber auch den Dialog an, das Sicheinlassen auf die Sache, die das Kind zur Geltung bringen will und wofür es die Kenntnis und Meinung des Erwachsenen braucht. Teilnahme schließlich signalisiert eine grundlegende Solidarität mit dem Leben des Kindes, mit seinen Erfolgen und Mißerfolgen, mit Freude und Trauer, mit seinen Problemen, die es bewältigen muß. Teilnehmen heißt ermutigen, unterstützen und helfen. Diese Einstellungen sind unentbehrlich für das Kind, sie lassen es einerseits immer wieder die Erfahrung der sozialen Zuverlässigkeit seiner Familie machen, sind andererseits aber auch nötig für die soziale, emotionale und geistige Entwicklung, die das Kind reifer, "erwachsener" werden lassen. Dafür ist Zeit notwendig, aber auch ein Ritual, also eine immer wiederkehrende, dafür vorgesehene Situation. In vielen Familien werden die gemeinsamen Mahlzeiten dafür benutzt und entsprechend ausgedehnt.

Aufgaben

Das Kind braucht Aufgaben, um seine Fähigkeiten entfalten zu können. Viele stellt es sich selbst im Spiel, andere müssen ihm von den Erwachsenen gestellt werden wie in der Schule, wieder andere werden ihm in der Freizeit ermöglicht, etwa Musik oder Sport.

Das Familienleben selbst stellt eine Reihe von Aufgaben, die jedoch meistens von den Erwachsenen übernommen werden. Es gibt viele Familien, in denen darüber gestritten wird, welchen Anteil der Hausarbeit die

berufstätige Mutter oder der Vater zu erledigen hat. Von den Kindern ist in diesem Zusammenhang fast nie die Rede. Untersuchungen belegen, daß die Mitarbeit der Kinder im Haushalt sehr gering ist. Auch im Jugendalter ändert sich das nicht; etwa die Hälfte der jungen Leute räumt nicht einmal das eigene Zimmer auf. Die mangelnde Mitarbeit führt auch dazu, daß hauswirtschaftliche Kenntnisse und Fähigkeiten in der Familie kaum noch gelernt werden, weshalb man sich nicht wundern muß, daß so viele Single-Haushalte auf industriell vorgefertigte Speisen angewiesen sind. In Familien, die es sich leisten können, entlasten weder Ehemann noch Kinder die Hausfrau, sondern eine Haushaltshilfe. Wo Kinder mitarbeiten, dient dies eher pädagogischen Zwecken als der Entlastung der Mutter. Das ist aber nicht Sinn der Sache; die Mithilfe muß schon einen sachlichen Effekt haben, der anderen zugute kommt, sonst wird sie als "Kinderkram" abgewertet. In unseren Mittelschichten scheint sich ein Familienideal durchgesetzt zu haben, das von den Eltern alles, von den Kindern - außer Schularbeiten, und sie sind ebenfalls pädagogisch verfemt - nichts verlangt. Es scheint der Stolz vieler Eltern zu sein, daß sie ihre Kinder zum sozialen Nulltarif groß werden lassen. Wer sich anders verhält, gilt schon fast als Kinderfeind. Sind diese Kinder dann herangewachsen, wundern sich die Eltern darüber, daß sie lebensuntüchtig und verantwortungsunfähig geworden sind.

Dabei liegt doch auf der Hand, daß den Kindern eine wichtige Möglichkeit vorenthalten wird, in einer Ernstsituation - die Aufgaben sind ja vorhanden - Selbständigkeit und Verantwortung zu entwickeln und sich damit zugleich einen festen Standort in der Sozialität Familie zu verschaffen. Wie schon früher erwähnt wurde, wollen Kinder gebraucht werden, und man tut ihnen keinen Gefallen, wenn man dieses Bedürfnis nicht akzeptiert. Später haben sie sich dann so sehr an ihr verantwortungs-

loses Leben gewöhnt, daß sie dies als ihr Recht betrachten.

Etwa vom Schuleintritt an müssen die Kindern an den Aufgaben des Haushaltes regelmäßig beteiligt werden. Regelmäßigkeit ist deshalb wichtig, weil sonst der Eindruck entsteht, sie sollten nur dann herangezogen werden, wenn die Erwachsenen, die sonst die Arbeit tun, gerade keine Lust dazu haben.

Es geht aber nicht nur um den Beitrag des Kindes zum gemeinsamen Wohl der Familie, sondern auch darum, Zug um Zug die Verantwortung für den eigenen Bereich zu übernehmen: für Wäsche und Kleidung und für die Säuberung des Zimmers. Wie solche Regelungen im einzelnen aussehen, muß von den je besonderen Verhältnissen abhängen, aber das Prinzip muß erfahrbar werden, wie es aus der Idee des Generationenvertrages resultiert: Die Kinder erhalten in Gestalt der Fürsorge ihrer Eltern - oder anderer zuständiger Erwachsener - einen Kredit, den sie später zurückzahlen müssen und der nur so lange gilt, wie sie nicht selbst verantwortlich leben können. Was also ein Kind für die Reproduktion seines Lebens schon selbst leisten kann, muß es im Prinzip auch selbst tun. Ein Vierzehnjähriger kann seine Wäsche selbst waschen und bügeln. Die Aufgaben, die sich in der Familie stellen, sind also auch für das Kind eine Herausforderung. Selbstverständlich muß der Umfang seiner Beteiligung so begrenzt werden, daß es seine Fähigkeiten in der Schule wie in der Freizeit möglichst vielseitig entfalten kann. Von Kinderarbeit im Sinne des 19. Jahrhunderts ist hier selbstverständlich nicht die Rede.

Respekt

Das Kind braucht Respekt. Wenn wir es als ein Wesen mit eigener Persönlichkeit betrachten, das nicht erst von uns

zum Menschen gemacht werden muß, sondern sich selbst mit seinem Lebenswillen entwickelt, dann folgt daraus, daß wir diesem Kind wie anderen Menschen Respekt schulden, Respekt vor seiner Persönlichkeit gerade im Hinblick auf Züge, die wir nicht verstehen, aber vor allem auch vor seinen Gefühlen. In diesem Punkte werden Kinder oft nicht ernst genommen, weil sie, vor allem wenn sie klein sind, als etwas Halbfertiges erscheinen, als noch nicht ganz vollwertig oder ernst zu nehmen. Sind sie nicht "niedlich" und "kuschelig", zu "Schmusetierchen" wie geschaffen?

Aber das Kind selbst erlebt sich anders; zu jedem Zeitpunkt seines Lebens fühlt es sich sozusagen erwachsen, nämlich so groß, wie es seinen jeweiligen Möglichkeiten entspricht. Genauso wenig wie von anderen Menschen darf man bestimmte Gefühle von Kindern erwarten oder gar erzwingen. Das gilt auch für die Eltern.

Authentische Erwachsene

Das Kind braucht Erwachsene zum Anfassen. Ohne den Austausch von Gedanken, Meinungen und Gefühlen mit Erwachsenen kann es seine Fähigkeiten nicht entfalten. Die Erwachsenen in der Familie sind dabei deshalb besonders wichtig, weil sie dem Kind am nächsten stehen und weil es ein besonderes Vertrauensverhältnis zu ihnen hat. Aber es hat nur dann etwas von ihnen, wenn sie ihm glaubwürdig, aufrichtig gegenüberstehen, so wie sie sind, mit ihren Stärken und Schwächen, nicht mit pädagogisiertem Getue, wie es den Eltern von vielen Seiten heute nahegelegt wird, als ob Kinder exotische Wesen seien, mit denen man nicht normal umgehen oder reden kann. Ständig sollen die Erwachsenen irgendeinen pädagogischen Hintersinn im Kopf haben, wenn sie sich mit Kindern einlassen. Das sollten wir den professionellen Pädagogen in

der Schule überlassen, aber die Familie ist keine Unterrichtsanstalt, in der Lernziele festgesetzt und dann verwirklicht werden, sondern eine Lebensgemeinschaft von Kindern und Erwachsenen.

Biologische und soziale Elternschaft

Wenn wir uns noch einmal ansehen, was Kinder wirklich brauchen, um befriedigend aufwachsen zu können: die soziale Zuverlässigkeit des Familienverbandes; einen Handlungsraum; Grenzerfahrungen; Zuwendung, Aufmerksamkeit und Teilnahme; Aufgaben; Respekt; "Erwachsene zum Anfassen", dann fällt zweierlei auf.

Was Kinder zum Aufwachsen brauchen, benötigen erstens die Erwachsenen offensichtlich auch selbst für ein befriedigendes Leben: die Familie als "sozialen Heimathafen"; einen autonomen Handlungsspielraum, der ihnen von ihrem Partner zugestanden wird; ständige Erfahrung ihrer Grenzen durch andere; Zuwendung, Aufmerksamkeit und Anteilnahme - vor allem durch ihren Partner -; Respekt und schließlich "Erwachsene zum Anfassen", also Freunde, mit denen man offen sprechen kann. Der Unterschied besteht darin, daß Kinder noch mehr lernen müssen als Erwachsene, und zwar mit dem Ziel, Zug um Zug die Verantwortung für ihr Leben zu übernehmen. Das Leben mit Kindern hat nichts Exotisches an sich, als ob man dafür erst so etwas wie eine pädagogische Fremdsprache lernen müßte. Es ist daher nicht die schlechteste pädagogische Faustregel, Kinder so zu behandeln, wie man als Erwachsener in einer vergleichbaren Situation selbst gern behandelt würde.

Was Kinder brauchen, kann zweitens im Prinzip jeder Erwachsene jedem Kind gewähren, wenn er mit ihm eine familiäre Lebensgemeinschaft einzugehen bereit ist. Er muß es dafür nicht "lieben", es genügt, wenn er es gern

hat und mag, ihm Respekt entgegenbringt, Verantwortung für es übernimmt, insofern es dies selbst noch nicht kann, und es fordert und fördert. Im Prinzip ist also soziale Elternschaft genauso möglich wie biologische, und es hat sie auch immer gegeben. So mußten oft Verwandte die Kinder aufziehen, wenn die Eltern gestorben waren, oder Kinder wurden adoptiert oder lebten in Pflegefamilien. Soziale Elternschaft kann - wie bei meinem in der Einleitung erwähnten Großvater - aus sozialer Not erwachsen oder aus der schon erwähnten Einsicht, daß das Leben mit Kindern gerade dann als Bereicherung der eigenen Existenz erfahren werden kann, wenn die emotionale Bindung nicht sehr eng ist. Manchmal hat man den Eindruck, als würden illusionäre pädagogische Forderungen und Konzepte, die in der Öffentlichkeit herumgeistern, vorzugsweise von solchen Erwachsenen formuliert, die selbst nie mit Kindern zusammengelebt haben. In einer Stieffamilie, von der noch die Rede sein wird, sind beide Formen, die biologische und die soziale Elternschaft, miteinander kombiniert - eine Mischung, die dem Kind zugute kommen kann, wenn das Paar die darin verborgenen Chancen von emotionaler Nähe und Distanz zu nutzen vermag.

Dann nämlich - und von diesem Fall gehen wir ja aus - hat auch Zärtlichkeit einen Platz im Leben der Kinder. Sie markiert nämlich die Grenze dessen, was pädagogisch machbar ist. Ebenso wenig wie die Liebe läßt sich die emotionale Disposition für Zärtlichkeit planmäßig herstellen - also für das spontane Streicheln, Umarmen und Küssen, das Kinder vom Säuglingsalter an kennen. Der Austausch von Zärtlichkeiten zwischen Eltern und Kindern ist, wie jeder weiß, in mancherlei Hinsicht für die Kinder von großer Bedeutung: Nur so können sie selbst Zärtlichkeit lernen. Zugleich drückt sich darin Nähe und Geborgenheit aus, die ich soziale Zuverlässigkeit der Familie nenne.

Ein sozialer Vater, der erst später in das Leben der Kinder eintritt, kann diese für körperliche Zärtlichkeit nötige Nähe nicht von vornherein erwarten. Wenn die Kinder noch sehr klein sind, dann sind sie in diesem Punkte auch meist unbefangen. Sind sie größer - etwa vom Schuleintritt an -, wird die Sache vor allem im Hinblick auf den anwesenden leiblichen Vater und auf dessen Gefühlskompetenz unter Umständen schwieriger. Aber dieses auf den ersten Blick komplexe Problem läßt sich im Alltag durch eine simple Faustregel lösen: den Kindern die Initiative überlassen! Sie werden schon zeigen, ob und wieviel Zärtlichkeit sie haben wollen. Außerdem gibt es eine körperlich zurückhaltende Form von Zärtlichkeit, die sich nicht in stürmischen Umarmungen ausdrückt, sondern sich mit Andeutungen wie freundlichem Schulterklopfen begnügt. Was jeweils das richtige Maß ist, kann nur im Einzelfall herausgefunden werden. Hier kommt es mir auf den Hinweis an, daß Zärtlichkeit nicht zu den Bedürfnissen des Kindes gehört, die jeder Erwachsene jedem Kind gegenüber pädagogisch planen kann.

3. Mutter hat einen Freund

Kehren wir zum Modell unserer Alleinerzieherfamilie zurück! Zur Aufgabe der sozialen Konsolidierung nach der Trennung gehört auch, den Kontakt zum Verwandten- und Freundeskreis nicht abreißen zu lassen, vor allem nicht zu den Menschen, die den Kindern vertraut sind. Dies entspricht deren Wunsch nach der Wiederherstellung eines "stinknormalen" Alltags.

Zu diesem Freundeskreis gehört irgendwann - so unterstellen wir hier einmal - auch ein "Freund", der der Mutter mehr bedeutet als die anderen. Darf sie das den Kindern zumuten?

Mutter kann Freunde haben, so viel sie will, und sie müssen auch den Kindern nicht unbedingt gefallen. Freunde sind niemals dazu da, jedermann zu gefallen, solange sie den Status von Gästen haben. Die Kinder dürfen ja auch ihre Freunde mitbringen. Eine Bedrohung entsteht erst dann, wenn der "Freund" in die Wohnung einzieht oder wenn umgekehrt wegen des neuen Partners ein Umzug bevorsteht. Dieser Schritt muß also sorgfältig überlegt werden, denn davon sind die Kinder unmittelbar in ihrem Alltagsleben betroffen. Er darf eigentlich nur dann erfolgen, wenn die beiden Erwachsenen sich ihrer Sache, also ihrer Beziehung sicher sind, wenn sie nach ihrer Einschätzung langfristig eine Chance hat. Faustregel: Den Partner erst dann in eine mit den Kindern gemeinsame Wohnung aufnehmen, wenn man ihn auch heiraten könnte. Leichtsinnige Erwartungen in dieser Richtung - wie sie vor allem in der Zeit der Trauerarbeit

oft unbewußt entstehen - können das Vertrauen der Kinder in die soziale Stabilität der Familie erschüttern, wenn sie vielleicht noch einmal und möglicherweise sogar öfter die Erfahrung des Scheiterns erleben. In der Regel spricht wenig dafür, das Zusammenziehen mit Eile zu betreiben. Nicht selten bestehen glückliche Partnerschaften über viele Jahre, obwohl mit Rücksicht auf die Kinder - vor allem, wenn *beide* mit eigenen Kindern leben - jeder seine eigene Wohnung behalten hat.

Hier taucht in vielen Fällen ein Grundsatzproblem auf: Darf die Mutter ihren Kindern überhaupt einen "Freund" zumuten? Obwohl sich die öffentliche Meinung in Sachen Sexualität sehr liberalisiert hat, erwartet sie von den Müttern immer noch eine besondere "Tugendhaftigkeit". Wie Erwachsene zu dieser moralischen Seite des Problems stehen, können sie jeweils nur selbst entscheiden. Uns interessieren in diesem Zusammenhang vor allem die Kinder.

Kinder, die noch an ihrem Vater hängen, hoffen - je nach Alter - oft noch jahrelang darauf, daß ihre Eltern sich wieder vertragen. Auch wenn der neue Partner der Mutter längst akzeptiert ist, können noch Zwölfjährige den Wunsch äußern, daß vielleicht irgendwann alle wieder in einer großen Familie friedlich miteinander leben. Auch wenn die Erwachsenen wissen, daß diese Hoffnung illusorisch ist (die Hoffnung der "doppelten Lottchen" in Erich Kästners schöner Kindergeschichte), so haben die Kinder doch ein Recht darauf, daß ihrer Erwartung mit Respekt und Verständnis begegnet wird. Das kann bedeuten, daß in ihrer Gegenwart und in ihrer Augen- und Ohrenweite die Beziehungen der beiden Erwachsenen wirklich nur freundschaftlich und somit taktvoll gegenüber den Kindern sind.

Andererseits kann es aber keinen Zweifel daran geben, daß die Mutter selbstverständlich ein Recht auf eine Partnerbeziehung hat und daß die Kinder nicht das Recht

haben, diese zu verhindern oder zu zensieren ("Der gefällt uns aber nicht!"), solange dieser Partner nicht Mitglied der Familie wird, also die Wohnung nicht teilt. Auch nach der Scheidung ist die Mutter nicht nur für die Kinder da - ein Fehler, der schon manche Erstfamilie belastet -, sondern hat ein Recht auf ihr persönliches, auch von den Kindern unabhängiges Leben, und dies um so mehr, als - was zumindest jüngere Kinder nicht wissen können - deren Wohlergehen auf die Dauer ganz wesentlich davon abhängt, wie wohl sich ihre Mutter fühlt, und dazu können sie eben nur zum Teil beitragen.

Gleichwohl können Kinder sich einer neuen Partnerschaft zum Teil sehr heftig widersetzen. So berichtet die Mutter eines 19jährigen Sohnes und einer 16jährigen Tochter: "Also diese Vorwürfe der Kinder, diese Verurteilung, als hätten sie jeden Respekt vor mir verloren, das war schrecklich für mich. Und schrecklich ist es geblieben, bis auf den heutigen Tag. Nein, eigentlich ist es immer schlimmer geworden. Sie haben sich nicht daran gewöhnt, beide nicht. Sie neiden dem Mann das Fleisch auf dem Teller, wenn er mal bei uns ißt. Das geht so weit, daß Frank einmal bei mir war und wir friedlich zusammensaßen, ganz anständig, wie Freunde, da kam mein Sohn dazu, pflanzte sich vor ihm auf und sagte ihm mitten ins Gesicht: Wenn ich Sie da so sitzen sehe, dann kriege ich das kalte Kotzen.' So in dem Stil. Das muß man sich mal vorstellen, das muß sich dieser erwachsene Mann von einem 19jährigen sagen lassen. Und Nadja benimmt sich nicht besser, aufsässig und völlig verständnislos. Ich sollte mich was schämen, mit einem anderen Mann ins Bett zu gehen, wo ihr Vater erst vor zwei Jahren gestorben ist. Ich hätte kein Recht dazu. Manchmal habe ich fast den Eindruck, sie verachten mich deshalb. Offenbar sind Kinder, auch wenn sie keine Kinder mehr sind, von der Vorstellung beherrscht: eine Mutter habe gefälligst sonst keine Bedürfnisse zu haben. (...) sie verzichten

auf nichts, und ich soll auf alles verzichten. (...) das ist Eifersucht, nichts als blanke Eifersucht. Sie haben immer Angst, er nimmt ihnen etwas weg." (Helga Häsing: Mutter hat einen Freund. Frankfurt 1983. S. 13 f.).

Nun ist das sicher ein Extremfall, weil gerade Heranwachsende, die selbst Freunde und Freundinnen haben, die Partnerbedürfnisse der Mutter oft viel besser verstehen als jüngere Kinder. Diese neigen zu der Ansicht, daß ihre Mutter niemanden sonst brauche, weil sie selbst doch noch im Hause seien. Pubertierende und herangewachsene Kinder meinen allerdings nicht selten, daß sexuelle Bedürfnisse jungen Menschen zwar gemäß, ihrer Mutter jedoch nicht mehr würdig seien, und tragen insofern ein merkwürdig idealisiertes Mutterbild in sich. Über dessen Hintergründe mag man rätseln, aber auf der Verhaltensebene lassen sich an dem erwähnten Beispiel einige grundsätzliche Überlegungen anstellen. Diese "Kinder" sind alt genug, um zu begreifen, was sie tun. Ihr Verhalten, wie es geschildert wird, ist schlicht unverschämt und müßte auch so behandelt werden. Es hat keinen Sinn, da nach psychologisierenden Entschuldigungen zu suchen. Allenfalls ließe sich sagen, daß der Tod des Vaters noch nicht verarbeitet wurde, aber nach Trauer sieht dieses Verhalten nicht aus. Hier müßte die Mutter entschieden Grenzen setzen, zumal der Mann, von dem hier die Rede ist, lediglich einen Gaststatus in der Familie hat. Diese Mutter wäre auch gut beraten, wenn sie sich eine solche Behandlung ihres Gastes energisch verbitten würde; ob sie mit ihm auch schläft oder nicht, geht Kinder in diesem Alter nichts mehr an. Wenn ihnen das nicht paßt, können sie ja ausziehen. Sie haben keinen Anspruch darauf, daß ihr offensichtlicher Egoismus auch noch hofiert wird.

Das soll nicht heißen, daß man Aversionen von Kindern überhaupt nicht ernst nehmen soll. Ernst nehmen im

Sinne von Respektieren muß man immer die *Ängste* von Kindern, ob sie nun berechtigt sind oder nicht. Niemand kann sich seine Ängste aussuchen. Ein Kind kann Angst haben, daß durch den Partner der Mutter die "soziale Heimat" der Familie bedroht wird, daß es gezwungen werden soll, eine bestimmte Art von Beziehung zu dem Fremden einzugehen, oder daß ihm etwas verloren geht, auf das es wirklich einen Anspruch hat wie Zeit der Mutter oder Aufmerksamkeit für seine Probleme. Noch lange nach der Trennung befürchten Kinder zudem, daß sie auch noch den anderen Elternteil verlieren könnten, daß also der fremde Mann ihre Mutter einfach mitnehmen und sie, die Kinder, zurücklassen könnte. Diese Ängste zu respektieren heißt, über sie zu sprechen, sie möglichst auszuräumen. Aber Kinder *müssen* angesichts eines neuen Partners der Mutter solche Ängste nicht haben, deshalb wäre es falsch, sie erst darauf zu bringen, indem man selbst darüber spricht oder sich als eine Art antizipierender Therapeut betätigt, der Probleme lösen möchte, die es (noch) gar nicht gibt.

Anders sieht die Sache aus, wenn hinter dem Widerstand des Kindes in erster Linie jene ausbeuterische Eifersucht steckt, die die Mutter gar nicht mehr als autonome Person wahrnimmt, sondern als rechtlosen Sklaven für die eigene Bedürfnisbefriedigung betrachtet. Jedes Kind wird so, wenn man es so werden läßt - jeder Erwachsene übrigens auch, und es gibt nicht wenige Ehen, die in erster Linie einseitige Ausbeutungsbeziehungen sind. Wir alle brauchen Grenzsetzungen, vor allem von denen, die uns nahe stehen, unsere Sozialfähigkeit erwächst nicht wie eine Frucht aus dem Inneren unserer Seele, sondern sie entsteht und wird erhalten durch unsere alltäglichen sozialen Erfahrungen. Verlangt man von einem Kind nicht immer wieder den Respekt vor den Bedürfnissen anderer Menschen - gerade auch in der Familie - so wird es ihn auch nicht lernen.

Als Faustregel gilt also für die Frage, inwieweit die Kinder ein Recht haben, die Mutter wegen ihres "Freundes" zu kritisieren: Ängste ernst nehmen und zu beseitigen versuchen, Egoismus - je nach Alter des Kindes mehr oder weniger geduldig - zurückweisen.

Wenn Kinder den "Freund" der Mutter, obwohl er auch zu ihnen freundlich ist, vehement ablehnen, dann liegt das Problem in den meisten Fällen bei ihnen und nicht bei dem Freund. Die Mutter muß sich dann fragen, ob ihr Verhältnis zu den Kindern nicht zu symbiotisch geworden ist. Normalerweise reagieren Kinder nämlich schon aus Neugier offen auf einen solchen "Freund", sind zugewandt und wißbegierig.

Manche Frauen versuchen, die Beziehung zu ihrem Partner strikt von ihrem Familienleben zu trennen. Sie treffen sich mit ihm möglichst außerhalb der eigenen Wohnung, um die Kinder herauszuhalten. Das hat den Vorteil, daß sie sich nicht vielleicht an ihn gewöhnen und dann enttäuscht sind, wenn die Beziehung ein Ende hat. Die Frage ist nur, wie befriedigend eine solche Beziehung auf Dauer sein kann, wenn ein so wesentlicher Teil wie das eigene Familienleben ausgeblendet bleiben muß. Vermutlich ist eine solche Trennung der beiden Lebenssphären nicht mehr durchzuhalten, wenn die Beziehung eine gewisse Verbindlichkeit erreicht hat. Spätestens dann sollte man sie gegenüber den Kindern auch nicht mehr verheimlichen, weil sonst die soziale Zuverlässigkeit der Familie Schaden nimmt. Zu ihr gehört nämlich auch der Grundsatz, daß jeder weiß, wie es den anderen geht, wo sie sind und wann sie wieder nach Hause kommen.

Grundsätzlich aber gilt: Nichts ist normaler, als daß Mutter einen "Freund" hat, und mit eben dieser Selbstverständlichkeit sollte die Tatsache den Kindern präsentiert werden. Es ist selbstverständlich, daß "Freunde" auch gelegentlich in der Wohnung übernachten, daß man

in der Freizeit gelegentlich etwas mit ihnen unternimmt. Ebenso selbstverständlich ist auch, daß es den Kindern überlassen bleiben muß, in welcher Weise sie ihrerseits eine Beziehung zu diesem "Freund" wünschen und gestalten. Er selbst tut gut daran, mindestens zunächst zwar offen und zugewandt, aber auch emotional zurückhaltend zu bleiben. Nicht wenige Männer machen in einer solchen Situation den Fehler, die erforderliche Zurückhaltung aufzugeben, um ihrer Partnerin zu demonstrieren, was für tolle Väter sie sein könnten, wenn ... Solange der Partner aber nicht in der Wohnung lebt, hat er auch gegenüber den Kindern nur den Status des Gastes.

Bleibt es bei einem "Freund", der nicht mit der Familie zusammenlebt, so kann er doch, wenn die Kinder ihn wirklich akzeptiert haben, viel für sie tun. Sieht man sich daraufhin noch einmal an, was Kinder wirklich brauchen, so stellt sich heraus, daß im Prinzip sehr vieles davon über diesen Freund, der er nun vielleicht auch für die Kinder geworden ist, vermittelt werden kann. Daß er keinerlei Erziehungsrechte hat und auch keine Rechte geltend machen kann, die aus gemeinsamem Zusammenleben erwachsen, kann auch eine Chance gerade für das Verhältnis zu den Kindern sein: Der Partner kann unbefangen bleiben, ein wirklich freundschaftliches Verhältnis aufbauen, ohne stiefväterliche Pflichten übernehmen zu müssen. Manche Paare sind sicher gut beraten, wenn sie es bei dieser Konstellation belassen, in der Überzeugung, daß dies für sie die richtige Mischung aus Nähe und Distanz ist. Eine Stieffamilie ist dies allerdings nicht, sie bleibt eine Alleinerzieherfamilie.

4. Mutters Freund wird Stiefvater

Eine neue Familie entsteht erst dann, wenn Mutters "Freund" den Status des Gastes der Familie verläßt, um zu ihrem Mitglied zu werden, wenn er also mit der Mutter und den Kindern eine gemeinsame Wohnung bezieht - mit oder ohne Trauschein. Vorausgegangen ist dem sicherlich eine längere Bekanntschaft; der Mann hat die Kinder kennengelernt und mit ihnen eine beiderseits zufriedenstellende Beziehung aufbauen können, kurz: alle sind - so unterstellen wir - mit einem solchen Schritt einverstanden, auch die Kinder.

Was wird anders?

Dieser Schritt vom "Freund" zum Mitglied der Familie wird oft zu schnell vollzogen, denn er hat erhebliche Folgen für alle Beteiligten, und schon manche jahrelang befriedigende Beziehung ist daran gescheitert. Diese Folgen treten unabhängig davon ein, ob nun geheiratet wird oder nicht. Der entscheidende Punkt ist vielmehr der Entschluß, rund um die Uhr in einer gemeinsamen Wohnung zu leben.

Wie bei jeder anderen Familie müssen sich die erwachsenen Partner nun als gleichberechtigt in ihren Rechten und Pflichten verstehen. Das bedeutet für beide, einen Teil ihrer bisherigen Autonomie aufzugeben und die sozialen Verbindlichkeiten anzuerkennen, die aus dem gemeinsamen Zusammenleben erwachsen. Wird eine

der beiden Wohnungen nun zur gemeinsamen, kann das für den bisherigen Alleinbewohner tägliche Einschränkungen bedeuten, die oft erst nach und nach bewußt werden: Fragen des Tagesablaufs, der Ästhetik der Wohnungseinrichtung, der Ordnung und der Arbeitsteilung müssen nun gemeinsam gelöst werden. Bei einer Erstehe gibt es - je nach Alter der Heiratenden - diese Probleme zwar auch, aber in diesem Fall wird in der Regel eine neue, nämlich erste gemeinsame Wohnung bezogen, und jeder hat die Chance, in diesem Sinne mit dem anderen neu anzufangen, dabei zu experimentieren und Erfahrungen zu machen.

Bei einer Stieffamilie gibt es aber bereits einen familiären Kern, nämlich - in unserem Beispiel - Mutter und Kind. Die Chancen desjenigen Partners, der hinzukommt, sind also zunächst einmal geringer, es gibt eben keinen totalen Neuanfang.

Auch das Verhältnis zu den Kindern ändert sich nun erheblich. Der Stiefvater ist zwar nicht erziehungsberechtigt, dies bleibt nach wie vor der Mutter vorbehalten, aber aus der Tatsache des Zusammenlebens mit den Kindern ergibt sich, daß er zum einen seine Interessen und Bedürfnisse im Alltag zur Geltung bringen, andererseits aber auch seine eigene Beziehung zu den Kindern aufbauen muß, eine Beziehung, die nicht "über den Schreibtisch der Mutter laufen" darf.

Die Rolle des Stiefvaters

Das ist ein sehr heikler Punkt. Die Mutter muß nämlich nicht nur dulden, sondern auch wünschen, daß solche Beziehungen zustande kommen, weil die neue Familie sonst zu einer Zweiklassenfamilie würde: Der eine darf die Kinder ermahnen, der andere nicht; oder der eine läßt den Kindern etwas ausrichten, weil er selbst die

Auseinandersetzung nicht führen will oder darf ("Sag deinen Kindern bitte, sie sollen mich bei der Arbeit nicht stören!"). Kommt es nicht dazu, daß die Mutter zwar formell die Erziehungsberechtigung für die Kinder behält, der Partner aber gleichberechtigt an den entsprechenden Überlegungen und auch Entscheidungen beteiligt wird, dann ist das Scheitern vorprogrammiert. In unserem Beispiel ist es die Mutter, die hier etwas hergeben, etwas aufgeben muß. Sagt ein Stiefkind wiederholt zum Stiefvater: "Du bist nicht mein Erzieher, du hast mir nichts zu sagen!" dann muß die Mutter bei dem Kind klarstellen, daß dies eine falsche Sicht der Dinge ist. Weil sie den Zugang des Stiefvaters zu den Stiefkindern freigeben muß, ist es auch meistens falsch, in der Zeit der Trauerarbeit mit einem neuen Partner zusammenzuziehen. Andererseits ist dies auch ein Maßstab für die wiederhergestellte menschliche und pädagogische Reife der Mutter: Wenn sie, obwohl sie ihren Partner liebt, diese Freigabe nicht gewähren kann, dann ist ihr Verhältnis zu den Kindern zu bindend, zu symbiotisch geworden. Die Erfahrung lehrt leider, daß das in vielen Fällen so ist, daß in Wahrheit zwischen ihr und den Kindern gar kein Platz für einen neuen Partner ist, und daß sie ihn vielleicht für alles mögliche haben will, aber eben nicht dafür, mit ihr gemeinsam eine Familie zu schaffen, in der ihre Kinder nicht ausschließlich auf die Mutter fixiert sind.

Symptomatisch für eine zu enge Bindung von Mutter und Kind ist die Angewohnheit der Kinder, bei der Mutter im Bett zu schlafen. In der Zeit der Trennungstrauer suchen sie nachts oft aus Furcht vor weiterem Trennungsverlust die Nähe der Mutter oder der Eltern, was sie ja auch sonst tun, wenn sie etwa krank und deshalb ängstlich sind; das ist normal, solange es sich dabei um Ausnahmen handelt. Werden sie jedoch zur Regel, signalisieren sie zu große Abhängigkeit. Nicht weil "da ein Mann

hingehört" - das ist ja für den Einzelfall längst nicht im voraus entschieden -, sondern weil die Mutter-Kind-Beziehung allzusehr fixiert wird, wäre das ein Irrweg. Das Recht auf Intimität, und zwar auf individuelle, hat in unserer Kultur einen hohen Stellenwert, weil dies zur Ausbildung und Aufrechterhaltung unserer individuellen Autonomie nötig ist. Kinder müssen unter anderem lernen, dieses Recht für sich in Anspruch zu nehmen, es zu kultivieren und jedem anderen ebenfalls zuzugestehen.

Die Mutter muß also ihre Kinder bis zu einem gewissen Grade freigeben für den Stiefvater, sonst kann aus der neuen Familie nichts werden. Wenn sie das auf Dauer nicht kann - man braucht meistens eine gewisse Zeit, um es aus den Alltagserfahrungen zu lernen -, dann ist sie zu keiner Partnerschaft - ganz gleich, mit welchem Mann - fähig und sollte darauf verzichten.

Viele Mütter erkennen diesen Zusammenhang nicht und wundern sich, daß die Männer sie immer wieder verlassen. Aus dieser Erfahrung ist inzwischen in der meist von Frauen dazu geschriebenen Literatur das Klischee entstanden, Männer würden sich überhaupt leicht zurückziehen, weil sie zwar etwas von der Mutter wollten, aber keine Mitverantwortung für die Kinder zu übernehmen bereit seien. Wenn das im Einzelfall wirklich so ist, sollte die Mutter froh sein, wenn der Mann auf diese Weise wegbleibt, denn auch ohne Kinder hätte sie voraussichtlich nicht viel von ihm zu erwarten gehabt. Ein Mann, der eine Frau wirklich liebt, verläßt sie aber nicht einfach deshalb, weil sie für Kinder zu sorgen hat. In jedem Einzelfall muß deshalb auch die umgekehrte Frage gestellt werden: Hat er sich vielleicht trotz seiner Liebe zurückgezogen, weil sein Gefühl in Wirklichkeit nicht erwidert wurde, weil er einsehen mußte, daß in der zu engen Verbindung von Mutter und Kindern weder emotional noch sozial Raum für ihn war?

Andererseits zögern Stiefväter oft, in diese Beziehung von Mutter und Kindern einzudringen und sich ihren eigenen Platz in der Familie zu verschaffen. Sie meinen nicht selten, für den Umgang mit den Kindern bleibe die Mutter zuständig, und sie erwarten von ihr, daß sie ihrerseits die Kinder zurechtweist, wenn sie ungezogen sind. Diese Erwartung steht einem Gast der Familie wohl an, nicht aber dem Familienmitglied, und deshalb muß man sich schon sehr genau überlegen, ob man diesen Status ändern will.

Man kann sich ja mühelos ausmalen, welche Folgen es hat, wenn es in der Familie zwei Klassen von Beziehungen gibt: einerseits auf der Ebene Mutter - Kind, wo der Stiefvater nur passiv beteiligt ist, andererseits auf der Ebene Mutter - Stiefvater, wo wiederum die Kinder nicht beteiligt sind. Beide Ebenen würden sich in der Mutter kreuzen und überschneiden; sie wäre die einzige, die es allen recht machen müßte, während die anderen sich irgendwie von ihr sozial und emotional versorgen ließen. Nein, die Mutter muß deshalb das allergrößte Interesse daran haben, daß ihr ein Teil der Arbeit und Last - gerade auch im Hinblick auf die Kinder - abgenommen wird. Das aber funktioniert nur, wenn der Stiefvater seine eigene, unverwechselbare Beziehung zu ihnen aufbauen kann.

Es gibt auch das Gegenbild, den übereifrigen Stiefvater, wie er nicht selten in Elternversammlungen von Schulen zu finden ist. Kein Vater, so scheint es, kümmert sich so intensiv um die Rechte seiner Kinder in der Schule. Zu Hause versucht er väterlicher zu sein als der Vater, der noch lebt und zu den Kindern vielleicht ein gutes Verhältnis hat. Unter Familie versteht er eine abgekapselte Sozialität, die man unentwegt reproduzieren müsse. Möglicherweise drängt er die Mutter, die Besuche der Kinder bei ihrem Vater einzuschränken oder gar zu verhindern, weil der andere, der leibliche Vater, dieses neue Familien-

idyll um so mehr stört, je besser die Beziehungen der Kinder zu ihm sind.

Dieser übereifrige Stiefvater versucht, zwischen die Kinder und ihren Vater zu treten, erwartet alle jene Emotionalität und Zugewandtheit, die Kinder ihrem Vater angeblich schulden. Dabei übersieht er allerdings eine wichtige, unabänderliche Tatsache: Er hat mit den Kindern nicht von deren Geburt an zusammengelebt, sondern ist erst später in ihr Leben eingetreten. Was vorher war, hat er nicht mit ihnen geteilt. Ebenso wenig wissen die Kinder aus der Zeit davor von ihm, von seinen Kindern, seiner Scheidung. Der Stiefvater kann die Kinder nur nehmen, wie sie sind, wie er sie vorfindet, und erst von diesem Zeitpunkt an kann er sein Leben mit ihnen teilen.

Die Expartner

Bei der Lösung der eben angedeuteten Probleme spielt natürlich eine entscheidende Rolle, wieweit der soziale Vater *seine* Trauerarbeit geleistet hat. Denn auch für ihn gilt, was vorher über die alleinerziehende Mutter gesagt wurde: Wenn er seine Scheidung oder Trennung nicht so verarbeitet hat, daß er seine eigenen Fehler zu sehen vermag, dann steht eine neue Beziehung auf brüchigem Eis. Im Hinblick auf die neue Partnerschaft und vor allem im Hinblick auf die Kinder muß er sich über seine Motive im klaren sein. Sieht er darin für sich wirklich eine neue Chance, mit dieser Partnerin und mit diesem Kind eine gemeinsame familiäre Zukunft anzustreben, oder drängt ihn eher gekränkte Eitelkeit, seiner "Ex", die ihm die Kinder weggenommen hat, zu zeigen, was für ein toller Vater er in Wahrheit ist, daß sie noch bereuen werde, ihn verlassen zu haben?

Beide neuen Partner müssen sicher sein, daß sie sich von ihrem alten Partner innerlich gelöst haben, auch nicht

mehr den geheimen Wunsch haben, mit ihm wieder zusammenzukommen; sonst ist der neue Partner nur Ersatz für den anderen, der nicht mehr zu erreichen ist. Die menschliche Intimität ist aber zu sensibel, als daß dies nicht bemerkt würde. Solange die Partner nicht zusammen wohnen, ist die Distanz groß genug, daß solche emotionalen Unklarheiten unbemerkt bleiben können. Im Unterschied dazu bedarf die neue Familie einer optimistischen Perspektive: Man muß sich vorstellen können, daß das Leben nun schöner und besser wird - was immer man darunter verstehen mag. Solange gegenüber dem alten Partner noch Zorn und Verbitterung vorherrschen, solange es noch nicht möglich ist, mit ihm sachlich über die Kinder zu sprechen, ist die Ablösung von ihm nicht gelungen.

Die Stiefkinder

Welche Rolle sollen nun die Kinder bei der Entscheidung spielen, eine neue Familie zu gründen? Einerseits wissen wir, daß die soziale Zuverlässigkeit der Familie für sie von großer Bedeutung ist. Andererseits gilt aber auch, daß es den Kindern um so besser geht, je wohler sich die Mutter fühlt. Wenn sie einen Mann liebt und sich ebenfalls geliebt fühlt und deshalb mit ihm zusammenleben möchte, dann müssen die Kinder das akzeptieren. Im Normalfall tun sie das auch problemlos, wenn sie den "Freund" der Familie gut genug kennengelernt haben und ihn auch mögen. In einer so wichtigen Frage ein Opfer zu bringen und zu verzichten, entspricht zwar den Drehbüchern einschlägiger Kitschfilme, würde aber auf die Beziehung zu den Kindern negativ zurückwirken, meist in der Form, daß an sie nun besonders hohe Erwartungen als Preis für den Verzicht gerichtet werden.

Wenn also die beiden Erwachsenen sich ihrer Sache sicher sind, sollten sie ihre Entscheidung treffen und sie

den Kindern so mitteilen, daß sie daran das Positive zu erkennen vermögen: eine neue Perspektive für alle Beteiligten. Wenn Kinder - gleich welchen Alters - nicht bereits emotional verbogen sind, merken sie selbst, daß das Glück ihrer Mutter auch ihnen zugute kommt. Die oft geargwöhnte Sorge, daß die Kinder einer solchen Liebesbeziehung im Wege stehen könnten, mag für kurzlebige "Bettgeschichten" zutreffen; aber wenn wirklich zwischen den Erwachsenen der Wunsch besteht, miteinander zu leben, dann erstreckt sich dieses Gefühl auch insofern auf die Kinder, als diese ja ein wichtiges Stück vom Leben des anderen sind und schon von daher zumindest mit Aufmerksamkeit und Zugewandtheit betrachtet werden. Im übrigen gilt auch in dieser Frage: die Angelegenheit nicht unnötig mit den Kindern problematisieren, als ob man ihrer Zustimmung und Verantwortung diese Entscheidung überlassen wolle oder als ob man irgendwelche unbewußten Widerstände und Konflikte bei ihnen vermute.

In den Augen der meisten Kinder ist es "stinknormal", daß zu einer Familie Mann und Frau gehören, und man kann immer wieder beobachten, wie Kinder, vor allem im Alter zwischen sechs und zehn Jahren, nach einer Trennung geradezu rührend bemüht sind, ihre Mutter mit allen Männern, die ihnen gefallen, regelrecht zu "verkuppeln". Vermutlich erwächst dieser Wunsch aus der schon mehrmals erwähnten Hoffnung auf Normalität. Es soll auch in diesem Punkte möglichst nicht anders sein als bei anderen Leuten; andere Familien haben einen Vater, also soll die eigene ebenfalls einen haben.

Die Kinder sind also meistens überhaupt nicht das Problem; sie werden oft nur vorgeschoben, weil in Wirklichkeit die Erwachsenen sich ihrer Beziehungsfähigkeit unsicher geworden sind, und da kommen ihnen die Kinder als Ausrede gerade recht. Wenn die Erwachsenen einander lieben und deshalb miteinander leben wollen,

dann heißt das ja auch, daß einer den anderen so annimmt, wie er ist. Und in diesem Fall gehört zu seinem So-Sein eben auch die Verantwortung für Kinder. Wer das nicht akzeptiert und diese Verantwortung nicht mitzutragen bereit ist, der will den anderen anders haben, als er ist, und das ist bekanntlich etwas anderes als Liebe.

Komplizierte Beziehungen

Gleichwohl bleibt in der Regel bei dem Partner, der Kinder in eine neue Lebensgemeinschaft einbringt, ein Mißtrauen zurück, das wohl erst über längere Zeit hinweg durch gemeinsame positive Erfahrungen abgebaut werden kann. Zumindest bei jeder Auseinandersetzung mit den Kindern - und solche Auseinandersetzungen sind prinzipiell unvermeidlich - kann die Frage auftauchen: "Würde er das mit seinen Kindern auch so machen? Sind meine ihm vielleicht doch im Wege?" Und es wird immer die Gefahr bestehen, daß die Mutter, um ihre Beziehung zu dem Partner zu retten, die Probleme der Kinder mit dem Partner zu ihren eigenen macht, sie zu entschärfen trachtet, vielleicht sogar anfängt, Probleme der Kinder vor ihm zu verheimlichen und auf diese Weise Zug um Zug, unmerklich und ganz ungewollt zu einer Allianz mit den Kindern findet, die sich auf Dauer *gegen* den Partner als Stiefvater richten muß.

Es gibt eine Faustregel für den Fall, daß Geschwister sich streiten und dabei die Eltern auf ihre Seite ziehen wollen: die Nichteinmischung. Diese Regel ist auch hier nützlich: Kein Partei ergreifen für die Kinder, wenn sie mit dem Partner Probleme oder Auseinandersetzungen haben: "Macht das mit ihm aus!" Das schließt natürlich nicht aus, daß die Erwachsenen sich - in Abwesenheit der Kinder - über derartige Probleme verständigen, aber es darf nicht zu dauerhaften Koalitionen innerhalb der

Familie kommen. Das gilt für jede Familie. Erst wenn das allen Beteiligten klar ist, kann es mit der gebührenden Unbefangenheit situationsbedingte Koalitionen geben, wie sie überall dort üblich und notwendig sind, wo Menschen ihre Meinungen austauschen und ihre Interessen und Bedürfnisse miteinander abklären wollen.

Stieffamilien neigen leicht dazu, Konflikten auszuweichen, sie zu verdrängen. Hat man nicht die bittere Erfahrung gemacht, daß sie zum Scheitern der früheren Ehe und Familie geführt haben? Im allgemeinen gehen Erstfamilien unkomplizierter mit ihren internen Konflikten um; sie sind in diesem Punkte sozusagen noch unverbraucht. Aus therapeutischen Erfahrungen weiß man, daß diese Konfliktscheu ein wunder Punkt bei vielen Stieffamilien ist, sie kann auf die Dauer zu schweren, äußerlich oft nicht erkennbaren Zerwürfnissen führen. Dabei liegt doch auf der Hand, daß die Stieffamilie gerade in der Anfangsphase, wenn die sozialen Orientierungen neu gesucht werden, Spannungen ausgesetzt ist.

Das Mißtrauen der Mutter, der Stiefvater könnte sich eine von ihr unabhängige, eigene Position bei den Kindern verschaffen, ist aber nur die eine Seite des Problems, die andere ist, daß der Stiefvater in Auseinandersetzungen leicht den Eindruck gewinnen kann, die Kinder wollten ihn in der neuen Familie isolieren oder vielleicht sogar wieder hinausdrängen. In der Regel ist dies wohl ein Mißverständnis, aber es gibt Fälle, wo es bewußt oder unbewußt tatsächlich die Absicht ist, zumal dann, wenn die Kinder ihren sozialen Vater als Konkurrenz zum abwesenden leiblichen Vater ansehen. Deshalb müssen die beiden Erwachsenen von Anfang an ebenso freundlich wie unmißverständlich klarstellen, daß sie sich als Paar betrachten, das auch dann noch zusammenzubleiben gedenkt, wenn die Kinder längst aus dem Haus sind. Auch in dieser Frage ist es wichtig, die Kinder aus der Befangenheit des Augenblicks herauszuführen und

ihnen Perspektiven, also Ausblicke auf eine schöne Zukunft zu eröffnen.

Wenn man es zuläßt, haben Kinder übrigens einen geradezu altmodischen Familiensinn. Hat der Stiefvater selbst Kinder, die nicht bei ihm leben, betrachten sie diese unbefangen als Mitglieder der eigenen Familie, sind neugierig auf sie und spontan ausgesprochen solidarisch, weil sie ja schließlich dasselbe Scheidungsschicksal erlebt haben. (Ob das so bliebe, wenn diese anderen Kinder wirklich in die Familiengemeinschaft aufgenommen würden, steht allerdings auf einem anderen Blatt; in diesem Falle gäbe es zumindest am Anfang zusätzliche Orientierungsprobleme.)

Überhaupt erweitert sich für die Kinder mit dem Eintritt des Stiefvaters die Familie, insofern seine Angehörigen nun auch "irgendwie" dazugehören. Der Stiefvater hat vielleicht noch Eltern und Geschwistern, zu denen die Kinder Beziehungen aufnehmen, und sie haben nun vielleicht drei Großelternpaare; denn in vielen Fällen bleiben gerade wegen der Kinder auch die Beziehungen zu Verwandten des abwesenden Elternteils aufrechterhalten. Diese Bedingungen können dazu führen, daß die Zweitfamilie sich nicht von der Außenwelt abkapselt, sondern sich öffnet und daß die Kinder differenzierte Kontakte zu Erwachsenen aufnehmen können, die ihnen unterschiedlich nahestehen.

Wie soll man ein Stiefkind lieben?

Unsere neue Stieffamilie ist nun also etabliert, aber sie unterscheidet sich doch in einem wichtigen Punkt von den üblichen Erstfamilien. Die Kinder in unserem Beispiel haben eine enge emotionale Beziehung zu ihrer Mutter, aber wie paßt der Stiefvater da hinein, wie soll er sein Stiefkind "lieben"?

Sind die Kinder klein - etwa im Vorschulalter -, dann ist denkbar, daß sie auch zu ihm eine mehr oder weniger enge emotionale Beziehung eingehen, die zunächst die Bindung an den leiblichen Vater verdrängen kann. Sind sie älter, wird das schwieriger. Wie soll der Stiefvater sich einstellen?

Im vorigen Kapitel habe ich dargestellt, was Kinder brauchen, was man also tun kann, um ihnen ein befriedigendes Aufwachsen zu ermöglichen. Von Gefühlen war dort nicht die Rede, eben weil man sie, wenn sie aufrichtig sein sollen, nicht manipulieren kann, weil sie entweder vorhanden sind oder nicht. Welche emotionalen Beziehungen sich zwischen Stiefvater und Stiefkindern entwickeln werden, bleibt offen und damit von beiden Seiten gestaltunfähig. Da die Kinder die Schwächeren sind, sollte ihnen die Initiative überlassen bleiben. Vielleicht werden diese Beziehungen sehr herzlich werden, es kann aber auch sein, daß sie eher ironisch-distanziert bleiben. Wichtig ist nur, daß sie glaubwürdig sind. Entgegen einer weitverbreiteten Meinung ist es keineswegs nötig, daß die Gefühle des Stiefvaters unbedingt "väterlich" sind, es kann auch genügen, wenn sie wie vor dem Zusammenleben freundschaftlich-zugewandt bleiben. Der Stiefvater ist nicht der Vater der Kinder, zumal dann nicht, wenn der leibliche Vater der Kinder noch lebt, und er sollte diese Rolle von sich aus niemals beanspruchen; wenn die Kinder sie allerdings von ihm erwarten, ist das eine andere Sache.

In diesen Zusammenhang gehört auch die Frage der Anrede. Stieffamilien neigen nicht selten dazu, ihre Besonderheit zu verdrängen und abzuwehren und sich statt dessen am Leitbild der Erstfamilie zu orientieren: Alles soll möglichst so sein wie in einer "richtigen" Familie. Dazu gehört die Erwartung, daß der Stiefvater mit "Vater" oder "Vati" angeredet wird. Dies ruft fast immer Widerstand auf seiten des Kindes hervor, auch wenn es

äußerlich gehorcht. Auch hier sollte unsere Faustregel gelten: Das Kind entscheiden lassen, welche Art von Beziehung es aufnehmen kann und wie es dies in der Anrede ausdrücken will. Die Kinder entscheiden sich fast immer dafür, den Stiefvater mit Vornamen anzureden. Diese Anrede hat sich meist schon in der Zeit ergeben, als er noch Gast der Mutter oder der Familie war. Auch deshalb wäre es unpassend, die Anrede nun plötzlich zu ändern. Eine solche Erwartung ist respektlos gegenüber den Gefühlen des Kindes.

Das gilt auch für die Absicht, den Nachnamen des Kindes zu ändern, ihm den des Stiefvaters zu geben. Dabei muß man bedenken, daß der Name ein wichtiges Stück der Identität ist, was behutsamen Umgang mit ihm nahelegt. Zudem ginge es in unserem Beispiel auch noch darum, dem Kind den Namen seines Vaters zu nehmen. Andererseits kann es den Kindern unangenehm sein, daß sie anders heißen als ihre Mutter, wenn sie den Stiefvater geheiratet hat. In Ausnahmefällen mag eine Namensänderung angebracht sein - falls die Kinder ihr aus Überzeugung zustimmen -, wenn sich zum Beispiel der leibliche Vater völlig von ihnen abgewendet hat und keinen Kontakt mehr wünscht. Im allgemeinen aber muß sich die Zweitfamilie schon auch nach außen zu ihrer Sonderform bekennen und zum Beispiel den Namen der Kinder neben denen der Eltern an der Haustürklingel anbringen, damit die Freunde und der Postbote Bescheid wissen.

Wer erzieht?

Die Tatsache, daß die Beziehungen des Stiefvaters zu den Kindern im allgemeinen distanzierter sind als die der Mutter, ist auch eine besondere Chance für die Sozialität Familie. Er kann abgewogener und gewissermaßen sachlicher auf die Bedürfnisse und das Verhalten der Kinder

reagieren als die Mutter und den einen oder anderen "Gefühlsclinch" entdecken und entwirren. Oft ist das egoistische Ausbeutungsverhältnis der Kinder zu ihrer Mutter, wie es sich nach einer Trennung oder Scheidung fast immer einstellt, noch so stark vorhanden, daß der Stiefvater die Rechte und Ansprüche der Mutter verteidigen und gegebenenfalls sogar durchsetzen muß. Auch in den Gesprächen der Eltern über die Erziehung kann der Stiefvater wegen seiner emotionalen Distanz vieles sachlicher sehen und die Mutter bei ihren Entscheidungen entsprechend beraten.

Damit keine Verwirrung entsteht, sollte auch vor den Kindern klar bleiben, daß nach wie vor die Mutter die grundlegenden Entscheidungen über die Erziehung trifft. Diese scheinbare Benachteiligung des Stiefvaters ist in Wahrheit ein Vorzug; denn unbelastet von dem Anspruch, den Kindern nun ständig als Auch-Erzieher gegenüberzutreten zu müssen, kann er sich relativ unbefangen auf sie einlassen, auf ihr Verhalten, ihre Wünsche, ihre Pläne und Enttäuschungen eingehen. Möglicherweise gewinnt er durch seine Glaubwürdigkeit und Überzeugungskraft mehr Autorität, als wenn er sich ständig als Auch-Erzieher aufspielt.

Auch wenn die Mutter weiterhin die grundlegenden Entscheidungen für die Kinder trifft, so spielt der Stiefvater andererseits im täglichen Zusammenleben die gleiche Rolle wie die Mutter. *Beide*, Mutter und Stiefvater, bestimmen *gemeinsam* und *gleichberechtigt* die Regeln und Normen des familiären Zusammenlebens: den Umgangston, den Stil, das "Klima", das kulturelle Niveau. Es kann nicht genug betont werden, daß die Art und Weise des Zusammenlebens pädagogisch, also für die positive Entwicklung der Kinder viel bedeutsamer ist als irgendwelche erzieherischen Eingriffe. Wie sich die Erwachsenen zueinander und zu den Kindern verhalten, wie und worüber gesprochen wird, wie mit Vor-

urteilen umgegangen wird, welche kulturellen Interessen die Eltern verfolgen, wie sie auf die Pläne, Probleme und Fähigkeiten der Kinder eingehen, das alles macht heute den Kern dessen aus, was die Familie den Kindern mitgeben kann.

Wer bezahlt?

Eine weitere wichtige Frage betrifft die gemeinsame Haushaltsfinanzierung. "Beim Geld hört die Freundschaft auf", lautet ein alter Spruch. In jeder Familie sollte eigentlich die finanzielle Verantwortung aufgeteilt werden; Mann und Frau sollten je nach Absprache für diesen oder jenen Ausgabenbereich verantwortlich sein. Mit der regelmäßigen Zuwendung von Taschengeld übernehmen auch die Kinder die Verantwortung für einen kleinen Teil ihrer Bedürfnisse. Sind sie älter - je nach Reife zwischen 14 und 16 Jahren -, sollten sie ein monatliches Budget bekommen, von dem sie alles außer Essen und Wohnen in der Familie, also zum Beispiel spezielle Kleidung oder Reisen, bestreiten müssen. (Schulbücher sollte man ausnehmen, weil die Kinder versucht sind, daran in erster Linie zu sparen.) Auf diese Weise können sie lernen, einen Haushalt mit Einnahmen und Ausgaben zu führen und vor allem ihre Bedürfnisse zu kontrollieren und je nach ihren finanziellen Möglichkeiten entsprechende (Kauf-)Entscheidungen zu treffen.

Bei einer Stieffamilie stellt sich die Frage nach der finanziellen Verantwortung in besonderer Weise. Wenn beide Partner erwerbstätig sind und Einkünfte haben, liegt es nahe, die Kosten für den gemeinsamen Haushalt in irgendeiner Weise zu teilen, die besonderen Kosten für die Kinder sollten jedoch möglichst weiterhin von der Mutter übernommen werden. Dafür sprechen folgende Überlegungen:

1. Auf diese Weise bleibt die Mutter in diesem Punkt unabhängig von ihrem Partner. Schon in Erstfamilien kann der Streit darüber, wieviel Geld etwa für die "Klamotten" der Kinder ausgegeben werden soll, zu einem Dauerthema werden. Bei der Stieffamilie kommt der schon erwähnte Verdacht hinzu, daß der Stiefvater auf die Dauer bereuen könnte, sich auf die ihm fremden Kinder eingelassen zu haben. Die Frage, welche Ausgaben nun für die Kinder nötig sind oder nicht, ist geeignet, diesen Verdacht aufkommen zu lassen. Es ist ein Gebot der Klugheit, solchen Situationen möglichst aus dem Weg zu gehen. Der Stiefvater kann ja dann zu diesen besonderen Kosten durchaus etwas beitragen (Geburtstag, Weihnachten, Taschengeld).

2. Die Kinder erfahren auf diese Weise, daß jemand persönlich, durch seine Arbeit, für sie aufkommt. Auch in vielen Erstfamilien ist es ein Mangel, daß den Kindern die Ausgaben, die für sie getätigt werden, gar nicht als mit persönlichen Opfern und Verzichten verbunden erscheinen, als gäbe es da irgendwo einen großen Topf, aus dem sich jeder nach Gutdünken bedienen könnte. Jedenfalls werden auch größere Kinder selten in den Haushaltsplan der Familie eingeweiht, sie erhalten keinen Einblick, wieviel Geld eigentlich zur Verfügung steht und wie der Mangel zu verteilen ist. Sowohl aus der schon erwähnten Idee des Generationenvertrages als auch aus der Definition der Familie als sozialer Basis erwächst aber die Konsequenz, daß alle ihre Mitglieder grundsätzlich für den "ausgeglichenen Haushalt" mitverantwortlich sind. Für Kinder muß die Mitverantwortlichkeit anschaulich personalisiert werden, sonst bleibt sie abstrakt. Ihre Haushaltsverantwortung besteht nicht darin, daß sie Geld verdienen, aber darin, daß sie die vorhandenen Sachen pflegen oder zumindest schonen.

Besonderheiten der Stieffamilie

Die Stieffamilie hat also die Chance, besser zu machen, was in der Erstfamilie im Umgang mit Kindern falsch gemacht wurde. Sie ergibt sich aus der emotionalen Distanz des jeweiligen Stiefelternteils, der sozusagen vernünftiger denken und handeln kann als der emotional viel mehr an die Kinder gefesselte Elternteil, in unserem Beispiel die Mutter. Es wäre also für die Kinder nur ein Nachteil, würde die Stieffamilie sich von vornherein als familiäre Ersatzlösung verstehen, in dem Glauben, sie müsse, um die Norm der Erstfamilie zu erreichen, es besonders gut machen. Die Stieffamilie ist keine Erstfamilie, aber sie ist zu einem Familientyp eigener Art geworden, der seine besonderen Chancen hat. Sie sollte diese Chancen erkennen und sich nach innen wie nach außen entsprechend selbstbewußt präsentieren.

Allerdings muß sie auch ihre Besonderheiten, die sie zu einer gleichberechtigten Familienform eigener Art machen, akzeptieren.

1. Ein leiblicher Elternteil - in unserem Beispiel der Vater - ist nicht Mitglied dieser Familie, bleibt aber weiterhin für die Kinder mitverantwortlich und sollte - davon wird im nächsten Kapitel die Rede sein - den Kontakt zu ihnen möglichst behalten. Der Stiefvater kann nicht an seine Stelle treten, er muß also eine andere Art von Beziehung zu seinen Stiefkindern aufbauen. Das ist schwierig, weil es dafür keinen klaren Status gibt, aber deswegen auch eine Herausforderung an die soziale und emotionale Kreativität aller Beteiligten.

2. Mutter und Stiefvater haben zwar gleiche Rechte und Pflichten im Hinblick auf das Zusammenleben in der Familie, aber die Erziehungskompetenz bleibt letzten Endes beim leiblichen Elternteil, hier also bei der Mutter. Sie muß die entsprechenden Auseinandersetzungen mit den Kindern führen, der Stiefvater kann sie dabei nur

beraten, ermutigen, unterstützen. Das schließt nicht aus, sondern ein, daß er auch von seinem Status her kritisch und unterstützend Anteil am Leben der Kinder nimmt und dabei seine Kenntnisse und Lebenserfahrungen einbringt. Wird diese Rollentrennung unklar, weil entweder die Mutter ihre Verantwortung an den Stiefvater abgeben will oder dieser sie von sich aus beansprucht, dann drohen Beziehungskonfusionen. An diesem Punkte werden wohl die meisten Fehler in Stieffamilien gemacht, weil hier leicht das normative Leitbild der Erstfamilie durchschlägt.

3. Eine Stieffamilie beruht von vornherein auf einer Ungleichheit: es gibt einen Familienkern - in unserem Beispiel Mutter und Kinder -, zu dem eine weitere Person - der Stiefvater - hinzutritt. Diese Ungleichheit muß akzeptiert und produktiv gestaltet werden, auch wenn sie auf die Dauer im Bewußtsein der Beteiligten und im Familienalltag immer bedeutungsloser werden sollte.

4. Eine bisher noch nicht erwähnte Besonderheit besteht darin, daß die Intimität, die ja charakteristisch für die Familie ist und sie von allen anderen Sozialformen unterscheidet, in der Stieffamilie andere Grenzen hat. In der Erstfamilie wird sie durch das immer noch kulturell sehr wirksame Inzest-Tabu begrenzt. In der Stieffamilie muß diese Grenze im Verhältnis von Stiefvater und Stiefkindern - und auch zwischen Stiefgeschwistern - sehr viel bewußter gezogen werden. Das gilt vor allem dann, wenn die Kinder in die Pubertät kommen. Da können sich Verführungssituationen ergeben, die in einer Erstfamilie relativ unwahrscheinlich sind. Da andererseits Mütter leicht entsprechende Befürchtungen hegen, sollten die beiden Erwachsenen darüber offen sprechen, zumal oft auch harmlose Flachereien zu Mißverständnissen führen können. Aber es wäre falsch und auf andere Weise belastend für das Familienklima, wenn nun Verklemmung um sich greifen würde. Es muß genügen, daß die

beiden Erwachsenen sich diese Besonderheit klarmachen und entsprechend verhalten.

Da jeder Erwachsene weiß, wie man Verführungssituationen herstellt, weiß er auch, wie man sie vermeiden kann. Leider sind sexuelle Beziehungen zwischen Stiefeltern und Stiefkindern nicht unbekannt, und sie signalisieren dann nicht nur eine Krise in der Paarbeziehung, sondern zerstören auch die Familie als soziale Gemeinschaft unwiderruflich.

5. Festzuhalten bleibt die Einsicht, daß die Stieffamilie sich in erster Linie vom Paar her definieren muß - was übrigens für jede andere Familienform auch gilt. Die Beziehung des erwachsenen Paares hat Priorität; denn nur dann, wenn es selbst befriedigend leben kann, kann sich daraus eine Ordnung auch für die Kinder ergeben. Die Kinder brauchen das Paar in anderer Weise und in anderem Maße, als das Paar die Kinder braucht. Das Paar richtet den "Heimathafen" Familie zwar nicht nur für sich, sondern auch für die Kinder ein, aber diese werden ihn Zug um Zug verlassen, während das Paar - jedenfalls der Idee nach - dort bleibt. Deshalb ist von zentraler Bedeutung, daß das Paar sich nicht durch die Kinder auseinanderdividieren läßt - auf welche Weise auch immer.

5. Der abwesende Vater: Störenfried oder Miterzieher?

Vom Typ des übereifrigen Stiefvaters war schon die Rede; er fällt unter anderem dadurch auf, daß er nun "als Mann im Haus die Zügel in die Hand nimmt", den leiblichen Vater der Kinder als Störenfried betrachtet und den Kontakt der Kinder zu ihm möglichst einengt. Damit unterstützt er möglicherweise einen offenen oder geheimen Wunsch der Mutter, denn diese wird in vielen Fällen dazu neigen, den Vater möglichst zu vergessen oder seine Existenz zu verdrängen. Schließlich hat sie sich nicht ohne Grund von ihm getrennt, und möglicherweise befürchtet sie, daß er, obwohl abwesend, sich emotional über die Kinder wieder in ihre neue Familie hineindrängt und ihr auf die Dauer vielleicht die Kinder innerlich entfremdet.

Das Problem, wie mit dem Vater der Kinder umzugehen und wie deren Kontakt zu ihm zu regeln ist, stellt sich zunächst einmal in der Phase der Trauerarbeit, also in der Zeit unmittelbar nach der Trennung oder Scheidung. Ist sie erfolgreich abgeschlossen, dann ist die Fähigkeit entstanden, die eigenen Fehler am Scheitern der Erstfamilie zu erkennen, und der Wille, daraus für die Zukunft zu lernen. Während dieses Prozesses müßte eigentlich auch eine gewisse Gelassenheit im Hinblick auf die Kontakte der Kinder zu ihrem Vater eingetreten sein. Ist das nicht der Fall, dann ist das ein untrügliches Zeichen dafür, daß die Trauerarbeit eben noch nicht beendet ist; dann ist die Abneigung gegen den "Ex" immer noch so groß, daß man

sich das Recht nimmt, anstelle der Kinder zu entscheiden, ob der Kontakt mit dem Vater gut für sie ist oder nicht. Verstärkt wird diese Einstellung oft, wenn der Vater wieder verheiratet ist oder eine Freundin hat, weil bei der Mutter die Befürchtung entsteht, daß er ihr gemeinsam mit dieser Frau die Kinder innerlich entfremden könnte. Mitunter wird die Besuchserlaubnis an die Bedingung gekoppelt, daß die Kinder nur den Vater, aber nicht "die Andere" treffen dürfen. Haß, Enttäuschung, Verzweiflung und Borniertheit können so groß sein, daß auch Jahre nach der Trennung - wie meist schon im Endstadium der Ehe - die Kinder als "Waffe" benutzt werden, die man gegen den anderen einsetzt. Manchmal ist zwar die Trennung mehr oder weniger im gegenseitigen Einverständnis erfolgt, aber meistens ist die Abneigung der Eltern gegeneinander so groß, daß die Kinder nicht einmal ihren Wunsch zu äußern wagen, mit dem Vater zusammen zu sein, weil dies als Verrat an der Mutter erscheinen könnte. Abgesehen davon hat natürlich der abwesende Vater wie auch die Mutter das Recht, nach der Scheidung wieder eine neue Beziehung einzugehen, mit einer anderen Partnerin zusammenzuwohnen und in dieser Konstellation auch seine Kinder zu empfangen. So wie der Stiefvater zur neuen Familie der Mutter gehört, gehört nun "die Neue" auch zum Vater der Kinder.

Möglicherweise hat der Stiefvater, als er noch Mutters "Freund" war, in dieser Frage mäßigend und aufklärend wirken können. Jetzt ist es durchaus auch sein Problem, zumindest muß er den Kindern gegenüber dazu Stellung nehmen, und was er dazu sagt, wird sein Verhältnis zu ihnen nachhaltig bestimmen. Zwar gilt auch hier, daß die Erziehungsberechtigung der Mutter unangetastet bleibt, aber wenn sie den Kontakt der Kinder zum Vater unterbinden oder mindestens behindern will, wird der Stiefvater damit gleichsam auf den Stuhl des abwesenden Vaters gesetzt. Dieses Ansinnen muß er ablehnen, will er

die Kinder nicht in eine Gefühlsverwirrung treiben. Seine Aufgabe in dieser Frage ist vielmehr, ihren Weg zum Vater freizugeben, wenn sie es so wollen, sonst setzt er seine Glaubwürdigkeit aufs Spiel.

Kind-Vater-Beziehung

Wenn die Kinder nicht sehr schlimme Erfahrungen mit ihrem Vater gemacht haben - etwa häufig seelisch oder körperlich mißhandelt wurden -, empfinden sie ein tiefes Bedürfnis, den Kontakt zu ihm zu behalten oder auch erst wieder zu gewinnen. Es kommt allerdings auch vor, daß die Mutter in der früheren Ehe die Kinder zu ihren Bündnispartnern gemacht hat und deshalb jetzt deren Kontakt mit dem Vater nicht gerade gerne sieht. Abgesehen davon, daß der Stiefvater darauf achten muß, daß diese Bündnispolitik nicht aus alter Gewohnheit gegen ihn fortgesetzt wird, sollte er in solchen Fällen zwischen Kind und Vater zu vermitteln suchen; denn die Kinder müssen selbst herausfinden, welche Beziehung ihnen zum Vater möglich ist. Dazu muß das alte Bündnis aufgelöst werden. Die Kinder sind eigenständige Menschen, die auch die Souveränität über ihre Gefühle haben und entscheiden dürfen, wem sie diese mit welcher Intensität zuwenden wollen. Diese Entscheidung haben die Erwachsenen zu respektieren. Übrigens spielt auch hier das schlechte Gewissen oft eine unerkannte Rolle; es ist für die Mutter leichter, sich einzureden, sie habe durch die Trennung ihren Kindern einen "besseren Vater" verschafft - dies könnte das Gewissen beruhigen -, als die sehr viel schwerer zu ertragende Einsicht aufrechtzuerhalten, daß die Trennung zunächst einmal Sache der beteiligten Erwachsenen und nicht der Kinder war. Auf die Dauer stellt sich dann meist heraus, daß die Inszenierung des "besseren Vaters" nicht durchzuhalten ist, ohne daß alle einander etwas vor-

machen und ihren eigenen Interessen und Bedürfnissen ständig im Weg stehen. Der Vater ist und bleibt für die Kinder ihr Vater - was immer sie in ihren Gefühlen darunter verstehen mögen -, der Stiefvater ist "nur" derjenige, mit dem sie täglich in einer Familie zusammenleben und der gerade aus dieser Position heraus gute Chancen hat, auf die Kinder positiv einzuwirken. Die Rolle des Vaters im Erleben und in der Phantasie der Kinder darf man nicht unterschätzen. Wir wissen, daß uneheliche Kinder, die ihren Vater nicht kennen, diese Tatsache lange Zeit, vielleicht ihr ganzes Leben lang, nur schwer ertragen können. Ist der Vater tot, können die Kinder ihn in ihrer Phantasie so gestalten, wie sie ihn gerne hätten oder wie sie ihn für ihre jeweilige Lebensphase zu brauchen glauben. Vermutlich gehört die Tatsache, daß wir unser Leben einem Mann und einer Frau verdanken, auch in unserem Unterbewußtsein zu den Fundamenten unserer Identität, so daß wir in dieser Rolle nicht austauschbar sind wie etwa am Arbeitsplatz oder bei flüchtigen Liebesbeziehungen oder auch im Hinblick auf unsere Freunde.

Aber selbst wenn man diese Ansicht für zu "mystisch" hält - und manches spricht in der Tat dafür, daß unsere Vorstellungen über Vater und Mutter kulturell bedingt und infolgedessen auch änderbar sind -, wird man nicht daran vorbeikommen, daß es schon ganz wichtige Gründe geben muß, Kindern den Weg zu ihrem Vater (und natürlich auch zu ihrer Mutter) zu versperren.

Nehmen wir das ernst, so läßt sich über die Beziehung der Kinder zum abwesenden Vater im einzelnen folgendes sagen:

Die Rolle des Stiefvaters

Gerade der Stiefvater tut gut daran, glaubhaft erkennen zu lassen, daß er den Weg der Kinder zu ihrem Vater freihält

oder auch sogar freimacht. Zur Glaubwürdigkeit dieses Verhaltens gehört auch, daß dabei keine gefühlsmäßigen Vorbehalte laut werden, mit denen Kinder so gut wie gar nicht umgehen können ("Ja, wenn du unbedingt willst, aber eigentlich..."). Oft glauben Erwachsene, sie können in solchen Fällen emotionale Ehrlichkeit vortäuschen, dann aber durch bestimmte Arrangements das, was sie angeblich selbst wollen, zu verhindern trachten. Dies entspräche durchaus einem weitverbreiteten Erziehungsverhalten, nämlich so zu tun, als ob man die Wünsche von Kindern akzeptiere, dann aber durch die Übermacht der eigenen Worte und sogenannter Begründungen oder durch Gegenveranstaltungen - wenn die Kinder zum Vater wollen, macht man ein attraktives Alternativangebot - letzten Endes den eigenen Willen durchzusetzen. Niemand sollte sich darüber täuschen, daß Kinder schon sehr früh derartige Unehrlichkeiten durchschauen und sich solche Erfahrungen auch dann merken, wenn sie äußerlich scheinbar folgsam sind und auch auf die Begründungen der Erwachsenen hin "Einsicht" zeigen. Unehrlichkeit in einer so wichtigen Frage kann das Vertrauen in die Zuverlässigkeit der unmittelbaren Lebenszusammenhänge, in den "Heimathafen Familie" nachhaltig untergraben. Vielfach wird auch geltend gemacht, daß die Kinder nach Besuchen beim Vater verwirrt und verstört seien und deshalb solche Treffen ihnen nicht guttäten. Aber es ist doch einleuchtend, daß die neue Situation allen Beteiligten, auch den Kindern, eine Neuorientierung abverlangt, die nicht von heute auf morgen zu gewinnen ist. Die Kinder müssen sich erst an die neue Lage gewöhnen, und dieser Prozeß kostet Kraft, Nerven und Auseinandersetzungen, ist ständig von Mißverständnissen und berechtigten oder unberechtigten Vorwürfen bedroht. Die Erwachsenen können den Kindern diese Eingewöhnung erleichtern, indem sie bei der Bewältigung der Probleme und Widersprüche helfen, aber sie

können den Kindern letzten Endes die damit verbundene Last und Mühe nicht gänzlich abnehmen. Sich in dem neuen Beziehungsgefüge zurechtzufinden gehört zum Reifungsprozeß aller Beteiligten, auch der Kinder. Selbstverständlich gibt es auch praktische Grenzen für den Zugang zum Vater. Wenn die Familie etwa einen gemeinsamen Urlaub plant, muß der Vater sich terminlich danach richten, denn diejenigen, die zusammen leben, haben auch ein Vorrecht, dieses Leben in seiner zeitlichen Folge zu gestalten. Außerdem müssen die Besuchsabsprachen von beiden Seiten her verlässlich sein; kurzfristige Absagen dürfen nur in wirklich schwerwiegenden Fällen, etwa bei Krankheit, erfolgen, weil sonst nicht nur die Kinder enttäuscht sind, sondern auch die jeweiligen Planungen gestört werden.

Vater bleiben ist schwer

Wie die Kinder ihre Beziehungen zum Vater gestalten und wie intensiv das geschieht, muß ihnen überlassen bleiben.

Oft wird bei einer Trennung oder Scheidung vereinbart, wann und wie lange der Vater die Kinder treffen darf. Vielleicht ist eine solche Zwischenregelung unvermeidlich, weil die gespannten Beziehungen der Eltern keine bessere Regelung zulassen. Aber niemand wird bezweifeln, daß diese Reglementierung fundamentaler menschlicher Beziehungen so schnell wie möglich beseitigt werden muß.

Wenn die Kinder für längere oder kürzere Zeit den Vater besuchen, ist er in einer schwierigen Lage. Er teilt sein Alltagsleben nicht mit ihnen, sie sind bei ihm also zu Besuch. So bemüht er sich vielleicht, den Aufenthalt möglichst attraktiv zu gestalten, was wiederum bei den Kindern unrealistische Vorstellungen wecken kann, wie

ein Leben mit dem Vater im Alltag aussähe. Auch ist die Versuchung groß, sie auf diese Weise zu verunsichern, sie für sich zu gewinnen, obwohl der Vater sich vielleicht darüber im klaren ist, daß er in seinem Alltag die Kinder gar nicht betreuen und versorgen könnte. Vielleicht versucht er auch, die für das Scheitern der Ehe charakteristische Bündnispolitik mit den Kindern fortzusetzen oder umzudrehen, also wenn er vorher der Verlierer war, nun nachträglich doch noch zu gewinnen, wenigstens im Hinblick auf die Gefühle der Kinder. Oder er ist wirklich betrübt über die Trennung von ihnen und erzeugt nun - bewußt oder unbewußt - Schuldgefühle oder zumindest Konflikte bei ihnen. Macht er sich seine schwierige Position bewußt und will er die Kinder vor solchen Konflikten bewahren, dann gerät er in Gefahr, sich "pädagogisch" zu verhalten, also seine Unbefangenheit und Vitalität zu verlieren, weil er zu viel darüber nachdenkt, ob er sich nun richtig verhält oder nicht.

Wenn wir davon ausgehen, daß auch der abwesende Vater sich pädagogisch richtig, also zum Wohle seiner Kinder verhalten will, dann muß er erst einmal einige ihm vielleicht bittere Einsichten hinnehmen, zunächst die, daß Kinder niemandes Eigentum sind; er ist nun nicht einmal mehr erziehungsberechtigt. Die zweite bittere Einsicht ist, daß die Kinder - von seinen Unterhaltszahlungen abgesehen - auch ohne den täglichen Umgang mit ihm befriedigend aufwachsen können. Diese Erkenntnis ist unangenehmer als die erste; denn hier verfängt die Ausrede nicht mehr, daß er ungerecht behandelt worden sei und daß er sich dem Richterspruch eben habe beugen müssen. Diese zweite Einsicht beruht aber auf einer nicht zu leugnenden Tatsache, denn schließlich leben seine Kinder ja nun ohne den täglichen Umgang mit ihm und damit auch ohne seine pädagogischen Einflüsse. Deshalb regt sich hier oft Widerstand im Sinne von offenen oder geheimen Vorwürfen gegen die "schlechte Erziehung"

durch die Mutter oder gar durch den Stiefvater, und in diesem Zustand lauert er dann geradezu darauf, bei seinen Kindern Erziehungsfehler zu entdecken.

Seine Trauerarbeit besteht darin, diese beiden Einsichten anzuerkennen und daraus sein Verhalten für die Zukunft zu entwickeln. Ist er aufgrund dieses Prozesses in der Lage, unbefangen und sachlich über das Wohl seiner Kinder nachzudenken und darüber, was er dazu beitragen kann, dann entdeckt er vielleicht, daß nicht nur der Stiefvater, sondern auch er selbst besondere Chancen hat. Gerade weil er nämlich von den Problemen des täglichen Umgangs und den damit verbundenen Querelen entlastet ist, kann er auch seine Kinder differenzierter und emotional unbefangener sehen. Ähnlich wie der Stiefvater und möglicherweise noch gelassener kann er sich auf die Pläne, Erfolge, Mißerfolge, Interessen, Bedürfnisse und Hoffnungen seiner Kinder einlassen, ihr ernsthafter Partner für entsprechende Gespräche werden, eine Mischung aus Vater und großem Freund. Befreit aus seinem alten Familienclinch kann er - je älter die Kinder werden - für sie eine einzigartige Rolle spielen, nicht als Gegner der Familie, in der seine Kinder nun leben, sondern als Ergänzender. Er kann diese Bedeutung sogar dann gewinnen, wenn er im übrigen aus persönlichen Gründen - was ja sein Recht wäre - zur Mutter in höflicher Distanz bleibt. Hat er selbst wieder eine Familie oder lebt er in einer Zweitehe - mit oder ohne Trauschein -, kann er den Kindern anschaulich erfahrbar machen, was beide Eltern ihnen hoffentlich erklärt haben: Erwachsene, die sich früher einmal geliebt haben, können sich leider so auseinanderleben, daß es für alle Beteiligten, nicht zuletzt für die Kinder, besser ist, wenn man sich trennt und wenn jeder versucht, den Partner zu finden, der jetzt (und hoffentlich auch für die Zukunft) besser zu ihm paßt; dies ändert aber nichts daran, daß beide Eltern ihre Kinder weiterhin lieben, nur müssen eben die Kontakte jetzt

anders organisiert werden. Für die Kinder wäre wichtig, daß die alten, mehr oder weniger bösen Erfahrungen vor und nach der Trennung nicht das letzte Wort bleiben, daß sie vielmehr in der darauffolgenden positiven Phase nicht nur ihre Eltern verstehen lernen, sondern auch grundlegende soziale Einsichten gewinnen und damit die Angst vor späteren eigenen Beziehungen verlieren.

Gemeinsames Sorgerecht

Der abwesende Vater kann seine Chancen nur erkennen, wenn diese beiden Einsichten rückhaltlos anerkannt werden. Daran ändert auch das in letzter Zeit propagierte gemeinsame Sorgerecht der Eltern nach einer Scheidung grundsätzlich nichts. Im Jahre 1982 hat das Bundesverfassungsgericht entschieden, daß dieses Recht zugestanden werden kann, wenn die Eltern es gemeinsam wollen; etwa 20 Prozent der betroffenen Eltern machen inzwischen davon Gebrauch. Seit 1995 gibt es Versuche, dieses Problem gesetzlich neu zu regeln. Die Bundesregierung hat dafür einen Entwurf vorgelegt, nach dem das gemeinsame Sorgerecht nach einer Scheidung automatisch gelten soll und eine davon abweichende Regelung (Übertragung des Sorgerechts auf einen Elternteil) eigens beantragt werden muß. Gegen diesen Entwurf ist heftige Kritik laut geworden. Da immer noch nach einer Scheidung in 85 Prozent der Fälle die Kinder bei der Mutter leben, würden dem abwesenden Vater nun Rechte zugestanden, während die alltägliche Sorge aber faktisch der Mutter überlassen bleibe; die daraus entstehenden Konflikte zwischen den Eltern würden nun erst recht auf dem Rücken der Kinder ausgetragen. Ferner habe der abwesende Elternteil nun ständig die Möglichkeit, sich in das Leben der verbleibenden Restfamilie einzumischen. Die Kritiker fordern statt dessen, das gemeinsame Sorge-

recht nur auf Antrag der Eltern zuzulassen, und dies auch nur dann, wenn sie sich dabei auch über die wesentlichen Einzelheiten (Aufenthalt der Kinder, Besuchsregelungen, Unterhalt) verständigt haben.

In Deutschland gibt es noch keine abschließenden Untersuchungen über die Auswirkungen des gemeinsamen Sorgerechts. Untersuchungen im Ausland - vor allem in den USA - haben aber gezeigt, daß kein Grund zur Euphorie besteht. Die Kontakte der abwesenden Väter zu ihren Kindern sind dadurch nicht intensiver geworden, und die Zahlungsmoral der unterhaltspflichtigen Väter hat sich ebenfalls nicht gebessert. Die Idee des gemeinsamen Sorgerechts geht nicht von der Familie als primär sozialer Tatsache aus, sondern davon, daß aufgrund der gemeinsamen emotionalen Beziehung zu den Kindern auch künftig die Verantwortung für sie gemeinsam getragen werden soll. Das aber ist insofern eine Illusion, als die Erziehungsentscheidungen nur an dem sozialen Ort fallen können, wo die Kinder auch leben, und nach einer Trennung oder Scheidung lebt eben einer der beiden Elternteile nicht mehr mit den Kindern zusammen, und insofern können beide gar nicht mehr die gleiche Verantwortung übernehmen. Auch das Aufenthaltsbestimmungsrecht muß bei dem Elternteil liegen, bei dem das Kind lebt; er muß aus beruflichen oder anderen Gründen jederzeit umziehen können, ohne auf die Zustimmung des abwesenden Elternteils angewiesen zu sein. Selbst eine für die Zukunft des Kindes so wichtige Frage wie die Schul- oder Berufswahl kann zwar mit dem abwesenden Elternteil beraten werden, aber auch in diesem Punkte muß die Entscheidung letzten Endes dort fallen, wo das Kind lebt.

Auch die emotionale Dimension ändert sich nach einer Trennung. Es ist unausweichlich, daß der nicht mehr mit den Kindern zusammenlebende Elternteil auch in eine emotionale Distanz zu ihnen gerät, und diese kann - wie

wir eben sahen - zu einer besonderen Chance für den Umgang mit ihnen werden. Für die Kinder steht das gemeinsame Sorgerecht nicht im Vordergrund, für sie ist vielmehr wichtig, daß sie von der sozialen Zuverlässigkeit ihrer Familie umgeben sind und daß die Erwachsenen aufhören, ohne Rücksicht auf sie ihre "Beziehungskisten" auszutragen, daß man ihnen also den Weg zum abwesenden Elternteil nicht verbaut, auch nicht mit emotionalem Unterton. Wenn das reibungslos gelingt, ist das gemeinsame Sorgerecht der Sache nach überflüssig und dann wird man sich mit dem abwesenden Elternteil in wichtigen Fragen - etwa im Hinblick auf Schulentscheidungen - auch beraten; wenn das nicht so einfach möglich ist, wird das gemeinsame Sorgerecht nur zum ständigen Streitpunkt und belastet unnötig die Familie, in der die Kinder leben.

In den USA, wo die Entwicklung auch in diesem Punkt schon weiter fortgeschritten ist als bei uns, wird inzwischen in Ergänzung zum gemeinsamen Sorgerecht das "Zweifamilienmodell" propagiert. Damit ist gemeint, daß Scheidungskindern ermöglicht werden soll, sowohl in der Familie der Mutter als auch in der des Vaters zu leben, in der Schulzeit hier, in den Ferien dort, gelegentlich auch umgekehrt.

Dieser Vorschlag hat die unverkennbare Tendenz, angesichts der zunehmenden Scheidungsraten den Kindern die Trennung möglichst zu erleichtern. Die Hoffnung jedoch, sie könnten sozusagen in zwei gleichberechtigten Familien aufwachsen, halte ich für illusionär und pädagogisch bedenklich. Nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene benötigen eine einzige soziale Basisorganisation, in der sie kontinuierlich und sozial verbindlich leben und mit der sie sich als ihrer sozialen Heimat identifizieren können. Man muß sich also schon entscheiden, ob diese Heimat die Familie der Mutter oder die des Vaters sein soll. Das schließt nicht aus, daß das Kind

wochenlang in den Ferien bei seinem Vater wohnt, aber in zwei Familien kann man nicht gleichzeitig zu Hause sein. Wenn die Kinder ungehinderten Zugang zu ihrem abwesenden Vater und dessen Familie haben, bietet das die Chance, eine andere Variante des Familienlebens genauer kennenzulernen und in diesem für das menschliche Leben so wichtigen Punkt die sozialen Erfahrungen zu erweitern. Vielleicht führt das, wenn das Kind älter wird, zu dem Wunsch, den "sozialen Heimathafen" zu wechseln, also hauptsächlich in der Familie des Vaters zu leben. Dann muß man diesem Wunsch stattgeben, wenn nicht sehr gewichtige Gründe im Hinblick auf das Wohl des Kindes dagegensprechen. Aber dann müssen auch die Rechte und Pflichten des Kindes in der neuen Familie verankert werden.

Allerdings erwächst der offenbar zunehmende Wunsch nach gemeinsamem Sorgerecht aus einem ernsthaften Problem. Bei den heutigen Scheidungsverfahren ist die Zuteilung des Sorgerechts - falls sie nicht einvernehmlich erfolgt - immer mit einer Diskriminierung des Partners verbunden, dem das Sorgerecht *nicht* zugesprochen wird. Vielfach tritt dadurch eine Polarisierung der beiden Eltern ein, die eigentlich überflüssig ist; insofern könnte die Möglichkeit eines gemeinsamen Sorgerechts eine wohltuende psychologische Wirkung haben.

Auch in praktischer Hinsicht ist nämlich der nichtsorgeberechtigte Elternteil diskriminiert; weil er nicht "erziehungsberechtigt" ist, kann er sein Kind von sich aus nirgends vertreten, strenggenommen ist er nicht einmal befugt, mit dessen Lehrern über schulische Belange zu sprechen. Nur wenn die sorgeberechtigte Mutter den Vater des Kindes ausdrücklich, also schriftlich, ermächtigt, kann dieser sein Kind auch nach außen vertreten. Insofern wäre ein wohlüberlegtes gemeinsames Sorgerecht, das in seinen wichtigen Einzelheiten den Bedingungen des Einzelfalles möglichst angepaßt werden kann,

auch im Interesse der Kinder durchaus sinnvoll. Wie schwierig das ist, zeigt die Tatsache, daß zur Zeit etwa die Hälfte der geschiedenen Paare, die sich für ein "gemeinsames Sorgerecht" entschieden haben, diese Regelung innerhalb eines Jahres wieder rückgängig machen.

Klar muß jedoch bleiben, daß die geschiedenen Eltern einander zwar beraten können im Hinblick auf die Erziehung der Kinder, daß die Entscheidung jedoch letzten Endes nur dort fallen kann, wo das Kind lebt, wo die mit ihm lebenden Erwachsenen auch die Verantwortung dafür übernehmen und gegebenenfalls die Notwendigkeit von Korrekturen erkennen können. Faktisch würde das Ungleichgewicht zwischen beiden Eltern dadurch nicht aufgehoben. Das gemeinsame Sorgerecht wäre also ein formal gleiches Recht, das allerdings im Konfliktfall nur mit höchst ungleichen Chancen ausgeübt werden könnte. Es wäre ein Recht, das sozusagen nur in friedlichen Zeiten funktionieren könnte, aber dafür braucht man in erster Linie den Willen zur Verständigung. Dieser ist nicht so einfach aufzubringen, denn ein Paar, das die Scheidung ganz mühelos überwindet, den Bedürfnissen der Kinder gerecht wird und sich gegenseitig mit Verständnis und Toleranz behandelt, wäre ja auch ein geradezu ideales Ehepaar.

Man kann es nicht oft genug betonen: Kinder sind nicht das Eigentum der Eltern, sie haben von Anfang an unabhängig von ihnen ein eigenständiges Lebensrecht. Dazu gehört auch das Recht, zum abwesenden Vater den Kontakt zu unterhalten, den sie sich wünschen. Im übrigen nimmt die Zahl der Väter zu, die in der Rolle des Vaters *und* des Stiefvaters leben: Ihre leiblichen Kinder sind entweder bereits aus dem Haus, oder sie leben bei deren Mutter, und sie selbst leben in einer zweiten Familie mit Stiefkindern zusammen. je normaler im statistischen Sinne diese Entwicklung wird, um so mehr kann man hoffen, daß künftig das Los von Scheidungskindern leich-

ter wird. Einerseits wird die Diskriminierung durch das abnehmen, was man den "armen Scheidungskindern" seitens der Öffentlichkeit und leider auch manchmal seitens der Wissenschaft als Defizit zuschreibt. Zum anderen eröffnet sich, wenn Scheidungen und Scheidungskinder selbstverständlich werden, die Chance, daß sie von vornherein weniger öffentlich diskriminiert werden und ihr Wohl sachlicher und vernünftiger betrachtet wird. Wenn hier irgend etwas zu diskriminieren ist, dann ist es die Rücksichtslosigkeit, mit der vor und nach der Trennung die Kinder als Waffe gegen den Partner eingesetzt werden.

Wenn die Kinder grundsätzlich zwischen zwei Familien wählen könnten, würden sie in sozialer Unverbindlichkeit aufwachsen, im schlimmsten Falle verwahrlosen und den Anforderungen ausweichen, die jeweils an sie gestellt werden. Schon in unseren Normalfamilien ist die Versuchung groß, die Eltern gegeneinander auszuspielen oder emotional zu erpressen, um möglichst viel für sich herauszuschlagen und materiellen Forderungen Nachdruck zu verleihen. Dieses Verhalten kann im Scheidungsfalle sehr subtile Formen annehmen. Man braucht nur einmal beiläufig zu erwähnen, was "die andere Seite" an Geld, Geschenken und Urlaubsversprechungen angeboten hat, um "die eigene Seite" zu einem entsprechenden Wettbewerb anzustacheln - ein Spielchen, das übrigens auch innerhalb von Erstfamilien üblich ist, wenn die Eltern sich nicht mehr gut verstehen und nun ihre Kinder zu Bündnispartnern machen wollen, wovon diese, wenn sie "den Dreh durchschaut haben", ganz schön zu profitieren lernen. Erpressung - ob offen oder subtil - ist aber bekanntlich deshalb verwerflich, weil sie Erträge ohne eigene Leistung erbringt, wobei die Fehler, Schwächen und Leiden anderer - in diesem Fall sogar sehr nahestehender Menschen! - ausgenutzt werden, anstatt daß ihnen Hilfe angeboten wird. Diese unsoziale Haltung darf in der Familie nicht honoriert werden.

Die neue Familie ist keine heile Welt, die von Anfechtungen und Konflikten verschont bleiben könnte. Die Kinder müssen lernen, mit dieser für sie prekären Lage fertigzuwerden und stabile Beziehungen sowohl in der neuen Familie als auch zum Vater aufzubauen. Wie die Beziehung zum Vater im Einzelfalle aussieht, ob sie sich zum Beispiel herzlich oder weniger herzlich entwickelt, wird sich herausstellen. In dieser Frage muß man immer auch die Zukunft der Kinder im Blick behalten, und das heißt, daß sie älter werden und aus dem Haus gehen. Dann könnte die Beziehung zum Vater ohnehin einen neuen, nicht vorhersehbaren Inhalt bekommen. Leider kommt es dazu nicht häufig; denn etwa 40 Prozent der Kinder aus geschiedenen Ehen haben nach einem Jahr keinen Kontakt mehr zu ihrem Vater. Daran tragen jedoch nicht nur die Väter Schuld; manche von ihnen wollen sich vielleicht zurückziehen, andere aber tun sich schwer mit ihrer neuen Rolle und resignieren dann leicht oder sind des ewigen Kleinkriegs müde, der ihnen für den Umgang mit ihren Kindern auferlegt wird. Aber auch so manche Mutter sieht es nur allzu gern, wenn der Vater sich zurückzieht; das aber ist zumal im Hinblick auf die Zukunft der Kinder kurzsichtig, und der Stiefvater sollte dann aus besserer Einsicht intervenieren.

Er sollte auch mit dafür sorgen, daß in Gegenwart der Kinder über den abwesenden Vater wenn nicht freundlich, so doch zumindest respektvoll gesprochen wird. Über Abwesende herzuziehen, gehört ja ohnehin zu den wenig sympathischen menschlichen Verhaltensweisen. In unserem Falle muß es in der Regel die Kinder kränken, wenn über ihren Vater abfällig gesprochen wird. Das wird deutlich, wenn man die Sache aus ihrer Perspektive sieht: Wie sollen sie sich dazu verhalten? Sollen sie sich solchen Bemerkungen anschließen und so vielleicht den Vater verraten? Oder sollen sie in Opposition zu den Erwachsenen gehen, den Vater verteidigen und damit in

eine Distanz zur Familie treten, ohne daß sie es gewollt hätten? Es ist menschlich durchaus verständlich, daß die Mutter ihre Erfahrungen mit dem Vater der Kinder "aufarbeiten" will und darüber auch ungeniert und ohne pädagogische Vorbehalte sprechen möchte, aber das kann sie nur gemeinsam mit ihrem erwachsenen Partner tun, nicht mit den Kindern. Auch der abwesende Elternteil darf die Mutter der Kinder und überhaupt deren Familie nicht schlecht machen, weil dies die Kinder in Schwierigkeiten bringt. Außerdem sind solche Versuche nach aller Erfahrung erfolglos und führen eher zu einer Entfremdung von dem "lästernden" Elternteil.

Allerdings besteht auch kein Grund, den Vater zu idealisieren. Kommt er seinen Unterhaltspflichten nicht oder nur unzulänglich nach, so sollte dies vor den Kindern nicht verborgen werden. Für Unterhalt, den er nicht zahlt, müssen andere arbeiten. Auch dies wäre eine wichtige soziale Einsicht. Die Kinder sollen ja ein realistisches Bild von ihrem Vater gewinnen oder auch behalten, wie sie auch im täglichen Umgang von Mutter und Stiefvater eine realistische Vorstellung bekommen und unter anderem lernen sollen, Stärken und Schwächen wahrzunehmen und zu akzeptieren.

Übrigens ist die Unterhaltsfrage für den Vater oft mit erheblichen Emotionen belastet. Er soll zahlen - und das heißt arbeiten - für seine Kinder, ohne daß er im Alltag mit ihnen zusammenleben und auf ihre Erziehung einwirken kann. Oder er bildet sich ein, daß der Unterhalt gar nicht für seine Kinder, sondern für seine ehemalige Frau genutzt wird. Nicht selten wird dann der Streit um den Unterhalt zu einer betrüblichen Fortsetzung der früheren Scheidungsauseinandersetzung. Das ist übrigens in den relativ seltenen Fällen, wo Mütter für ihre Kinder unterhaltspflichtig gegenüber deren Vater sind, kaum anders.

Wie immer aber der Vater sich auf Dauer verhält, ob er bei seinen Kindern "am Ball bleibt" oder ob er sich mehr

und mehr zurückzieht, der Stiefvater kann nicht einfach seine Rolle in den Gefühlen und Vorstellungen der Kinder einnehmen. Er kann den Vater nicht ersetzen, aber er kann ihn kompensieren. Er präsentiert sich den Kindern als nicht mit dem Vater verwechselbare eigenständige Persönlichkeit, die im Alltag die sozialen Rechte und Pflichten der Vaterrolle übernimmt.

Erweiterung sozialer Erfahrungen

Unsere modernen Kleinfamilien leiden ohnehin darunter, daß die Kinder einen geringen Spielraum für ihre Beziehungen mit Erwachsenen haben. Die Großeltern oder Tanten und Onkel wohnen oft an einem anderen Ort, wodurch regelmäßige Kontakte verhindert werden. So fehlt den Kindern weitgehend die Möglichkeit zur Kompensation: Die Großeltern können ausgleichen, wenn die Beziehungen zu den Eltern schwierig sind; sie können mitunter allerdings auch in einen problematischen Wettbewerb mit den Eltern treten, indem sie die Kinder ungebührlich verwöhnen, sie unter Umständen geradezu zu einer sozialen Taktik animieren, bei der sie lernen, auf welche Weise sie bei wem das meiste herauschlagen können. Aber jedes menschliche Verhalten hat diese Doppelbödigkeit, auch für Erwachsene ist der Weg von der Liebe zur Erpressung kurz. Für Kinder jedoch ist es sehr wichtig, *unterschiedliche*, aber verlässliche Beziehungen eingehen zu können: mit dem Stiefvater eine andere als mit dem Vater, mit der Großmutter eine andere als mit der Mutter. So lernen sie, den Reichtum menschlicher Beziehungen zu erleben und damit umzugehen. Allerdings müssen Kinder auch wissen, wo ihr Platz ist. Die Familie, in der sie aufwachsen, ist ihre Familie, nicht die ihres leiblichen Vaters. Insofern wäre es falsch, sie ständig hin- und herpendeln zu lassen, weil sie dann nirgendwo rich-

tig Fuß fassen und kein Zugehörigkeitsgefühl entwickeln können. Zumindest bis sie herangewachsen sind, brauchen Kinder ein einziges Zuhause, nicht mehrere. Es ist eine Tatsache, mit der sich der abwesende Vater abfinden muß, daß die Kinder bei ihm und seiner Familie nur zu Besuch sind. Erst wenn sie ins Jugendalter kommen und ohnehin ihren Auszug aus dem Elternhaus vorbereiten, brauchen sie ihren Platz in der Familie immer weniger, und dann kann auch die Beziehung zum Vater eine neue Qualität gewinnen. Sind die Kinder als junge Erwachsene einmal ausgezogen, erscheinen sie auch bei ihrer Mutter nur noch zu Besuch. Dann kann man für die zurückbleibenden Erwachsenen nur hoffen, daß sie auf diese Phase ihres Lebens vorbereitet sind, ihre Kinder auch loslassen und nun das gemeinsame Leben ohne Kinder genießen können. Unsere Alltagserfahrung lehrt, daß das gar nicht so einfach ist.

6. Die Stiefmutter-Variante

Bisher war nur von der Entstehung einer Stiefvaterfamilie die Rede: Zu einem aus Mutter und Kind(ern) bestehenden Familienkern kommt ein Partner der Frau hinzu, der auf diese Weise zum Stiefvater wird. Etwa 80 Prozent aller Stieffamilien sind so zusammengesetzt. Für die Variante der Stiefmutterfamilie - der Familienkern besteht aus Vater und Kind(ern) und wird ergänzt durch eine Partnerin des Mannes, die nun Stiefmutter wird - gilt natürlich im Prinzip dasselbe, was über die Stiefvaterfamilie gesagt wurde: Die Stiefmutter ist nicht die Mutter, sie ist nicht erziehungsberechtigt, sie kennt die Stiefkinder nicht seit deren Geburt, sie muß in der Familiengemeinschaft ihre Position zu den Kindern finden, und sie muß gegebenenfalls den Weg der Kinder zu ihrer Mutter offenhalten. Allerdings entsteht diese Variante heute weniger aus Scheidungen oder Trennungen, sondern überwiegend durch Tod der Mutter. Die meisten alleinerziehenden Väter sind verwitwet. Das ist nicht weiter verwunderlich, wenn wir daran denken, daß in der Regel bei Scheidungen die Mütter das Sorgerecht bekommen. Aus der Literatur wie aus den Berichten Betroffener geht nun hervor, daß die Stiefmutter-Variante erheblich krisenanfälliger ist, und das vor allem aus folgenden Gründen:

1. Das traditionelle mütterlich-weibliche Rollenverständnis verführt die Stiefmutter leicht dazu, das Heft als Mutter und Hausfrau sofort in die Hand zu nehmen, anstatt sich gegenüber den Kindern abwartend-freundlich

und emotional zurückhaltend zu geben und ihnen zu überlassen, wieviel Nähe sie wünschen. Gerade die Stiefmutter steht unter einem besonderen Druck von seiten ihrer sozialen Umgebung - der Nachbarn, Freunde, Verwandten: Sie soll das Gegenteil von dem tun, was vernünftig wäre, nämlich sich möglichst schnell als perfekte, von den Kindern "geliebte Mutter" präsentieren. Während die soziale Umgebung einen Stiefvater schon respektiert, wenn er einigermaßen "gut" zu den Kindern ist, wird der Stiefmutter rationale Distanz übelgenommen. Schließlich sei die Frau in der Familie fürs Emotionale zuständig. Angesichts solcher Erwartungen fällt es vielen Frauen schwer, eine davon abweichende eigene Position als Stiefmutter einzunehmen.

2. In weit höherem Maße als der Stiefvater mit dem Vater konkurriert die Stiefmutter mit der Mutter der Kinder - selbst wenn diese schon gestorben ist. Läßt sie sich auf diese Konkurrenz ein, anstatt zu signalisieren, daß sie nur so viel "Mütterlichkeit" zu zeigen bereit ist, wie die Kinder von sich aus verlangen, sind die Beziehungskrisen vorprogrammiert, denn noch weniger als der Stiefvater den Vater kann die Stiefmutter die Mutter ersetzen, und sie sollte es auch gar nicht versuchen. Aber welchen Status soll sie dann einnehmen, zumal sie mit dem traditionell schlechten Image der "Stiefmutter" belastet ist, das über die Märchen vielfach auch die Kinder schon erreicht hat? Als professionelle Erzieherin kann sie sich nicht verstehen, weil die Familie eine Lebensgemeinschaft ist und kein Berufsfeld. Wenn sie nicht "Mutter" sein kann oder soll - was soll sie dann darstellen? Etwa eine "Tante"? Wenn die Kinder älter sind, kann sie vielleicht den Status der älteren Freundin einnehmen. Aber was soll sie für jüngere Kinder sein? Meine Antwort lautet: Sie kann ihren Status überhaupt nicht über die Kinder definieren, sondern nur über ihre Partnerschaft mit dem Vater der Kinder. Darauf komme ich noch zurück.

3. Anders als die Mütter neigen die Väter dazu, ihrer Partnerin die Verantwortung für die Kindererziehung und den Haushalt zu überlassen, sie also in die traditionelle Rolle zu drängen, ohne allerdings in der Regel damit auch die pädagogische Entscheidungskompetenz zu übertragen oder wenigstens zu teilen. Das führt leicht dazu, daß im Alltag die Kinder beide gegeneinander ausspielen können: Was sie verbietet, erlaubt er dennoch - oder umgekehrt. Deshalb ist es bei dieser Konstellation besonders wichtig, die Ebenen des Verhaltens deutlich zu unterscheiden: Die Erziehungsverantwortung hat der Vater, und die Stiefmutter sollte darauf bestehen, daß das so bleibt, aber im täglichen Zusammenleben müssen Regeln auch für den Umgang mit den Kindern festgelegt werden, die von der Gleichberechtigung der erwachsenen Partner ausgehen. Im familiären Zusammenleben muß auch die Stiefmutter - wie im anderen Beispiel der Stiefvater - erzieherisch gleichberechtigt sein.

4. Stärker als die vorhin beschriebenen übereifrigen Stiefväter neigen Stiefmütter dazu, übertriebene Zuwendung zu den Kindern als "Liebesbeweis" für den Partner und Vater zu verstehen, die große Mühe gilt doch *seinen* Kindern und damit auch ihm! Diese Strategie beruht aber auf einem Denkfehler: "Liebesbeweise", die bekanntlich auch in befriedigenden Partnerbeziehungen immer wieder gern entgegengenommen werden, können glaubwürdig nicht auf personalen Umwegen erbracht werden, sie müssen schon *unmittelbar* erfolgen und *den* Menschen auch meinen, dem sie gelten sollen. Die Umkehrung würde ja lauten: Wenn du mich nicht mehr liebst, bin ich zu deinen Kindern unfreundlich! Nicht minder problematisch ist der Versuch, Beziehungsprobleme zwischen den Partnern über die Kindern zu kompensieren, anstatt sie offen zum Thema zu machen: Ich bin jetzt besonders lieb zu deinen Kindern, *damit* du mich wieder liebst!

Solche wenn auch nur unbewußten Instrumentalisierungen bleiben nicht lange unbemerkt, und dann können sie leicht zur Krise führen, die damit eigentlich vermieden werden sollte.

5. Die Stiefmutter-Variante läßt besonders deutlich erkennen, was für alle Familienformen mit einem erwachsenen Paar gilt: daß nämlich das Zentrum dieser Familie die Partnerschaft der Erwachsenen sein muß. Die beiden Erwachsenen müssen sich klar darüber sein, was sie *miteinander* wollen, genauer: was sie miteinander wollten, wenn die Kinder *nicht* da wären. Nur wenn darüber Klarheit und Einverständnis herrscht, können die Kinder mit ihren Bedürfnissen einbezogen werden. Werden jedoch - was leider oft der Fall ist - die Kinder zum Ausgangspunkt und Mittelpunkt der Partnerschaft erhoben, dann verblässen die Maßstäbe, an denen sich die Partner im Umgang miteinander und in ihrem Verhalten zu den Kindern orientieren können. Den Kindern kann es nur gut gehen, wenn die Partner sich in ihrer Beziehung wohlfühlen. Deshalb ist, wer die Stiefelternrolle übernehmen will, gut beraten, sich vorher mit seinem Partner oder seiner Partnerin darüber zu verständigen. Hört er/sie dabei den Standpunkt: "Meine Kinder werden immer an erster Stelle stehen ...", dann ist Vorsicht angebracht. Wird ein solcher Satz von einem Vater ausgesprochen, mögen dabei Motive wie Schuldgefühle oder pädagogische Unsicherheit zum Ausdruck kommen, also Beweggründe, die durch Erfahrung vielleicht zu korrigieren sind. Handelt es sich um einen wirklich überlegten Standpunkt, dann sucht er keine Partnerin, sondern vielleicht ein Kindermädchen - abgesehen davon, daß auch den Kindern mit einer solchen Auffassung keineswegs gedient ist. Alleinerziehende Väter sind sich oft über die Motive, weswegen sie eine Partnerin wollen, nicht im klaren. Deshalb sollte eine Frau, wenn sie die Aufgabe einer Stiefmutter zu übernehmen bereit ist, diese Motive prüfen.

6. Verständigung muß auch erzielt werden im Hinblick auf die Frage, ob das Paar noch ein gemeinsames Kind wünscht. Für die Stiefkinder wäre das ein bedeutsamer Einschnitt, denn selbstverständlich steht eine Mutter einem Kind, das sie selbst geboren hat, emotional anders gegenüber als Kindern, denen eine andere Frau das Leben geschenkt hat. Dieser Unterschied muß akzeptiert und er darf nicht verdrängt werden, und er kann für die Stiefkinder zumindest zunächst zu einem Problem werden. Manchmal wird an das gemeinsame Kind die Hoffnung geknüpft, es könne die Partnerschaft stärken und festigen. Das wäre aber eine problematische Instrumentalisierung dieses Kindes; denn was soll mit ihm geschehen, wenn es diese Erwartung nicht erfüllt, was ja nicht einmal in seiner Macht stünde?

Nicht selten decken sich in dieser Frage die Erwartungen nicht: Der Partner ist vielleicht an einem weiteren Kind nicht interessiert, weil er ja schon Kinder hat, aber die Partnerin - zumal wenn sie jung ist - wünscht sich sehr wohl noch ein eigenes Kind. Gewiß, solche Wünsche und Bedürfnisse können sich im Laufe der Zeit ändern, aber sie sind andererseits von derart fundamentaler Bedeutung für die Partnerschaft, daß von vornherein Einigkeit angestrebt werden sollte, damit sich später niemand getäuscht fühlt.

Andererseits wäre es aber auch falsch, für eine solche Verständigung allgemeine Vorgaben zu machen, als sei das eine Verhalten richtig und das andere falsch, das eine modern, das andere rückständig. In dem Maße, wie die traditionellen Rollenerwartungen an Männer und Frauen zusammengebrochen sind, mußten die Partner diese Leerstelle durch je individuelle Verständigung ausfüllen. Ihr Ergebnis kann durchaus sein, daß die Partnerin bereit ist, für einige Jahre ihren Beruf aufzugeben, die Kinder ihres Partners zu versorgen und den Haushalt zu führen. Aber dies darf kein "Opfer" sein, weil das Leben für sol-

che "Opfer" nichts zurückzahlt und gerade deshalb daraus leicht eine emotionale Erpressung erwächst, die jede Beziehung vergiftet.

Was bisher gesagt wurde, betrifft den Typus der "Stiefmutter-Familie", wenn also eine Frau zur Lebensgefährtin eines alleinerziehenden Vaters wird. Das kommt verhältnismäßig selten vor.

Zur "Stiefmutter" wird aber auch eine Frau, die als Freundin oder Ehefrau unseres vorhin beschriebenen abwesenden Vaters einen gemeinsamen Haushalt mit ihm führt. Hat sie in diese Beziehung ihrerseits Kinder eingebracht, dann ist unser abwesender Vater selbst Stiefvater geworden, und unser Buch könnte wieder von vorn beginnen.

In sehr vielen Fällen jedoch handelt es sich hier zunächst nur um eine Paarbeziehung, und obwohl die Kinder des Vaters gar nicht bei ihm wohnen, sondern ihn nur besuchen, kann gerade das zu erheblichen Problemen für diese Paarbeziehung führen.

1. Die Kinder mögen oft diese "Stiefmutter" zumindest anfangs nicht. Diese Ablehnung kann der Person gelten, aber auch allgemeine Gründe haben wie Eifersucht oder auch einfach den Wunsch ausdrücken, die begrenzte Zeit lieber allein mit dem Vater zu verbringen.

2. Obwohl die Kinder gar nicht bei dieser Stiefmutter leben, wird sie in eine Konkurrenz zur leiblichen Mutter gedrängt; diese befürchtet vielleicht, ihre Kinder könnten sie verlassen wollen, weil es ihnen bei ihrem Vater und seiner Frau oder Freundin besser gefällt oder weil der Vater sie tatsächlich oder vermeintlich abzuwerben versucht. Solche Befürchtungen führen leicht dazu, daß die Mutter die Kinder über "die andere" ausfragt oder gegen sie Stimmung macht oder beides versucht.

3. Über die Kinder ist der abwesende Vater seiner geschiedenen Frau weiter im Guten wie im Bösen verbunden - je nachdem, wie das Umgangsrecht geregelt ist. Das

kann nicht nur zur Eifersucht der neuen Partnerin auf die "Ex" führen, sondern auch dazu, daß diese in die Partnerschaft einwirkt, indem sie etwa verabredete Termine für den Besuch der Kinder nicht einhält oder umgekehrt die Kinder kurzfristig zum Vater schickt und auf die eine oder andere Weise die Zeitplanung des Paares stört.

4. Aber selbst wenn die eben genannten Schwierigkeiten nicht bestehen oder ausgeräumt sind, kann der Besuch der Kinder, vor allem wenn er in den Ferien länger dauert, zu einem Störfaktor für die Paarbeziehung werden. Vielleicht läßt der Vater sich - tatsächlich oder nur nach Ansicht der Stiefmutter - zu sehr von den Kindern ausnutzen, vielleicht verwöhnt er sie zu sehr oder übersieht ihre schlechten Manieren. So oder so können die Kinder, obwohl sie gar nicht zum Haushalt gehören, das Leben des Paares nachhaltig beeinträchtigen.

Nun muß die Stiefmutter sich darüber im klaren sein, daß ihr Partner - unser abwesender Vater - ein Vater von Kindern ist und daß es jederzeit - wenn etwa die Mutter längere Zeit krank ist - notwendig werden kann, die Kinder in ihrem Haushalt leben zu lassen, oder die Kinder können, wenn sie älter werden, den Wunsch äußern, bei ihrem Vater zu wohnen.

Insofern ist sie gut beraten, wenn sie einerseits den Kindern freundlich und offen gegenübertritt und eine positive Beziehung zu ihnen aufzubauen versucht, andererseits aber auch akzeptiert, daß die Kinder einen Teil ihrer Besuchszeit mit ihrem Vater allein verbringen, wenn sie es so wollen.

Andererseits aber muß der Vater den Kindern ebenso einfühlsam wie unmißverständlich klar machen, daß er mit dieser Frau zusammenleben will und daß die Kinder diese Tatsache in ihr Verhalten aufnehmen müssen. Im Prinzip ist er nicht mehr allein zu haben. Nicht nur die Stiefmutter muß sich um eine positive Beziehung bemühen, vielmehr müssen die Kinder dies umgekehrt

auch versuchen. Daran darf der Vater keinen Zweifel lassen, wenn er seine Partnerbeziehung nicht aufs Spiel setzen will.

Auch im Haushalt des Vaters und der Stiefmutter müssen die Kinder sich nach den dort geltenden Regeln verhalten - wie es bei einem Besuch allgemein auch unter Erwachsenen üblich ist. Weichen diese Regeln von denen ab, die den Kindern in ihrer Mutterfamilie vertraut sind, so wird diese Erfahrung, daß man die Regeln für das Zusammenleben unterschiedlich und dennoch befriedigend festlegen kann, den sozialen Horizont der Kinder nur erweitern.

Zusammenfassend kann man also sagen: Für die Stiefmutter-Variante gilt im Prinzip dasselbe, was ausführlich am Stiefvater-Modell dargestellt wurde. Die Besonderheiten und gerade auch die spezifischen Schwierigkeiten ergeben sich in erster Linie aus der Tatsache, daß die "Frauen-" oder "Mutterrolle" in der Öffentlichkeit wie im persönlichen Selbstverständnis von Frauen immer noch in hohem Maße idealisiert wird. Es ist gerade im Einzelfall nicht leicht, sich davon in hinreichendem Maße zu emanzipieren; dies aber braucht eine Frau, um ein befriedigendes Leben als "Stiefmutter" führen zu können.

II. Teil: Aufwachsen in der Familie

119

Unsere neue Familie hat sich nun als "Stiefvaterfamilie" zunächst einmal etabliert. Ob es dabei bleibt oder ob das Paar im Verlaufe seines Lebens noch einmal eine andere Form der Lebensgemeinschaft mit anderen Partnern wählt, kann niemand voraussagen. Unsere Geschichte ist jedenfalls hier zu einem Ende gelangt, und der Blick richtet sich jetzt auf die Gestaltung des Alltags. Die Probleme, die zu lösen waren, sind teils für diese Familienform spezifisch - die Existenz von zwei "Vätern" -, teils tauchen sie in allen Familienformen auf wie die Frage der Mitwirkung der Kinder an den Aufgaben der Gemeinschaft. Je nach dem Alter der Kinder wird unsere Stieffamilie noch mehrere Jahre bestehen, bis die Kinder aus dem Haus gehen und nur noch die Paarbeziehung übrig bleibt, wenn beiden Partnern dies gelingt. Mit diesem Zeitraum von der Etablierung unserer Stieffamilie bis zum Auszug der Kinder befaßt sich der zweite Teil des Buches. Auch hier geht es um Überlegungen, die teils spezifisch für diese Familienform sind, teils aber generell für das Aufwachsen von Kindern in Familien gelten. Im Idealfall besteht der Vorteil der Stieffamilie darin, daß sie das Aufwachsen der Kinder vernünftiger und sachlicher betrachten kann, als es in "Normalfamilien" üblich ist.

Drei wichtige Fragen stellen sich in diesem Zusammenhang:

1. Nach welchen Grundsätzen soll das Familienleben gestaltet werden? Im Verlauf unserer Geschichte ist manches davon bereits angesprochen worden, aber es ist für das Selbstbewußtsein der Familie zweckmäßig, alles noch einmal im Zusammenhang darzustellen, zumal sich daraus grundsätzliche Handlungsstrategien ableiten lassen.
2. Wie soll die Familie ihr Verhältnis zum sozialen Umfeld insbesondere der Kinder regeln, also deren Umgang mit den Massenmedien, dem Freizeitsystem und den Gleichaltrigengruppen? Die Kinder leben je nach

Alter keineswegs nur in der Familie. Dabei treten zwei fundamentale pädagogische Funktionen der Familie in den Blick: Innerhalb der Gemeinschaft besteht ihre pädagogische Bedeutung darin, daß sie durch die Ordnung ihres Zusammenlebens für die Kinder zu einem Modell für angemessenes soziales Verhalten wird; davon war bereits mehrfach die Rede. Im Verhältnis zu ihrer Umgebung gewinnt sie nun eine weitere grundlegende Bedeutung, nämlich als Interpretationsort für die Deutung von Erfahrungen, welche die Kinder außerhalb der Familie machen und dann nach Hause mitbringen.

3. Wie soll die Familie mit einem oft besonders schwierigen Bereich ihres Umfeldes umgehen, nämlich mit der Schule der Kinder? Schulleistungen sind oft ein zentrales Thema innerhalb der Familie, und zur Zeit ist in der öffentlichen Meinung durchaus umstritten, wie sich die Eltern dazu verhalten sollen.

4. Was geschieht, wenn die Kinder erwachsen geworden sind und die Familie verlassen? Wie muß dieser Übergang für alle Beteiligten geregelt werden, wenn die damit verbundenen Konflikte bewältigt werden sollen?

Diesen Fragen gehe ich im zweiten Teil des Buches nach.

1 . Prinzipien des Familienlebens

Einseitige Psychologisierung

Seit etwa 30 Jahren wird die Diskussion über Erziehung, ihre Probleme und Chancen und über den Umgang mit Kindern und Jugendlichen von psychologischen oder psychoanalytischen Theorien beherrscht. Die Erfahrungen, auf denen diese Theorien basieren, sind überwiegend Krankengeschichten, Geschichten von Menschen, die aus irgendeinem Grunde psychotherapeutische Hilfe in Anspruch genommen haben. In den führenden therapeutischen Schulen gilt es als wichtig, die Gründe für seelisches Leiden zumindest auch in der Kindheit zu suchen. Auf diese Weise entsteht dann zunächst ein Bild von gestörter Kindheit, aus dem dann umgekehrt ein Bild von ungestörter Kindheit, also auch von richtiger Erziehung in der Familie konstruiert wird. Die so konstruierte Vorstellung von richtiger Erziehung ist aber in mehrfacher Hinsicht fragwürdig. Zum einen sind solche Zusammenhänge zwischen kindlichen Erfahrungen und späteren seelischen Leiden im Grunde nicht nachweisbar, es sind reine Vermutungen. Zum anderen haben viele Kinder unter ganz ähnlichen Bedingungen gelebt, ohne erkennbar seelisch krank geworden zu sein. Würde man die Faktoren, die in solchen Krankengeschichten auftauchen, allgemein als Krankheitsursachen anerkennen, dann wären wir ein Volk von Neurotikern und Psychopathen, und nicht wenige, die von solchen Theorien

beeindruckt sind, halten in der Tat unsere ganze Gesellschaft für nicht mehr normal. Drittens schließlich muß das positive Bild von Erziehung, das als Gegenbild aus solchen Krankheitserfahrungen konstruiert wird, so extrem anspruchsvoll sein, daß es lebensfremd wird, weil es ja alle irgendwie möglicherweise krankmachenden Faktoren ausschalten möchte. Das ist so, als wollten die Mediziner uns ein Leben anpreisen, in dem niemand krank werden kann. Bis zu einem gewissen Grade jedoch "ist das Leben lebensgefährlich", wie Erich Kästner einmal gesagt hat. Das Risiko, daß wir in unserem Leben körperlich oder seelisch krank werden können, gehört dazu, ist also normal. Manche Autoren, die von solchen Krankengeschichten her argumentieren, kapitulieren denn auch vor dieser Konsequenz, indem sie das Nichtstun propagieren: Man solle die Kinder wachsen lassen, wie sie wollen, und sich nicht einmischen, wenn man nicht ausdrücklich von ihnen dazu aufgefordert wird.

Ein weiteres Manko dieser therapeutisch orientierten Theorien besteht darin, daß sie schon von ihrem wissenschaftlichen Ansatz her den Blick zum einen auf innere seelische Vorgänge im Menschen und zum anderen auf seine Probleme bei emotionalen Beziehungen richten. Jede Schwierigkeit, die ein Mensch mit sich und anderen hat, wird als Beziehungsschwierigkeit interpretiert. Aus dieser Annahme wurden Vorschläge erarbeitet und inzwischen von den Massenmedien propagiert, die darauf hinauslaufen, daß man sich miteinander verständigen und hinsichtlich der widerstrebenden Erwartungen einen fairen Ausgleich anstreben solle.

Ein solches Verfahren hat im Alltag durchaus seine Vorzüge, weil es von der Autonomie der Beteiligten - auch der Kinder - ausgeht. Es vermag Ton und Stil des Umgangs zwischen den Familienmitgliedern zu kultivieren und Konflikte zu erkennen und friedlich zu schlichten. Aber die Familie ist mehr als die Summe der in ihr vor-

handenen Gefühle und Beziehungen. Sie ist ein soziales Gebilde, eine Gemeinschaft, die keineswegs alle Gefühlsäußerungen und Beziehungsformen verträgt, sondern nur solche, die ihre Existenz nicht in Frage stellen. So darf man bis zu einem gewissen Grade zwar zornig und wütend aufeinander sein, aber nicht haßerfüllt; wenn Kinder das noch nicht wissen, müssen sie es bei passenden Gelegenheiten lernen. Es ist ein Irrtum anzunehmen, die Familienmitglieder hätten die Funktion eines seelischen Mülleimers. Offensichtlich muß es soziale Normen geben, die die unmittelbare Gefühls- und Interessenlage übergreifen, sie disziplinieren und in eine Ordnung bringen. Solche Maßstäbe kann die psychologisierende Betrachtungsweise aber von sich aus nicht geltend machen, weil sie nur das in den Blick bekommt, was die Beteiligten von sich aus zur Geltung bringen. Ihr Blick bleibt also beschränkt auf das, was die Menschen, die Probleme miteinander haben, von sich aus an Normen, Gefühlen, Erwartungen, Bedürfnissen und Wünschen in die gestörte menschliche Beziehung einbringen. Diese werden als gleichberechtigt betrachtet, und der Appell ist, sich über die Widersprüche auf der Basis der Gleichberechtigung zu verständigen.

Darin drückt sich also einerseits ein hoher Respekt vor der Autonomie der menschlichen Persönlichkeit - auch des Kindes - aus. Andererseits aber bleiben die betroffenen Menschen auf diese Weise ihrer jeweiligen Befindlichkeit überlassen, können sich nicht aus ihr befreien, weil ja von außen kommende, also überindividuelle Normen oder Prinzipien nicht eingebracht werden können. Eine Art von unaufgeklärtem Subjektivismus ist also die Folge. Wie aber soll daraus ein vernünftiges Erziehungsverhalten gegenüber den Kindern erwachsen, das sich nicht auf persönlicher Willkür der Erwachsenen gründet, dessen Grundsätze vielmehr den Kindern plausibel gemacht werden können, und zwar so, daß dabei kontinuierliche Leit motive für das

Handeln entstehen, die immer wieder ins Feld geführt werden können? Unsere These ist, daß solche Maßstäbe aus der bloßen Beziehungsdimension und den ihr zugrunde liegenden Gefühlen nicht gewonnen, sondern nur aus den Anforderungen der familiären Gemeinschaft abgeleitet werden können.

Im übrigen beruht die angebliche Gleichrangigkeit der Familienmitglieder, wie sie von psychologischen Konzepten nahegelegt wird, oft auf einer Täuschung. Tatsächlich leben die Familienmitglieder in der Regel in ungleichen Abhängigkeiten von einander. Deshalb ist zu erwarten, daß der Stärkere sich im allgemeinen durchsetzen wird. In der Tat kann man oft beobachten, wie die Eltern diese psychologischen Grundsätze benutzen, dabei aber doch - durch ihre verbale Überlegenheit - ihren Willen durchsetzen.

Andererseits wäre es auch nicht zweckmäßig, im Umgang mit den Kindern unsere psychologische Bildung einfach zu ignorieren. Vielmehr sollten wir sie sozusagen im Hinterkopf behalten, zwar nicht zur Gestaltung des familiären Alltags verwenden, aber dann abrufen, wenn sie zur Lösung eines Konflikts beitragen kann.

Familie als Gemeinschaft

Insgesamt jedoch verkürzt die psychologische Betrachtung die Familie um ihre soziale Dimension, die zudem als übergeordnet angesehen werden muß. Gefühle kommen und gehen, Beziehungen wandeln sich; wären sie der Maßstab, müßte die Familie als Sozialität immer wieder zerfallen und neu gegründet werden. Daß dies nicht geschieht, liegt daran, daß wir bewußt oder unbewußt dem Erhalt der sozialen Gemeinschaft Familie einen so hohen Wert beimessen, daß wir seinetwegen auch Verzichte und Frustrationen in Kauf nehmen, sofern und

solange wir im ganzen den Eindruck haben, daß wir in dieser Gemeinschaft akzeptiert und anerkannt sind. Wie jedes soziale Gebilde ist auch die Familie im Kern ein Selbstzweck; daran gemessen sind psychologische Kenntnisse und Einsichten nur Techniken, die dazu dienen, den Erhalt der Familie zu garantieren.

Gleichwohl drückt sich in der einseitig gewordenen psychologischen Sicht der Familie eine wichtige geschichtliche Veränderung aus, die man als den Wandel von der "bürgerlichen Familie" zur "Partnerfamilie" beschreiben kann.

Die bürgerliche Familie, wie sie etwa bis in die fünfziger Jahre vorherrschte, war auf klare Rollenteilung gegründet: Der Mann geht aus dem Haus, um den Lebensunterhalt zu verdienen; er erfährt, worauf es im Leben ankommt, und gibt diese Erfahrungen als Erzieher nicht selten mit Härte an seine Kinder weiter. Die Mutter dagegen bleibt im Haus und ist für Wärme und Geborgenheit zuständig, ohne die auch der Mann die beruflichen Belastungen nicht ertragen könnte. Die Kinder bereiten sich durch möglichst gute schulische Leistungen auf ihre Karriere als Mann oder als Frau vor.

Dieses Idealbild zerbrach in dem Maße, wie auch die Frau aus dem Haus ging, um berufstätig zu werden. Jahrzehntlang hat es über diesen Wandel Auseinandersetzungen gegeben, auch pädagogische: Die beruflich engagierte Mutter wurde geradezu öffentlich angeklagt, daß sie ihre Kinder vernachlässige (wenn Arbeitskräfte knapp wurden, verstummte die Klage allerdings immer wieder). Zweifellos hatte die Emanzipation der Frau zwei Seiten: Einerseits konnte sie dabei ihre individuellen Rechte als Persönlichkeit durchsetzen, andererseits wurde dadurch die alte "Sozialität Familie" mit ihrer klaren Rollenaufteilung aufgelöst. Die Kosten dieses Prozesses haben alle bezahlen müssen: die Frauen mit ihrer Doppelbelastung in Beruf und Familie, die Männer durch die Verunsiche-

zung ihres Status und den Verlust der selbstverständlichen häuslichen Geborgenheit, die Kinder durch die ständige Gefährdung der sozialen Zuverlässigkeit ihres Lebensraumes Familie.

Die psychologische Sicht der Familie rechtfertigte diesen Emanzipationsprozeß, indem sie die *Gleichberechtigung* der Bedürfnisse und Gefühle aller Familienmitglieder verkündete, auch der Kinder.

Aber auch dieser Fortschritt hatte seinen Preis. Die Sozialität Familie löste sich in eine Summe von "Beziehungskisten" auf - der Erwachsenen miteinander und mit den Kindern sowie der Kinder untereinander. Teilweise konnte es so aussehen, als sei die Familie eine Art Gefühls- und Bedürfnismarkt, dessen Ziel das Gleichgewicht von Angebot und Nachfrage sei.

Was hier mißlang, können wir von den Scheidungskindern lernen, von ihrer Sehnsucht nach Normalität, und von den Erfahrungen der Stieffamilien. Wir tun also gut daran, die einseitige psychologische Betrachtung der Familie zu überwinden und statt dessen ihre soziale Bedeutung wieder in den Mittelpunkt zu rücken. Wie sich gezeigt hat, entdecken wir dann auch neue Maßstäbe für den Umgang mit unseren Kindern, für deren Aufwachsen in der Familie.

Allerdings beruht die neue Form der Familie, die Partnerfamilie, auf ganz anderen Voraussetzungen als die alte bürgerliche Familie. Mann und Frau sind nun prinzipiell mit gleichen Rechten nach außen gewendet, beruflich und möglicherweise auch politisch engagiert, die Kinder sind ebenfalls weitgehend nach außen orientiert, an den Gleichaltrigen und an ihren Freizeitinteressen. Der "soziale Heimathafen" ist offener geworden als früher, weniger von oben nach unten geordnet. Das Zu-Hause-Sein, die emotionale Fixierung der Mitglieder aufeinander, hat an Bedeutung verloren, wichtiger ist das immer wieder befriedigende Nach-Hause-Kommen.

Wenn wir die Familie nicht in erster Linie als ein psychologisches, sondern als ein soziales Gebilde sehen, dann müssen wir fragen, was für diese Sozialform eigentlich charakteristisch ist. Es reicht nicht mehr aus, daß sich die Beteiligten über ihre Familienleben verständigen - es könnte sich ja auch um eine illusorische Verständigung handeln -, vielmehr muß eine solche Verständigung alle Faktoren berücksichtigen, die für den Erhalt dieser Gemeinschaft wichtig sind und deren Nichtbeachtung diese Sozialform zerstören würde. Indem wir den Blick auf diese "objektiven", dem subjektiven Meinen vorgegebenen Faktoren richten, stoßen wir auch auf die Chancen und Grenzen der Familie als pädagogisches Feld, als Lernfeld für die Kinder. Was ist demnach charakteristisch für die Sozialform Familie?

Lebensgemeinschaft

Die Familie ist eine eigentümliche, unverwechselbare Lebensgemeinschaft von Erwachsenen und Kindern, die durch keine andere gesellschaftliche Sozialform ersetzt werden und mit keiner anderen gleichgesetzt werden kann. Man kann gleichzeitig mehreren Gruppen, Verbänden und Organisationen angehören, aber nur einer, eben seiner Familie. Als menschliche Gemeinschaft ist sie mehr als die Summe der individuellen Beziehungen ihrer Mitglieder zueinander, und ihr Sinn besteht vor allem darin, ihren Mitgliedern soziale Zuverlässigkeit zu gewähren, also eine Art von "sozialem Heimathafen". Sie funktioniert befriedigend, wenn jeder immer wieder gern nach Hause kommt. Die Familie fungiert als eine Art sozialer Stützpunkt, den ihre Mitglieder - von den kleinsten abgesehen - täglich verlassen können, um immer auch zu ihm zurückzukehren.

Der Sinn dieser sozialen Gemeinschaft ist, daß jedes Mitglied in seiner umfassenden Menschlichkeit akzeptiert wird, wie es ist, mit seinen Stärken und Schwächen, im Glück und im Unglück. Ausschlaggebend ist nicht so sehr, ob hier alle emotionalen Bedürfnisse befriedigt werden können. Damit wäre die Familie überfordert, und sie scheitert oft an den zu hohen Ansprüchen dieser Art. Gefühle, die in der Familie nicht recht zum Zuge kommen, müssen teilweise auch nach außen gelenkt werden, in den Beruf, in den Freundeskreis oder - was die Kinder angeht - in die Schule und in die Gleichaltrigengruppe. Bedeutsam ist sie aber als Ort *sozialer Geborgenheit*. Nirgendwo im öffentlichen Leben findet sich ein entsprechender Platz, dort werden von den Menschen immer nur *partielle* Leistungen, Funktionen und Rollen verlangt.

Einen Menschen in seiner Eigenart zu akzeptieren, ist ein Leitmotiv, eine regulative Idee, eben eine prinzipielle Forderung. Tatsächlich weiß man aber gar nicht genau, wie der andere ist, weil niemand so tiefgehend die Persönlichkeit eines Menschen, auch nicht eines Kindes, ergründen kann; auch sich selbst kann niemand mit hinreichender Gründlichkeit kennen. Selbst ein erwachsenes Paar, mag es noch so lange zusammenleben, kennt sich niemals so genau, daß nicht immer wieder Überraschungen möglich sind. Der Rest, der übrigbleibt, wenn wir uns Mühe geben, den anderen zu verstehen, ist aber gerade das Reizvolle an ihm. Wenn das "Geheimnis", das den anderen umgibt, etwa in einer gemeinsamen Therapie zu sehr gelüftet wird, erlischt deswegen oft auch das Interesse an ihm. Solche Hinweise sind deshalb wichtig, weil gerade im scheinbar unerklärbaren "Rest" ein bedeutsamer Teil der Würde des anderen verborgen ist. Religiös orientierte Menschen sagen vielleicht, daß nur Gott einen jeden Menschen vollständig kennt und daß der Mensch sich entsprechend bescheiden müsse - auch im Hinblick auf den von ihm am meisten geliebten Menschen. Ent-

scheidend für die umfassende Akzeptanz, die alle Mitglieder einer Familie voneinander erwarten und einander schulden, ist also die Definition, die das einzelne Mitglied von sich selbst gibt. Das gilt auch für die Kinder, die nur zu leicht zum Opfer von Definitionen werden, die ihnen die Eltern aufzwingen. Auch in diesem Punkte haben psychologisierende Vorstellungen Verwirrung gestiftet, weil Eltern nicht selten daraus abgeleitet haben, daß die Selbstvorstellung ihrer Kinder, vor allem wenn sie ihnen nicht in den Kram paßt, "uneigentlich" sei, lediglich ein Symptom für etwas, das sich dahinter - den Kindern selbst noch nicht erkennbar - verberge.

Allerdings muß die umfassende Akzeptanz des anderen nicht unbedingt sein *Verhalten* einschließen, sonst müßte man sich ja alles gefallen lassen. Das Verlangen, gewisse Regeln der Höflichkeit und des Respekts, also die üblichen sozialen Umgangsformen in der Familie einzuhalten, widerspricht nicht dem Grundsatz der Akzeptanz. Im täglichen Leben der Familie steht nicht die Persönlichkeit des anderen zur Debatte, sondern sein Verhalten, und nur darüber kann verhandelt und nur dieses kann kritisiert werden. Aus der grundlegenden Akzeptanz erwächst lediglich ein besonderes Maß an Geduld und Zuwendung, wenn ein Mitglied sich einmal danebenbenimmt. Aber die sozialen Regeln selbst können zumindest in ihrem Kern nicht zur Disposition stehen. Entscheidend ist vielmehr, daß die Familienmitglieder vielfältig aufeinander einwirken und daß sie dies authentisch tun können, also ohne Getue, ohne Maske, ohne Rolle und so, daß sie sich ihrer Schwächen nicht schämen müssen. "Liebe ist da, wo man Schwäche zeigen kann, ohne Stärke zu provozieren", hat der Philosoph Theodor W. Adorno einmal gesagt, und wenn das Wort Liebe innerhalb der Familie einen Sinn hat, dann diesen.

Nun ist das Wort "authentisch" inzwischen auch zu einem Modewort geworden. Viele benutzen es in dem

Sinne, daß sie glauben, man könne einander in "bloßer Menschlichkeit", unter Umgehung aller übergreifenden Normen, Ansprüche und Regeln begegnen. Oft wird diese Vorstellung kulturkritisch gewendet, als sei damit die "Entfremdung" und die Kälte unserer privaten und öffentlichen menschlichen Beziehungen zu unterlaufen.

Tatsächlich jedoch gibt es kein bloßes Menschsein außerhalb kultureller Normen und Formen und sozialer Regeln. Authentischsein heißt nichts anderes, als solchen außersubjektiven Vorgaben eine persönliche, individuelle Version zu geben, sie mit eigener Glaubwürdigkeit auszufüllen. Unser Stiefvater kann nur dann authentisch sein, wenn er verbindliche Vorstellungen von Väterlichkeit und von Familie im Sinne von geltenden Normen hat, denen er vielmehr nur eine persönliche Version geben will. Insofern ist niemand schon deshalb authentisch, weil er einfach seinen Gefühlen freien Lauf läßt; er ist es vielmehr nur dann, wenn er sich an gemeinsame Verhaltensregeln hält, die die anderen kalkulieren können.

Weil die Familie eine Lebensgemeinschaft und keine auf einen bestimmten Zweck reduzierte Sozialität ist, verträgt sie das "Pädagogisieren" nur in engen Grenzen. Sie darf keine "pädagogische Veranstaltung" sein, wie es etwa die Schule ist. Ihre Bedeutung für das Aufwachsen der Kinder liegt in erster Linie in ihrem Sozialcharakter selbst, sie ist pädagogisch gesprochen eher eine Sozialisations- als eine Erziehungsinstanz, sie wirkt durch das, was sich im Zusammenleben ereignet, ohne daß es wegen dieser Wirkung geplant und arrangiert wird. Sie ist nicht zu dem Zweck da, Kinder zu erziehen; diese Aufgabe vollzieht sie vielmehr dadurch, daß sie in der Gestaltung ihres Alltags auf die Kinder einwirkt, damit diese sich an die Regeln des Zusammenlebens gewöhnen können. Weil die Kinder dies noch *lernen* müssen, muß auf ihre Unreife Rücksicht genommen werden, müssen sie als Lernende

mit Geduld, Gelassenheit und ohne Überforderung behandelt werden. Problematisch wird es allerdings, wenn man anfängt, planmäßig etwas zu inszenieren, damit die Kinder zu einem gewünschten Verhalten genötigt werden; denn Planmäßigkeit und Zielorientiertheit sind Maßstäbe des *professionellen* pädagogischen Verhaltens, etwa des Lehrers in der Schule. Werden sie auch in der Familie verwendet, wird ihr sozialer Sinn gefährdet, weil das Kind ständig in seinem So-Sein angegriffen würde; man will es anders haben, als es ist, und genau damit würde sein Vertrauen in die Sozialität Familie gestört.

Während in früheren Zeiten derartige Eingriffe oft unverhohlen und sogar unter Gewaltanwendung erfolgten, hat uns die Psychologie inzwischen subtilere Methoden beigebracht. In der Ratgeberliteratur finden sich alle möglichen Vorschläge, damit die Kinder tun, was die Eltern wollen, und dazu noch glauben, es resultiere aus eigenem Willen und eigener Einsicht. Aber die Eltern sind keine Therapeuten und die Kinder nicht deren Klienten. Nicht selten spielen Eltern ihre vermeintliche psychologische Überlegenheit auch dadurch aus, daß sie das unmittelbar erkennbare Verhalten der Kinder als uneigentlich betrachten, als ein bloßes Symptom, hinter dem etwas ganz anderes - vielleicht Angst - vermutet werden müsse. Auf diese Weise wird gar nicht mehr ernst genommen, was das Kind sagt und tut, sondern der Interpretation der Eltern unterworfen. "Was du *wirklich* meinst, weiß ich besser als du"!

Selbst wenn dies gelegentlich sogar zutreffen sollte, ist ein solcher Umgang innerhalb der Familie äußerst fragwürdig. Er muß sich vielmehr am offensichtlichen *Verhalten* der anderen orientieren, das sozusagen beweiskräftig auf dem Tisch liegt: die Frechheit, die Schlamperei, die Fünf in Mathematik. Das ist die Sache, die zur Debatte steht. Wird sie zugunsten einer Ersatzdiskussion verlassen, so kann das für ein Kind nur desorientierend wirken.

Gewinnt man den Eindruck, daß dahinter etwas steht, was das Kind (noch) nicht formulieren kann, etwa eine Angst, dann kann man dadurch Verständnis dafür signalisieren, daß man zwar "bei der Sache bleibt", aber im Tonfall so etwas wie Entgegenkommen signalisiert, auch über deren psychischen Hintergrund zu sprechen, wenn das Kind dies wünscht. Das Bestreben jedoch, *anstelle des Kindes* bei ihm vermutete Gefühle zur Sprache zu bringen, kann im Einzelfall sicher hilfreich sein, führt aber auf die Dauer zu einer eigentümlichen Veränderung der Beziehung zu ihm. Indem man das Kind nämlich zur Introspektion veranlaßt, also dazu, seinen Blick in seine eigene Innerlichkeit zu richten, in das Gewirr seiner Motive und Gefühle, wird die Manipulation der Eltern irgendwann durch eine Gegenmanipulation beantwortet: Das Kind lernt schnell, daß es in seiner Innerlichkeit Ausreden für sein Verhalten parat hat, gegen die man nicht mehr argumentieren, die man nur noch zur Kenntnis nehmen kann. Das ist das Ende eines lebendigen Austausches zwischen Eltern und Kindern. Es gibt Eltern, die regelmäßige "Planungskonferenzen" abhalten, ihr Kind wie ein Versuchstier beobachten und anhand der schlaun Ratgeber vergleichen, ob es auch im Rahmen der Regel fortgeschritten ist; wenn nicht, inszenieren sie irgend etwas, um den Rückstand aufzuholen.

Die Behauptung, erzieherisches Handeln im Sinne fortgesetzter planmäßiger Einwirkungen bedrohe die Familie als Sozialform, mag auf den ersten Blick verwundern, weil man doch gemeinhin davon ausgeht, daß die Familie in erster Linie die Aufgabe der Kindererziehung habe. Aber das ist eher ein Nebenzweck, hauptsächlich und in erster Linie ist die Familie eine Lebensgemeinschaft, keine Erziehungsgemeinschaft. Wäre es anders, dann müßte in ihr ja eine grundsätzliche Über- und Unterordnung gelten: die einen - die Eltern - sind die Erzieher, die anderen - die Kinder - sind die zu Erziehenden. So wurde die

Familie in der Tat lange Zeit verstanden, und wenn Kinder in der Öffentlichkeit Schwierigkeiten machen, ist eine solche Auffassung immer noch zu hören. In dem Maße jedoch, wie die Kinder Autonomie und Selbständigkeit gewinnen müssen, muß sich deren erzieherisch begründete Unterordnung auf wesentliche Grenzsetzungen und auf Lernhilfen beschränken; im übrigen gelten für sie die gleichen Regeln wie für die erwachsenen Familienmitglieder. Das sei durch zwei Beispiele erläutert. Strafe (Schulstrafe, Kriminalstrafe) ist eine *öffentliche* Kategorie und nötig zur Aufrechterhaltung von *rechtlichen* Grundsätzen. In der Familie dagegen hat Strafe - also das Zufügen eines Übels für etwas Verbotenes, das mit diesem Übel in der Sache nichts zu tun hat, etwa Hausarrest für eine verpatzte Mathematikarbeit - keinen Ort, außer im Sinne einer Wiedergutmachung. Wäre das anders, müßten auch die Erwachsenen anfangen, einander zu bestrafen, und jeder kann sich in seiner Phantasie ausmalen, wohin das für die Beziehung der Eltern zueinander in kurzer Zeit führen würde. Verzicht auf Strafe schließt allerdings keineswegs aus, daß Verstöße gegen die Regeln zur Not auch energisch beanstandet werden. Das ist gelegentlich auch gegenüber dem Partner angebracht. Keine menschliche Gemeinschaft kommt ohne Sanktionen aus, wenn sie ihre weitere Existenz sichern will. Früher hat man Kinder deswegen mit einer begrenzten Trennung von der Gemeinschaft bestraft: mit Hausarrest, mit zeitweiligem Ausschluß von der Tischgemeinschaft, mit Essensentzug (kein Nachtsch). Vor allem Hausarrest war als eine Art von "Ehrenstrafe" verbreitet. Solche Strafen waren nicht grundsätzlich falsch, weil sie ja anschaulich signalisierten, daß das Kind sich durch sein Verhalten von den Regeln der Gemeinschaft entfernt hatte und nun das Angebot bekam, wieder zurückzufinden. Aber sie sind nur solange sinnvoll, wie sie von allen Beteiligten auch innerlich und aus Überzeugung akzeptiert werden. Davon kann aber heute kaum

mehr die Rede sein. Straftendes Verhalten der Eltern gegenüber den Kindern erfolgt heute eher auf der Beziehungsebene ("Ich bin dir böse" ...), nicht mehr auf der sozialen Ebene, und das ist nicht unbedingt ein Fortschritt. Jedenfalls muß ein Kind auf die eine oder andere Weise deutlich erfahren, daß es sich falsch verhalten hat, sonst kann es daraus nichts lernen. Geht es dabei um die Beziehung zu einem einzelnen Familienmitglied, kann Zorn durchaus berechtigt sein; geht es um einen Verstoß gegen die gemeinsamen Regeln, ist es wichtig, daß alle - nicht nur Vater oder Mutter - ihren Unwillen darüber signalisieren. Auf dieser Ebene dürfen Kinder auch Kritik am Verhalten ihrer Eltern äußern, wenn diese selbst die vereinbarten Regeln nicht einhalten. Mit anderen Worten: Die Familie muß die Sanktionen, die bei erheblichen Regelverstößen zu verhängen sind, vereinbaren; sie sollten möglichst auf der Ebene der Versöhnung und der Wiedergutmachung liegen und dann aber auch für die Erwachsenen gelten. Nicht zu vergessen: Humor kann manche Spannung lösen und den Frieden wiederherstellen, an dem alle interessiert sind.

Freizeitkontrolle (Wo gehst du hin? Wann bist du zurück?), um ein zweites Beispiel zu nennen, wird in einer Familie zum pädagogischen Sondergesetz, wenn sie nur für die Kinder gilt. Alle Familienmitglieder schulden einander diese Auskunft. Wenn einer der Eltern - etwa aus beruflichen Gründen - sich irgendwo länger als geplant aufhalten muß, gibt er der Familie Bescheid. Nur wenn das selbstverständlich ist, kann es auch für die heranwachsenden Kinder selbstverständlich werden. Allerdings müssen Kinder im Unterschied zu den Erwachsenen die sozialen Regeln des Familienlebens noch *lernen*, was einerseits ständig Rücksichtnahme und Verständnis für Mängel ihres Verhaltens verlangt, andererseits aber auch geduldige Einwirkung. In dieser Hinsicht ist das *Vorbild* der Eltern der beste Lehrmeister.

Leider haben in der Vergangenheit "antiautoritäre" Leitbilder diese Aufgabe teilweise aus dem Blick geraten lassen. Man müsse das Kind nur gewähren lassen, so hieß es, dann komme es irgendwann schon selbst darauf, wie es sich zu verhalten habe. Aber Kinder sind von Natur aus Egoisten, und sie müssen zunächst so sein, um überleben zu können. Die erforderlichen sozialen Verhaltensweisen lernen sie nicht aus ihrer Innerlichkeit heraus, sondern nur im Umgang mit anderen, die sie in ihre Grenzen verweisen. Manche Eltern halten es für ein Zeichen von Spontaneität und von positivem Lebenswillen, wenn ihre Kinder sich innerhalb wie außerhalb der Familie nach Lust und Laune ohne Rücksicht auf andere Menschen verhalten und mitunter das Publikum einer Gaststätte regelrecht "aufmischen". Abgesehen davon, daß die Kinder dabei nicht zufrieden sein können, weil sie die aus ihrem Verhalten resultierende Ablehnung durchaus spüren, ist die scheinbar tolerante Haltung der Eltern grundfalsch. Sie müssen vielmehr schon im Rahmen der eigenen Familie und der dort möglichen Sozialerfahrungen deutlich machen, daß das Kind nicht allein auf der Welt lebt, daß die anderen auch ein Recht auf Beachtung ihrer Bedürfnisse haben und daß dies nur möglich ist, wenn sich alle an bestimmte Regeln halten.

Wenn dies im Rahmen der Familie gelingt, sind damit auch wesentliche Grundlagen für das Sozialverhalten außerhalb der Familie gelegt. Höflichkeit und gute Manieren können im Umgang mit Besuchern geübt werden, wozu auch gehört, daß die Kinder sich zurückziehen, wenn der Besuch den Eltern und nicht der ganzen Familie gilt. Weitere Bewährungsmöglichkeiten sind Auftritte mit den Kindern in der Öffentlichkeit, beim Einkauf oder im Restaurant. Der gelegentliche Hinweis an das Kind, es sei wohl noch zu klein, um mit den Eltern ein Cafe zu besuchen, ohne diese zu blamieren, kann durchaus angebracht sein. Wir leben in einer viel zu dicht besiedelten

Region, um uns schlechte Manieren leisten zu können. Wenn die Klagen berechtigt sind, die man heute schon aus der Grundschule hört, daß das Sozialverhalten der Erstkläßler miserabel sei, dann haben zu viele Familien ihr Erziehungspensum in diesem Punkte nicht erledigt. Das Beispiel zeigt zudem, daß schlechte Manieren das Kind spätestens bei Schuleintritt benachteiligen.

Nun werden in der Öffentlichkeit für diesen offenbar weit verbreiteten Mangel alle möglichen Entschuldigungen angeführt: fehlende Geschwister, die finanzielle Bedrängnis vieler Familien, die falschen Leitbilder im Fernsehen. Aber welchen Nutzen hat das Kind selbst von solchen Erklärungen für sein weiteres Leben?

Haushaltsgemeinschaft

Die Familie als Lebensgemeinschaft, als Sozialität, muß die Aufgaben und Arbeiten, die für ihren Erhalt notwendig sind, einigermaßen gerecht unter sich aufteilen. Niemand darf einfach zum Nulltarif leben. Ökonomisch gesehen ist die Familie ein *Haushalt*. Die finanziellen Mittel kommen in der Regel durch die Erwerbstätigkeit der Eltern ins Haus, als Ertrag ihrer Arbeit. Die Tätigkeiten des Einkaufens, Kochens und der Wohnungspflege müssen zusätzlich erledigt werden. Bezeichnend ist, daß dieses Problem in der Öffentlichkeit kaum diskutiert wird; vielmehr geht es meist nur um die Teilung der Hausarbeit zwischen Mann und Frau. Eine Familie, die ihre Kinder von diesen Aufgaben ausschließt, hat den Charakter einer Zweiklassensozialität, und dafür gibt es keinen vernünftigen Grund. Was Kinder schon selbst können, müssen sie auch selbst tun oder mittun. Zu begrenzen ist dieser Anspruch nur durch die andere Aufgabe, daß Kinder nämlich in der Schule wie in ihrer Freizeit ihre Fähigkeiten entfalten müssen. Insofern müssen sie nicht *alles*

tun, was sie schon können. Je größer die Kinder werden, um so mehr müssen die Eltern aber die Erfahrung machen können, daß ihre Arbeit in der Familie weniger wird. Wie das im einzelnen arbeitsteilig zu organisieren ist, muß den Bedingungen des Einzelfalles überlassen bleiben. Die Kinder müssen unbedingt wissen, daß die Eltern nicht nur für sich, sondern auch für sie außerhalb wie innerhalb der Familie arbeiten und daß dies zumindest dem Umfang nach nicht selbstverständlich ist, sondern durch zumutbare Eigenleistungen der Kinder ausgeglichen werden sollte. Wenn das grundsätzlich klargestellt ist, mag es immer wieder neue Vereinbarungen darüber geben, wozu auch gehören kann, daß pünktliche und zuverlässige Erledigung von Hausaufgaben als ein Äquivalent betrachtet wird.

Spricht man Eltern auf dieses Thema an, wird nicht selten der Einwand laut, angesichts der modernen Haushaltstechnologie sei die Hausarbeit gar nicht mehr so umfangreich und von den Kindern auch gar nicht effizient zu erledigen. Dieses Argument steht nun im krassen Widerspruch zu der ständigen Forderung, die *Männer* sollten sich mehr im Haushalt betätigen. Zudem ist es gerade die moderne Technologie, die kindliche Mitarbeit zuläßt, wenn man etwa an die Zeit meiner Eltern und Großeltern denkt, wo Kochen und Wäschewaschen wegen der damals gegebenen technischen Bedingungen langwierige, nicht zuletzt auch körperlich sehr belastende Tätigkeiten waren, für die zudem eine erhebliche Erfahrung und Vorsicht benötigt wurden.

Wenn Kinder nicht dazu veranlaßt werden, sich auf die eine oder andere Weise an der Familienarbeit zu beteiligen, wachsen sie als bloße Nutznießer der Arbeit der anderen auf und werden dadurch faktisch aus der Familiengemeinschaft ausgeschlossen. Für jede menschliche Gemeinschaft gilt nämlich, daß ihre Mitglieder nur insofern in ihr geachtet und anerkannt sind, als sie für das

Ganze, für das gemeinsame Wohl, einen eigenständigen Beitrag leisten.

In dieser Frage wird noch das alte Ideal der bürgerlichen Familie erkennbar: Der Vater verdient das nötige Geld, die Mutter führt den Haushalt und läßt dort niemanden zum Zuge kommen, weil diese Aufgabe ein wesentlicher Teil ihrer Identität ist. Arbeitet die Mutter ebenfalls beruflich, wird dieses Ideal gleichwohl aufrecht erhalten, und Eineltern- und Stieffamilien neigen leicht dazu, sich und anderen zu demonstrieren, daß sie es besonders gut machen, indem sie den Kindern nichts zumuten. Damit behindern sie aber die Entwicklung von Selbständigkeit und Verantwortung zugunsten einer einseitigen Verwöhnung.

Es gibt nicht nur eine materielle Verwöhnung, indem man den Kindern "alles vorne und hinten reinstopft -, sondern auch eine soziale, indem man ihnen nichts abverlangt. Wer so handelt und sagt, er wolle damit den Kindern etwas Gutes tun, sollte sich nach seinen Motiven fragen. Wer andere verwöhnt, tut das letzten Endes immer auch für sich selbst. Übertriebene Verwöhnung ist eine subtile Form von Verachtung der Möglichkeiten, die der andere hat.

Generationengemeinschaft

Die Familie ist eine Generationengemeinschaft und somit Teil des bereits erwähnten Generationenvertrages. In ihr leben mindestens zwei Generationen zusammen und dadurch unterscheidet sie sich von anderen Lebensgemeinschaften - auch von der kinderlosen Ehe -, die nur aus Erwachsenen bestehen. Die Beziehung von Eltern und Kindern erfährt unter diesem Gesichtspunkt eine über ihre Unmittelbarkeit hinausgehende, nämlich in einen gesellschaftlichen Zusammenhang weisende Bedeutung.

Familie ist nicht nur Privatsache, als die sie den Beteiligten leicht erscheint. Indem sie vielmehr Kinder aufzieht, sorgt sie für die Reproduktion des gesellschaftlichen Lebens, also dafür, daß eine neue Generation die gesellschaftlichen Aufgaben übernehmen und fortsetzen kann.

Aus diesem Bezug ergeben sich zwei wichtige Konsequenzen. Zum einen haben Kinder zwar Anspruch darauf, daß Erwachsene - in der Regel die Eltern - sich um sie kümmern, sie versorgen, ihnen Lernmöglichkeiten verschaffen, so daß sie als Herangewachsene eine ihren Fähigkeiten entsprechende und subjektiv befriedigende Position in der Gesellschaft einnehmen können. Aber dieses moralische Recht hat die Form eines "Kredits". Die immense Arbeit, die für das Aufwachsen von den zuständigen Erwachsenen investiert wird, sowie die damit verbundenen Verzicht haben, von den Erwachsenen her gesehen, die Bedeutung eines zurückzuzahlenden Kredits für das, was ihnen in ihrer Kindheit zuteil wurde. Für die jeweils heranwachsende Generation bedeutet das, daß sie diesen Kredit nur so lange und insoweit in Anspruch nehmen darf, wie dies für den Abschluß einer Berufsausbildung erforderlich ist. Aus der Idee des Generationenvertrages erwachsen also für die Kinder auch Pflichten. Dazu gehört zum Beispiel, daß sie ihre eigenen Fähigkeiten so gut wie möglich entwickeln, um einerseits die Fürsorge durch ihre Eltern überflüssig zu machen und andererseits fähig zu werden, den als Kind erhaltenen Kredit wiederum an die nächste Generation weiterzugeben, und sei es nur in Form erhöhter Steuern. Zum anderen ergibt sich aus der Idee des Generationenvertrages, eben weil er nicht bloß familiäre Privatsache ist, auch eine Verpflichtung des Staates beziehungsweise der Gesellschaft. Das war nicht immer so. Zwar ist die Vorstellung, daß die Generationen auf eine verbindliche Fürsorge füreinander angewiesen sind, so alt wie die Menschheit, aber sie wurde in unterschiedlichen Formen verwirklicht.

In vielen Entwicklungsländern kann man noch beobachten, daß Kinderreichtum als Segen verstanden wird. Kinder sind hier die einzige Altersversicherung, und bei uns war das früher genauso: Wer keine Kinder hatte, mußte im Alter oft in bitterer Armut leben. Erst die moderne Sozialgesetzgebung hat diesen unmittelbaren, persönlich orientierten Familienzusammenhang sozusagen in bloße Geldzahlungen verwandelt. Aber nach wie vor geht es darum, daß die Generationen einander helfen müssen, indem sie füreinander arbeiten.

Dies kann heute nicht mehr in jeder Familie isoliert geschehen, vielmehr muß der Staat das im Rahmen seiner Sozialpolitik für seine Bürger organisieren. Wie schwierig dies geworden ist, zeigt die sozialpolitische Diskussion seit Jahren.

Hier ist nicht der Ort für umfassende Darlegungen zur Familienpolitik. Aber einige wenige Daten müssen schon erwähnt werden, um sich von der Größenordnung einen Begriff zu machen, in der die Familie seit langem politisch vernachlässigt wird, weil dies ja auch nicht ohne Folgen für deren Erziehungsfähigkeit bleiben kann.

Der Geburtsfehler liegt im Jahre 1957. Damals wurde vom Bundestag eine Rentenreform verabschiedet, die zwar die Kollektivierung der Alterslasten festschrieb, wie wir es bis heute kennen: In jungen Jahren zahlt man von seinem Arbeitslohn einen Teil in die Rentenkasse, um nach der Pensionierung daraus selbst einen Beitrag zu erhalten. Aber die ebenfalls in diesem Konzept geforderte Kollektivierung der Kinderlasten wurde nicht verwirklicht. Auf diese Weise wurde den Familien die Altersvorsorge auch für die Kinderlosen aufgebürdet - das sind heute etwa 160 Milliarden Mark, die von den Familien auf die Kinderlosen umverteilt werden. Über die Jahre ist deshalb eine erhebliche Benachteiligung der Familien entstanden, die sich auch darin ausdrückt, daß Kinderlose sich eine höhere Rente erwerben können und daß

umgekehrt das Aufziehen von Kindern für die Alterssicherung in hohem Maße schädlich ist. In den fünfziger Jahren ging man davon aus, daß fast alle Erwachsenen auch Kinder haben würden, wie das damals ja auch weitgehend noch der Fall war. Aber inzwischen hat sich der Anteil der Nicht-Unterhaltspflichtigen enorm vergrößert - einerseits durch die höhere Lebenserwartung der Menschen, also durch die Zunahme der älteren Bevölkerung, andererseits durch die wachsende Kinderlosigkeit. Dazu ein Beispiel: Vom Geburtsjahr 1938 blieben weniger als zehn Prozent der Bevölkerung lebenslang ohne Nachwuchs, vom Geburtsjahr 1953 bereits 23 Prozent. Waren 1950 nur 19 Prozent aller privaten Haushalte in der alten Bundesrepublik Einpersonenhaushalte, so waren es 1995 36 Prozent, in den neuen Ländern 30 Prozent. Die Zahl der Erwachsenen, die keine Kinder großziehen, ist also über die Jahre unverhältnismäßig gestiegen. Wie stark die erwähnte Umverteilung hin zu den Kinderlosen die finanzielle Substanz der Familien bereits ausgezehrt hat, zeigt folgender Vergleich: Im Jahr 1960 betrug der steuerliche Kinderfreibetrag auf heutige Werte umgerechnet über 11000 DM pro Kind und Jahr. Damals war ein Facharbeiter mit drei Kindern auf diese Weise steuerfrei. Heute sind Eltern mit einem Durchschnittseinkommen von 60000 DM und zwei Kindern am Rande der Sozialhilfe angelangt. Mit dieser Tendenz stimmt überein, daß 1965 nur jedes 75. Kind unter sieben Jahren zeitweilig oder dauerhaft auf Sozialhilfe angewiesen war, 1990 jedes elfte, 1992 jedes neunte, 1994 jedes siebte. In den letzten zehn Jahren hat sich die Zahl der betroffenen Kinder verdoppelt.

Auf dem Hintergrund solcher Zahlen hat deshalb das Bundesverfassungsgericht im Jahr 1990 entschieden: Bis 1996 müssen die Einkommensanteile, die zur menschenwürdigen Erziehung von Kindern aufgewendet werden, von Steuern befreit werden. Der angemessene Unterhalt

für ein Kind liegt bei etwa 10 000 und für zwei Kinder bei etwa 18000 DM pro Jahr, so viel also wenden die Eltern im Durchschnitt für ihre Kinder auf. Aber in Wirklichkeit ist die Familie immer noch mit einer Art von Strafsteuer belegt. Auch nach der Erhöhung des Kindergeldes im Jahre 1996 zahlt die statistische Durchschnittsfamilie mit zwei Kindern über Lohn- oder Einkommensteuer und indirekte Steuern wie die Mehrwertsteuer immer noch jährlich 5 400 Mark Steuern für ihre Kinder an den Staat, wovon sie lediglich 1680 Mark an Kindergeld zurückbekommt.

Das Ungleichgewicht zwischen denen, die Kinder aufziehen, und denen, die dies nicht tun, ist so erheblich geworden, daß es mit Einzelmaßnahmen wie der Erhöhung des Kindergeldes nicht mehr getan ist. Vielmehr muß die Kollektivierung der Kinderkosten, die 1957 versäumt wurde, nun irgendwie nachgeholt werden; die Kinderlosen müssen erheblich mehr in die Sozialkassen zahlen als bisher, und wer Kinder zu versorgen hat, entsprechend weniger. Das aber ist politisch schwer durchzusetzen, weil die Kinderlosen längst in der Mehrheit sind und weil andererseits inzwischen weitgehend aus dem Bewußtsein der Öffentlichkeit verschwunden ist, daß es zwischen der Versorgung der Alten und den Kosten für die Kinder einen zwingenden Zusammenhang gibt. Eltern mit Kindern sind jedenfalls gut beraten, in Zukunft die öffentliche Diskussion dieses Problems aufmerksam zu verfolgen.

Interpretationsgemeinschaft

Die Familie ist eine Interpretationsgemeinschaft. Die Familienmitglieder sprechen miteinander, und sie sprechen über das, was sie erlebt und erfahren haben. Indem sie dies tun, interpretieren sie diese Erlebnisse und Erfah-

rungen und versuchen, diese zu verstehen und ihnen Sinn zu verleihen. Wenn die Familienmitglieder nicht mehr miteinander sprechen - oder nur "das Nötigste" miteinander bereden -, ist die Familie als Sozialform zerstört oder zumindest schwer angeschlagen. Sie kann dann zwar immer noch eine Weile als bloßer Haushalt funktionieren, aber als Gemeinschaft ist sie zerbrochen. Die Funktion der Familie als "Interpretationsgemeinschaft" ist für den Umgang mit den Kindern von herausragender Bedeutung. Indem die Eltern mit ihren Kindern über deren Erlebnisse und Erfahrungen, die diese in der Schule oder in der Freizeit gemacht haben, sprechen und sie gemeinsam mit ihnen zu deuten versuchen, können sie in einem ganz erheblichen Maße auf die Kinder pädagogisch einwirken, nicht, wie vorhin kritisiert, indem sie sich Erziehungsziele setzen und unentwegt an ihren Kindern herumerziehen. Während das Herumerziehen die Familiengemeinschaft leicht gefährden kann, wirkt das gemeinsame Sprechen und Deuten stabilisierend auf sie. Dabei muß es nicht immer harmonisch zugehen, auch Meinungsverschiedenheiten und Auseinandersetzungen können geboten sein - solange das, was die Kinder einbringen, ernst genommen wird; andernfalls werden sie über kurz oder lang schweigsam.

Nicht wenige Eltern machen den Fehler, die Berichte und Meinungen der Kinder zu schnell zu "pädagogisieren". Wichtig ist aber, daß die Eltern Bereitschaft zum Zuhören signalisieren und die Kinder ausführlich zu Wort kommen lassen, wenn sie aus der Schule kommen und ihrem Ärger Luft machen oder über Erfolge berichten wollen. Die Ansichten ihrer Eltern dazu wollen sie durchaus hören, aber sie wollen davon nicht überwältigt werden.

Im übrigen bestehen solche Gespräche aus einem Austausch von Erfahrungen, so daß *beide* Seiten - Eltern wie Kinder - einen Gewinn davon haben. Die Erwachsenen haben zwar im allgemeinen größere Erfahrungen als die

Kinder, aber daraus ergibt sich keineswegs eine Art Einbahnstraße von den Eltern zu den Kindern hin, als komme es für die Eltern nur aufs richtige Stichwort an, um ihre Sicht der Dinge zur Geltung zu bringen. Auch die Erwachsenen können vielmehr von den Sichtweisen ihrer Kinder lernen. Interessant ist immer wieder die Frage, warum Kinder dieselben Dinge oft anders erleben als Erwachsene. Wenn die Erwachsenen den eigentümlichen Zugang der Kinder zur Welt nicht ernst nehmen, können sie mit ihnen auch keine Gespräche führen; dann laufen sie vielmehr Gefahr, die Äußerungen der Kinder nur zum Anlaß zu nehmen, um das, was sie ohnehin meinen, zur Sprache zu bringen. Den Kindern genau und geduldig zuzuhören - wie dem erwachsenen Partner auch - darf also nicht auf einem pädagogischen Trick beruhen, sondern erwächst aus dem dialogischen Charakter eines jeden ernsthaften Gesprächs. Die Erfahrungen der Kinder sind nicht wertloser, bloß weil sie begrenzter sind. Sie ernst nehmen heißt aber auch, den Kindern zu widersprechen, wenn sie - aus Mangel an Erfahrung, aus Zorn oder Enttäuschung - wichtige Dinge des Lebens nicht richtig deuten. Natürlich sollten die Eltern alle Fragen, die die Kinder von sich aus stellen, so gut wie möglich beantworten, aber ihre Einwände gegen das, was die Kinder vorbringen, sollten sie auf Wichtiges konzentrieren und den Kinder dadurch helfen, die Bedeutung ihrer eigenen Erfahrungen mit der Welt entsprechend zu sortieren. In dieser Fähigkeit besteht nämlich ein wichtiger Vorsprung der Eltern vor den Kindern, und diese haben nichts davon, wenn sich die Eltern mit ihnen auf eine Stufe stellen; das wäre kumpelhaft und würde den Kindern nichts nützen.

Wenn die Kinder während eines Gespräches unter Erwachsenen anwesend sind, haben sie auch ein Recht darauf, einbezogen zu werden. Wollen die Erwachsenen etwas besprechen, was nur für sie selbst bestimmt ist,

müssen sie dies ohne die Kinder tun. Zur sozialen Kultur einer Familie gehört auch, daß die Erwachsenen wie die Kinder ihre "Geheimnisse" voreinander haben dürfen.

Die Ratgeberliteratur empfiehlt uns nicht selten, bestimmte Gesprächsstrategien mit Kindern anzuwenden. Sofern sie dem besseren Verständnis kindlicher Äußerungen dienen, können sie eine nützliche Hilfe sein. Werden sie jedoch zur "Masche", die immer wieder nach demselben Muster verläuft, werden sie bald die spontane Gesprächsbereitschaft der Kinder zum Versiegen bringen.

Alternde Gemeinschaft

Die Familie ist eine dynamische, sich ständig verändernde Gemeinschaft, weil ihre Mitglieder älter werden und sich damit auch ihre Interessen und Bedürfnisse verändern. Das gilt insbesondere für die aufwachsenden Kinder, und bekanntlich fällt es vielen Eltern schwer, sich immer angemessen auf das "Größer-Werden" der Kinder einzustellen. Das Kind muß sein Größer- und Anderswerden auch erfahren können als ein Leben in der Zeit, dessen Fortsetzung sich planen oder auch nur erträumen läßt, und die Erwachsenen müssen sich immer wieder neu auf diese Veränderungen einstellen.

Am Älterwerden der Kinder merken auch die Erwachsenen, daß sie in die Jahre kommen, und diese Erkenntnis wird meist mit gemischten Gefühlen wahrgenommen, weil wir schließlich in einer auf Jungsein und Jungbleiben fixierten Gesellschaft leben. Deshalb ist die Versuchung nicht gering, das Älterwerden der Kinder künstlich zu verlangsamen, indem sie weit über ihr Alter und ihre Reife hinaus "klein" gehalten werden: sie werden dann gleichsam "fürsorglich belagert" und ihre Initiative und ihre Verantwortungsfähigkeit werden unnötig begrenzt.

Für das Leben in einer Familie ist aber grundlegend, daß es *Leben in der Zeit* ist, das entsprechend gestaltet werden muß. Dabei stellen sich immer neue Aufgaben und Probleme ein, weil sich alle Mitglieder mit den Jahren verändern, ihre Wünsche und Bedürfnisse formieren und formulieren sich immer wieder neu und anders; Meinungen und Urteile ändern sich mit fortschreitender Erfahrung. Die Familienmitglieder begleiten einander bei diesen biographischen Prozessen, und im besten Falle unterstützen und ermutigen sie sich gegenseitig.

"Erziehung" in der Familie ergibt eigentlich nur Sinn unter der Perspektive dieses biographischen Prozesses aller Beteiligten, weil die pädagogischen Interventionen nur so dem Fortschreiten des kindlichen Lebens angepaßt werden können. Im Älterwerden aller Beteiligten liegt der Reichtum der familiären Beziehungen beschlossen.

Sich auflösende Gemeinschaft

In der Familie werden die Kinder und Eltern jedoch nicht nur gemeinsam älter, vielmehr ist in diesem Prozeß auch die *Auflösung der Gemeinschaft* angelegt. Mit jedem Tag emanzipiert sich das Kind ein Stück von seiner Familie, wird sein autonomer Handlungsraum größer, werden die gesetzten Grenzen weiter. Um es paradox auszudrücken: Die Familie muß ihre eigene Auflösung betreiben, und am Schluß bleibt nur noch die Partnerschaft der Eltern übrig. Diese Tatsache wird von vielen Eltern verdrängt und verleugnet, und es gibt ganze Bibliotheken psychologischer Literatur über die bei dieser Ablösung auftretenden bewußten und unbewußten Konflikte und über das damit verbundene schlechte Gewissen. In der Tat ist die innere und äußere Ablösung der Heranwachsenden vom Elternhaus mit einer Reihe von Konflikten verbunden, und diese sind bis zu einem gewissen Grade nötig, damit die

Kinder ihre eigene Identität gewinnen können. Ein wichtiger Gesichtspunkt dabei ist nämlich, die Unterschiede des eigenen Selbst zu dem der Eltern zu entdecken: Inwieweit soll das eigene Leben wie das der Eltern gestaltet werden und inwiefern nicht? Dieser Prozeß führt geradezu folgerichtig auch zu einer Kritik am Verhalten der Eltern und an deren Welt- und Lebensvorstellungen; sie kann schmerzhaft und kränkend wirken.

In den damit verbundenen Auseinandersetzungen erhalten die Eltern aber zugleich die Chance, ihre Standpunkte neu zu überdenken und noch einmal zu überprüfen. Aber die Chance wird vertan, wenn die Eltern insgeheim die Ablösung gar nicht wollen, wenn sie ihre Kinder im Grunde als ihr emotionales Eigentum betrachtet haben, das sie nun nicht hergeben wollen.

Der Auszug des Kindes aus der Familie beginnt nicht erst, wenn es volljährig geworden ist, sondern schon mit dem Schuleintritt. Er ist zugleich der Eintritt des Kindes in das öffentliche Leben. Danach werden auch die Freunde, die Gleichaltrigen immer wichtiger; das Kind zieht immer größere Teile seiner Emotionalität von den Eltern ab und wendet sich den Gleichaltrigen zu, die in mancher Hinsicht dann auch die Vertrauten werden, mit denen es seine Probleme bespricht. Je größer der autonome Handlungsraum wird, um so mehr entfernt sich das Kind von seiner Familie. Deshalb neigen ja viele Eltern - vor allem wohl immer noch viele Mütter - dazu, diesen Spielraum möglichst klein, ihre Kinder unselbständig und von sich abhängig zu halten.

Handlungsstrategien

Diese sechs Prinzipien sind charakteristisch für die Familie als soziale Gemeinschaft. Ihre Bedeutung für das Zusammenleben wird vor allem in folgenden Punkten deutlich:

- Sie erwachsen nicht aus den Meinungen und Absichten der einzelnen Familienmitglieder, sondern sind ihnen übergeordnet. Deshalb können sie auch in "Familienkonferenzen" durchaus verfehlt werden; sie werden nämlich nicht einfach durch Abstimmen kenntlich und ergeben sich auch nicht schon aus dem Interessenausgleich zwischen den einzelnen Familienmitgliedern, so wichtig dieser aus anderen Gründen auch ist. Es handelt sich hier vielmehr um *soziale Gesetzmäßigkeiten*, die beachtet werden müssen, wenn die Gemeinschaft keinen Schaden nehmen soll.

- Sie markieren den Rahmen dessen, was die Familie als Sozialform allen ihren Mitgliedern - auch den erwachsenen - abverlangt und was deshalb alle auch *lernen* müssen; insofern dies geschieht, kann man die Familie als ein pädagogisches Feld betrachten, in welchem alle lernen, das zum Erhalt der Gemeinschaft Nötige zu tun.

- Diese Prinzipien müssen die Erwachsenen als Leitmotive für ihr Handeln in ihrem Kopf haben, von den Kindern kann man dies nicht erwarten; *sie* müssen vielmehr diese Maßstäbe von den Erwachsenen lernen. Indem die Eltern dies verlangen, legitimieren und begrenzen sie auch ihre Macht, die sie dafür benötigen. Daß Eltern ihre Kinder zu etwas zwingen können, versucht der pädagogische Zeitgeist am liebsten zu verdrängen. Es müsse doch auch anders gehen, durch Gespräche und den Versuch, Einsicht zu wecken. Das ist sicher richtig und wünschenswert, aber jede Sozialität braucht letzten Endes Macht, damit ihre Regeln zur Not auch durchgesetzt oder aufrechterhalten werden können. Es gibt keine machtfreien sozialen Verhältnisse. Wo die Eltern ihre Macht preisgeben, nistet sich eine andere ein, die der Kinder oder Außenstehender. Außerdem braucht das Kind Grenzkämpfe um seinen Autonomieraum, sonst kann es nicht selbständig, selbstbewußt und verantwortungsfreudig werden. Die Frage ist nur, wann die Macht

der Eltern willkürlich eingesetzt wird und wann dazu, die Prinzipien des Familienlebens zur Geltung zu bringen. Für eine klare Abgrenzung gibt es kein Patentrezept, aber gewiß herrscht Willkür vor, wenn die Eltern lediglich ihre persönlichen Überzeugungen oder Wünsche durchsetzen wollen. Deshalb lautet eine nützliche Faustregel, die eben beschriebenen Prinzipien der Sozialität Familie zum Maßstab zu machen und von daher auch das Handeln zu begründen.

- Von diesen Prinzipien gehen also auch *Werte* für das Zusammenleben aus - allerdings nicht in dem Sinne, daß nun jede Lebensregung in der Familie an diesen Maßstäben gemessen oder von daher abgeleitet oder kontrolliert werden müßte. Der Familienalltag verläuft vielmehr teils geplant, teils spontan, und es wäre verfehlt, ihn ständig reglementieren zu wollen, wie wir dies von religiös besonders dogmatischen Familien kennen. So wie das Kind von Anfang an einen selbständigen Handlungsspielraum braucht, für dessen Ausgestaltung es freie Hand hat, braucht auch die Familie im Alltag freien Handlungsraum. Allerdings ergibt dieser nur dann einen *Sinn*, wenn alle auch die Grenzen kennen, die im Charakter der Familie als sozialer Gemeinschaft beschlossen liegen: daß sie eine Lebensgemeinschaft ist, in der alle Mitglieder grundsätzlich so akzeptiert werden, wie sie sind; daß sie eine Haushaltsgemeinschaft ist, die alle in die Pflicht nimmt; daß sie eine Gemeinschaft verschiedener Generationen ist und diese Differenz nicht außer acht lassen darf; daß sie dazu da ist, die Erfahrungen ihrer Mitglieder im Gespräch zu deuten; daß sie das Älterwerden aller Mitglieder zur Kenntnis nimmt und produktiv für alle gestaltet und daß sie schließlich den Prozeß ihrer Auflösung, also den Auszug der Kinder, akzeptiert und ihm eine für alle Beteiligten lohnende Form gibt.

2. Die Familie und ihre Miterzieher

Unter unseren derzeitigen kulturellen Bedingungen kann die Familie den Kindern nur etwa bis zum Schuleintritt eine "pädagogische Provinz" verschaffen, einen Lebensraum, der weitgehend nach außen hin abgeschlossen ist und dessen Einflüsse die Eltern bestimmen können. Selbst das Fernsehen ist in diesem Alter noch kein Konkurrent, weil die Eltern dessen Benutzung kontrollieren können (und auch sollen!), zumal der Druck der Gleichaltrigen noch weitgehend fehlt. Auch der Kindergarten ist im allgemeinen noch keine Alternative, weil er - anders als die Schule - familienkonform arbeitet und familienergänzende Lernangebote etwa im Umgang mit anderen Kindern und vor allem mit spielerischen Anreizen macht. Aber die pädagogische Monopolstellung der Eltern wird bald gebrochen, und das ist einerseits notwendig, weil die Familie nicht alle für das Aufwachsen der Kinder nötigen Erfahrungen bereithalten kann, andererseits aber auch mit Gefahren für das Kind verbunden. Nun treten "Miterzieher" auf den Plan, und die Frage stellt sich, wie die Eltern mit ihnen und ihren Einflüssen umgehen sollen.

Die Gleichaltrigen

Der entscheidende Einschnitt ist der Schulbeginn. Die gleichaltrigen Freunde bekommen nun zunehmend Einfluß auf die Meinungen, Einstellungen, Kaufwünsche und Fernsehvorlieben. Aber es reicht nicht aus, in den

Gleichaltrigen nur die Freunde zu sehen. Kinder und Jugendliche hatten schon immer Freunde; verhältnismäßig neu ist aber die Ausbreitung einer regelrechten Jugendkultur, die fast alle Jugendlichen erfaßt hat und sich in viele einzelne "Szenen" aufteilt. Sie wurde nur im Zusammenhang mit der modernen Freizeitkultur möglich, deren Standards, Ansprüche, Moden und Stile wiederum durch die Massenmedien vermittelt und immer verändert werden. Auf diese Weise ist ein sozialer Großraum entstanden, der weit über die traditionelle Freundschaftsgruppe hinausreicht.

In diesem Raum werden die Gleichaltrigen zu einem wichtigen Erfahrungsfeld, zu einem Lernfeld, wie es in anderer Weise die Familie auch ist. Aber hier lernt das Kind nicht, *feste* Bindungen einzugehen, sondern *wechselnde* Beziehungen aufzunehmen, sich selbst dabei zu präsentieren und durchzusetzen, andererseits aber auch Kompromisse zwischen verschiedenen Interessen zu schließen, seine Ansichten zu den Fragen, die die Gruppe interessieren, geltend zu machen, Regeln auszuhandeln, nach denen eine gemeinsame Unternehmung ablaufen soll. Es lernt eine gewisse Kontraktfähigkeit, also Absprachen im Sinne eines Vertrages zu treffen, und den Umgang mit Gleichaltrigen des anderen Geschlechts, die nicht zur Familie gehören. Derartige Erfahrungen sind in der eigenen Familie entweder gar nicht oder nicht in dieser Form möglich; die Grenzen des Lernortes Familie werden deutlich.

Für die Kinder ist Anerkennung in solchen Gruppen sehr wichtig. Ihre Kleidung wie überhaupt ihre öffentlichen Konsumgewohnheiten müssen in diesen Gruppen "in" sein, sonst kann es zu häuslichen "Tragödien" kommen. Einerseits sind diese Gruppen also wichtig für neue Erfahrungen, die in der Familie nicht möglich sind, andererseits vergesellschaften solche Gruppen das Kind; sie fördern das Eingehen wechselnder sozialer Beziehungen

als Selbstzweck, nicht weil man dabei ständig eine gemeinsame Sache verfolgen wollte, sondern eher im Sinne eines Konsums von menschlichen Beziehungen. Die Maßstäbe dafür werden vor allem von den Massenmedien verbreitet. Je älter das Kind wird, um so mehr durchbrechen die Gleichaltrigen das Interpretationsmonopol der Familie. Sie deuten die Erfahrungen ihrer Mitglieder in Schule, Freizeit, Beruf auf eigene Weise und in der Regel wohl abweichend von den Deutungen innerhalb der eigenen Familie. Bleiben die Eltern offen für solche Erfahrungen ihrer Kinder und bieten sie sich als Gesprächspartner dafür an, dann besteht die Chance, daß die von den Gleichaltrigen vermittelten Weltbilder zu Hause wieder einer sachlichen Diskussion unterzogen, also "aufgeklärt" werden können.

Einerseits sind also die Gleichaltrigengruppen wichtig für die Kinder. Sie stellen soziale Bewährungssituationen dar, die die Familie so nicht bieten kann, zumal wenn Geschwister fehlen. Es handelt sich hier sozusagen um "Personenmärkte", auf denen der eigene "Marktwert" ermittelt und erprobt werden kann. Deshalb ergäbe es wenig Sinn, wenn die Eltern ihren Kindern den Zugang dazu verwehren würden - ganz abgesehen davon, daß dies kaum zu realisieren wäre. Andererseits können von den Gleichaltrigen auch Gefahren ausgehen: Solche Gruppen sind - wie andere Gruppen auch - borniert, sie ermöglichen zwar bestimmte wichtige Erfahrungen, begrenzen sie aber auch. Was nicht "in" ist, hat keine Chance. Bestimmte für die Entwicklung der kindlichen Fähigkeiten vielleicht wichtige Interessen (an Musik oder Sport) können dort nicht zum Zuge kommen, und um seinen Platz in der Gruppe nicht zu verlieren, verzichtet das Kind darauf, weil das doch alles "echt bescheuert" ist. Diese Gruppen können gelegentlich einen solchen Druck entfalten, daß sie gute Schüler als "Streber" diffamieren und versuchen, sie auf das allgemeine Mittelmaß herunterzuziehen.

Kindern geht es in dieser Frage nicht anders als Erwachsenen: Man kann sich auf die Dauer nur für das interessieren, was sich auch sozial umsetzen läßt in dem Umkreis, in dem man lebt. Man braucht zumindest jemanden, mit dem man darüber reden kann. Deshalb ist es so wichtig, daß die Eltern sich für alles interessieren, worüber die Kinder gerne sprechen wollen, dann da findet das Kind bei den Gleichaltrigen seine Grenze. Das ist auch nicht weiter verwunderlich, weil zum einen die Gleichaltrigen überfordert wären, sozusagen als sozialer Umschlagplatz für besondere kulturelle Interessen und Bedürfnisse zu dienen. Zum anderen bedarf die Gruppe, um einen wenigstens minimalen Zusammenhalt zu gewinnen, einer Auswahl der interessierenden Dinge, und diese müssen, wenn niemand von vornherein ausgeschlossen werden soll, auf einem relativ niedrigen Niveau liegen. Dieses wird von den Massenmedien in Gestalt der von den Jugendlichen akzeptierten Unterhaltungsmusik geliefert.

Diese Gefahr der Unterdrückung wichtiger Interessen ist immer gegeben, weil sie ja in der Gruppenstruktur selbst verankert ist. Eine zweite Gefahr ist seltener, dann aber viel größer. Über die Gleichaltrigen können Kinder und Jugendliche auch an abweichende Subkulturen herangeführt werden, an die Drogenszene, an Alkoholismus oder an politischen Extremismus.

Die Jugendgefährdung erfolgt heute durch die Jugendlichen selbst, die erwachsenen finanziellen Nutznießer stehen unerkannt im Hintergrund. Mit Drogen etwa machen Jugendliche zunächst einmal zufällige Erfahrungen: Sie tauchen in einer Gruppe auf, und wer nicht als Feigling dastehen will, muß erst einmal mitmachen. Man kann fast sagen: Je mehr Gleichaltrige ein Jugendlicher kennenlernt und je häufiger die Kontakte sind, um so größer wird die Wahrscheinlichkeit, daß er mit Drogen in Berührung kommt.

Dabei ist zu bedenken, daß vor allem in den großen Städten die soziale Kontrolle der Gleichaltrigenszene im Vergleich zu früher sehr viel geringer geworden ist. Die großen Treffpunkte wie Diskotheken oder auch große Freizeitheime sind von den Erwachsenen nur noch schwer zu kontrollieren, und es hat auch kaum mehr jemand ein Interesse daran. Die Generationen ignorieren einander in der Öffentlichkeit, und es gibt nur noch wenig, was als öffentliches Ärgernis bemängelt würde. Die Erwachsenen sind dafür jedenfalls keine Maßstäbe mehr, nur sichtbare Gewalt provoziert noch, aber "dafür ist schließlich die Polizei zuständig".

Als Ursache der von den Gleichaltrigen ausgehenden Gefährdungen wird in der Öffentlichkeit meist vermutet, daß die Jugendlichen "Probleme" (mit ihren Eltern, in der Schule, am Arbeitsplatz) hätten und diese überspielen oder kompensieren wollten; das ist nur zum Teil zutreffend. Zwar ist das Jugendalter ohnehin eine schwierige, konfliktgeladene Altersphase. Aber die meisten Jugendlichen bewältigen diese Aufgaben mehr oder weniger erfolgreich, ohne auf Dauer in abweichende Jugendkulturen zu geraten. Eine Minderheit jedoch flüchtet sich in solche Szenen und findet nicht oder nur mühsam wieder heraus; sie schafft es nicht erwachsen zu werden. Aber auch der umgekehrte Fall ist nicht selten zu verzeichnen: Jugendliche geraten aus Zufall oder aus Langeweile an Drogen, und dann fangen die Probleme mit der Umwelt erst an. Diese jungen Leute stammen vor allem aus der Mittelschicht, wurden verwöhnt und weder für sich noch für andere zur Verantwortung gezogen. Weil man ihnen die Lösung der Probleme, die das Leben eigentlich stellte, immer wieder abgenommen hat, suchen sie sich sozusagen andere, weil kein Mensch ohne Probleme - also ohne Bewältigung von Schwierigkeiten und Aufgaben - zufrieden leben und Identität gewinnen kann.

Welche Chancen haben die Eltern, hier einzugreifen oder vorzubeugen? Erzieherische Machtworte - erhöhte Freizeitkontrolle, Verbot des Umgangs mit bestimmten Personen - brächten in der Regel nur kurzfristige, aufschiebende Erfolge; zudem würde das Verbot des Umgangs mit bestimmten Personen wenig nützen, weil sie, wie wir gesehen haben, prinzipiell austauschbar sind, da es ja um die Selbstinszenierung in einer Gruppe geht. Wichtiger wäre, daß die Familie offen bleibt als Interpretationsort für die Erfahrungen, die die Kinder außerhalb machen. Diese müssen nun auch die wichtige Einsicht gewinnen, daß die Öffentlichkeit außerhalb der Familie pluralistisch verfaßt ist. Diesen bedeutsamen Unterschied zum in der Familie erlebten Sozialmodell können zumindest Kinder von sich aus nicht entdecken, sie registrieren nur, daß ihre Erfahrungen mit den Gleichaltrigen anders sind als in der Familie. Ein autonomer, selbstbewußter Umgang mit dieser Differenz ist aber nur möglich, wenn das Kind sich klar darüber werden kann, daß es sich nun an verschiedenen sozialen Orten aufhält (Elternhaus, Schule, Kaufhaus, Gleichaltrigenszene) und daß dort jeweils unterschiedliche soziale Anforderungen und Werte gelten, die es in seiner Person sinnvoll zusammenbringen muß. Keiner dieser Orte darf die Bedeutung der anderen außer Kraft setzen wollen. Deshalb müssen die Eltern darauf hinweisen, daß das, was in der "Szene" gelten mag, nicht deshalb auch schon zu Hause oder in der Schule gültig ist.

Wenn man den Gefahren oder einem Monopolanspruch der Gleichaltrigen entgehen will, ist es ferner zweckmäßig, die Kinder zu sachorientierten Freizeittätigkeiten zu ermuntern (Sport, Musik), damit sie Partner für diese gemeinsame Sache finden. Das wäre auch im Sinne der mehrfach erwähnten Maxime, daß die Kinder ihre Fähigkeiten möglichst vielseitig entfalten sollen, damit sie herausfinden können, welche sie zu ihrem Beruf machen oder für befriedigende Freizeittätigkeiten entwickeln

wollen; denn was bei Kindern heute als bloßes Hobby erscheint, kann morgen zu ihrem Beruf werden. Das Interesse an einer Sache zwingt zur Disziplinierung, und vor allem füllt es die Zeit. Gefährdet sind besonders solche Gruppen, die sich im Grunde langweilen und deren Mitglieder sich nur selbst zum Thema machen können.

Massenmedien

Andere Miterzieher neben der Gleichaltrigengruppe sind das Fernsehen und die übrigen Massenmedien. Sie haben sich über die Jahrzehnte zu einem eigenständigen, neben dem offiziellen Schulwesen etablierten "Bildungssystem" mit einer eigentümlichen Mischung aus Unterhaltung und Information entwickelt. Von allen Massenmedien hat das Fernsehen am konsequentesten das Informationsmonopol der Lehrer, der Pfarrer und anderer Wortführer in den lokalen Milieus gebrochen, also in diesem Sinne Wissen und Unterhaltung demokratisiert. Seine wichtigste *pädagogische* Bedeutung besteht darin, daß es das Interpretationsmonopol der Eltern (und der Lehrer) bricht. Was die Eltern zu wichtigen Lebensfragen meinen und ihren Kindern mitteilen, wird durch das Fernsehen relativiert. Es liefert immer auch andere Interpretationen ins Haus, als die Eltern von ihrem Standpunkt aus den Kindern übermitteln. Das wird besonders deutlich bei Filmen oder Fernsehspielen, die Personen in allen möglichen Lebenslagen zeigen, deren Verhalten moralisch in hohem Maße pluralistisch ist, die also keine einheitlichen moralischen Prinzipien mehr vertreten und verbreiten.

Wie also sollen sich die Eltern dieser Interpretationskonkurrenz gegenüber verhalten?

Zunächst einmal ist das Fernsehen ein kultureller Vermittler wie auf andere Weise das Kino, das Theater oder der Konzertsaal. Die große Versuchung besteht im Ver-

gleich zu diesen anderen Vermittlern in der leichten Zugänglichkeit: Man muß sich nicht umziehen, keinen weiten Weg zurücklegen, sondern nur einen Knopf drücken. Dennoch kann man den Mißbrauch dieses kulturellen Vermittlers nicht ihm selbst anlasten, sondern eben nur dem, der ihn nicht vernünftig nutzt.

Im allgemeinen haben jüngere Kinder nur Interesse an Sendungen, die auch für sie gemacht sind. Sie genießen es als Familienritual, wenn sie diese gemeinsam mit den Eltern anschauen können. Fernsehen wird so zu einer *gemeinsamen* kulturellen Tätigkeit, und die Kinder können über das sprechen, was sie gesehen haben. Auch wenn sie älter werden, haben sie jeweils ihre Lieblingssendungen wie Tiergeschichten. Allmählich sehen sie dann abends das, was die Eltern auch sehen, überwiegend Unterhaltendes. Sie nehmen also an den kulturellen Interessen und am Geschmack der Eltern teil. Diese können bis zu einem gewissen Grade Rücksicht auf die Kinder nehmen, insofern sie auch informative Sendungen wählen, die für das Kind bildend sind. Fast jeden Abend gibt es mindestens eine Sendung, die Kinder als Ergänzung zum schulischen Lernen anschauen sollten. Fernsehen *kann* in der Tat sehr bildend sein.

Nun wissen wir aber aus allen Untersuchungen, daß überwiegend die unterhaltenden und weniger die informativen Sendungen gewählt werden, und man kann von den Eltern nicht erwarten, daß sie ihr eigenes Unterhaltungsbedürfnis nun vollends pädagogisieren.

Gerade die unterhaltenden Sendungen - Serien, Fernsehspiele, Filme - bringen aber moralischen Pluralismus ins Haus, deren Helden verhalten sich keineswegs unbedingt so, wie die Eltern es selbst für richtig halten und es ihren Kindern nahezubringen versuchen. Aber im allgemeinen können ältere Kinder dies auseinanderhalten, wenn die Eltern ihren moralischen Standpunkt in wichtigen Lebensfragen zumindest gelegentlich klarstellen.

Abgesehen davon erhebt sich die Frage, welche Alternativen zum Fernsehkonsum den Kindern zur Verfügung stehen. Normalerweise sind sie daran interessiert, gemeinsam mit anderen Kindern etwas zu unternehmen, und ein "vielsehendes" Kind hat entweder Kontaktschwierigkeiten, oder es ist zu sehr auf die Familie fixiert, oder es ist - nach einer Trennung - zu ängstlich, um die familiäre Umgebung mehr als unbedingt nötig zu verlassen. In solchen Fällen ist der Fernsehkonsum nicht das Problem, sondern nur ein Symptom für andere Probleme. Das Fernsehen hat dann die Funktion einer Kompensation, eines Ausgleichs, einer Ersatzlösung.

Überhaupt wird es sehr unterschiedlich genutzt. Für alte, einsame Menschen ist es oft der wichtigste Kontakt zur Außenwelt. Aber im allgemeinen dienen Fernsehsendungen als Inhalt für unmittelbare Kommunikation, also für Gespräche. Für Kinder und Jugendliche gilt das in besonderem Maße; was sie gesehen haben, wird in die Gleichaltrigengruppe eingebracht, und umgekehrt wird dort entschieden, was zu sehen sich lohnt. Dazu paßt, daß viele Kinder und Jugendliche inzwischen über ein eigenes Gerät verfügen und sich damit von den Fernsehgewohnheiten ihrer Eltern abkoppeln können. Um in der Gruppe mitreden zu können, muß das Kind sich nämlich bis zu einem gewissen Grade bei seiner Programmauswahl an das halten, was diese vorgibt. Dieser Zusammenhang muß deshalb betont werden, weil er die Einflußmöglichkeiten der Eltern erschwert und begrenzt.

Das pädagogische Grundproblem allerdings bleibt die schon erwähnte Interpretationskonkurrenz des Fernsehens gegenüber dem Elternhaus. Sie geht so weit, daß das Fernsehen eigentlich die überlieferten Grenzen zwischen Kindern und Erwachsenen einreißt, denn es macht mit allen menschlichen Schwächen der Erwachsenen vertraut - vom Krieg über die Folter bis zum optisch mehr oder weniger eindrucksvoll servierten Ehebruch. Dieser

Vorstoß - teils der wirklichen Erwachsenenwelt in Form informativer, teils einer Fiktion davon in Form unterhaltender Sendungen - in die Kinderstube ist nicht mehr rückgängig zu machen, schon gar nicht durch erzieherische Gebote und Verbote. Für die Kinder ist es eine Chance, eher als in früheren Zeiten mehr oder weniger ungeschminkte Einblicke in die Erwachsenenwelt zu erhalten - aber es ist nur dann eine Chance, wenn sich die Eltern dem mit ihren eigenen Erfahrungen und Lebensdeutungen auch stellen.

Das ist oft nicht leicht, weil die Massenmedien - insbesondere auch das Fernsehen - nicht nur die Kinder, sondern auch die Eltern verunsichern. Was sie selbst im Umgang mit ihren Kindern für richtig halten, wird durch die pädagogischen Meinungen, die das Fernsehen verbreitet, relativiert. Solche Meinungen spiegeln aber oft nur Moden wider, die nach einiger Zeit durch andere abgelöst werden. Was auf den ersten Blick als pädagogisch modern erscheint, ist in Wahrheit nur Teil eines geistigen Kampfes um Marktanteile in den Massenmedien: Bestimmte Personen und ihre Meinungen gewinnen eine Zeitlang die Oberhand, um dann von anderen verdrängt zu werden. So werden manche Eltern verunsichert und standpunktlos. Natürlich kann und soll man Standpunkte auch ändern, wenn neue Erfahrungen dies nahelegen, aber die Erwachsenen müssen ihre jeweilige Einstellung auch deutlich machen, sonst können die Kinder im Umgang mit ihnen keine kritischen Interpretationen ihres Denkens und Verhaltens üben.

Es wäre kurzschlüssig, dem Fernsehen einseitig die Schuld für Probleme zuzuschreiben, die Kinder haben oder verursachen. Wie sie es von sich aus nutzen, hängt nicht zuletzt von ihrer persönlichen Verfassung im ganzen ab, und deshalb sollten die Eltern versuchen, bei der Lösung persönlicher Schwierigkeiten zu helfen. Im Einzelfalle - und jedes Kind ist ja ein solcher - kann der

Grund für exzessiven Fernsehkonsum Einsamkeit oder Trauer sein; auch Schulschwierigkeiten verführen zur Kompensation vor dem Bildschirm.

Gerade weil aber das Fernsehverhalten von Kindern ein Indiz für darin versteckte persönliche Probleme sein kann, verdient es die Aufmerksamkeit der Eltern. Folgende Faustregeln können im Umgang damit von Nutzen sein:

- Vorschulkinder sollten nur unter Aufsicht der Eltern und nur in ihrer Gegenwart möglichst nur solche Sendungen sehen, die auch für sie bestimmt sind. In diesem Alter ist das Kind nämlich noch in hohem Maße auf eine geschlossene Deutung seiner Erfahrungen und auf eine einheitliche Wertvorgabe angewiesen; der durch das Medium vermittelte Pluralismus der Werte und ein Übermaß an Programmen wirken hier desorientierend. Zweifel an dem, was die Eltern sagen, können in diesem Alter noch nicht pädagogisch produktiv sein.

- Auch im Grundschulalter sollte der Fernsehkonsum noch kontrolliert und begrenzt werden, allerdings unter Anwendung der Regel, daß der Autonomiespielraum mit zunehmendem Alter vergrößert werden kann. Von nun an müssen die Kinder zudem lernen, ihr Freizeitverhalten im allgemeinen und deswegen eben auch die Fernsehnutzung mit ihren Pflichten im Haushalt und vor allem in der Schule auszubalancieren. Neigungen und Pflichten müssen jetzt auch im Bewußtsein der Kinder allmählich aufeinander bezogen werden; denn im Sinne des erwähnten Generationenvertrages tritt die Aufgabe zunehmend in den Blick, sich für die "Rückzahlung" des von der älteren Generation gewährten "Kredits" bereitzumachen - nicht zuletzt durch eine den Fähigkeiten entsprechende Leistungsbereitschaft in der Schule.

- Auch für ältere Kinder und für Jugendliche bleibt dieser Gesichtspunkt eines ausgewogenen Verhältnisses von Arbeit und Freizeit wichtig. Für die Programm-

auswahl fallen jedoch die Meinungen der Gleichaltrigen zunehmend ins Gewicht. In dieser Hinsicht eine Zensur auszuüben wird also prekär, zumal die Kinder ja auch bei ihren Freunden fernsehen können. Wichtiger ist, daß die Eltern in den bedeutsamen Fragen der Alltagsmoral - Umgang mit Menschen, insbesondere des anderen Geschlechts; Einstellung zu Schule und Arbeit - ihren Standpunkt auch gegen anders lautende Botschaften der Massenmedien und der Werbung vertreten.

- In allen Altersstufen haben die Eltern im Hinblick auf bedeutsame Lebensfragen eine Vorbildfunktion; das gilt auch für die Nutzung der Medien. Sie drückt eine kulturelle Grundhaltung aus, welche die Kinder auch dann beachten werden, wenn sie diese nicht unbedingt teilen. Die Eltern können den Fernsehapparat gezielt im Rahmen ihrer kulturellen Interessen nutzen, oder ihn - wie nicht selten üblich - stundenlang ohne besonderes Interesse an den Programmen einfach eingeschaltet lassen. Im letzteren Falle können sie von ihren Kindern kaum erwarten, daß sie sich anders verhalten.

Identitätskrücken

Vor allem in den Jahren der Pubertät erlangen neben dem Fernseher auch bestimmte für diese Altersphase produzierte Zeitschriften eine nicht unerhebliche Bedeutung. Während das Fernsehen im Wohnzimmer ein relativ "öffentliches" Medium ist, weil jedes Familienmitglied sich vor dem Gerät niederlassen kann, ist die Lektüre von Zeitschriften eher privater Natur - geeignet also für die Beschäftigung mit solchen Themen, über die man nicht unbedingt mit anderen reden möchte. Dieses Bedürfnis nach Alleinsein mit seinen Problemen und Phantasien sprechen bestimmte Jugendzeitschriften an, und zwar vor allem mit zwei Themen: Stars und Sex. Die Staridole fun-

gieren in diesem Alter als Identitätskrücken, sie helfen, die schwierigen Jahre der Pubertät, in denen man sich mit den Eltern nur teilweise noch identifizieren kann und andere, erwachsenenorientierte Vorbilder fehlen, zu überbrücken: Man wird Fan irgendeines Stars - meist für ein bis zwei Jahre, dann wird der Star gewechselt, weil der alte nun nur noch "Kinderkram" ist -, und der liefert mit seiner Musik auch noch ein Thema, mit dem man sich befassen und über das man mit den Gleichaltrigen reden kann. Dabei wird sachliche Gründlichkeit kaum angestrebt, es geht eher um gefühlsmäßige Identifikationen, die Erwachsene in der Regel gar nicht nachvollziehen können - und zwar gerade dann nicht, wenn sie diese Musik durchaus interessant finden. Zustimmung und Ablehnung durch die Teenager erfolgen nicht im Stile einer rationalen Argumentation wie unter Musikkritikern, sondern im Sinne von unreflektierten Äußerungen wie "echt gut" oder "echt ätzend", wobei sich die Wortwahl immer wieder ändert. Nachdenken würde dem Bedürfnis nach Identifikation im Wege stehen. Die Stars sind meistens jung - oder wirken so - und scheinen in ihrer Person Erfolg, Anerkennung, gelungenes Erwachsensein und die Rebellion dagegen zu repräsentieren. Von Identitätskrücken kann man deshalb sprechen, weil diese Stars keine endgültige Identifikation bewirken, sondern nur eine vorübergehende, und spätestens mit 19 oder 20 ist das vorbei.

In der pluralistischen Gesellschaft mit ihren Widersprüchen, in der unsere Kinder aufwachsen, ist die Phase zwischen Kindheit und Erwachsensein besonders schwierig geworden.

Das Ziel der Kindheits- und Jugendentwicklung besteht darin, erwachsen zu werden, einmal fähig zu sein, sein Leben selbst zu verantworten, selbst dafür zu arbeiten und Verantwortung für sich und andere zu übernehmen. Das setzt voraus, daß man in diesem Prozeß des Heran-

wachsens seine Identität findet. Man muß sich also die Fragen beantworten können: Wer bin ich? Was kann ich? Wozu bin ich da? Das ist nur möglich, wenn man sich auch die abgrenzenden Fragen beantworten kann, die einen von anderen unterscheiden: Wer bin ich nicht? Was kann ich nicht? Wozu bin ich nicht da?

Nun war dieses Problem auch früheren Generationen nicht unbekannt, aber damals konnten sich die Menschen eher mit einer Sozialität identifizieren: Ich bin ein junger Arbeiter und will deshalb Facharbeiter werden. Oder: Ich bin Katholik und will deshalb mein Leben nach den Normen meiner Kirche führen. Oder: Ich bin Sozialist, Bildungsbürger oder Offizier. Durch die Zugehörigkeit zu einem solchen kulturellen Milieu bestanden für die Identitätssuche wichtige Vorgaben, die nicht in Zweifel gezogen werden mußten. Aber die Bedeutung derartiger Milieus ist erheblich geschwunden, die Jugendlichen sind viel stärker auf ihre Individualität zurückgeworfen, und sie müssen selbst über die Perspektiven ihres Lebens entscheiden, auch darüber, welchen beruflichen Status sie erwerben und wieviel Lernarbeit sie dafür investieren wollen.

Diese radikale Individualisierung des Identitätsproblems ist historisch gesehen neu und macht das Erwachsenwerden für viele junge Menschen besonders schwierig. Deshalb sollte man vorübergehende Identitätskrücken, wie sie die Teenagerzeitschriften, aber auch Funk und Fernsehen anbieten, nicht unnötig attackieren. Auch die Gleichaltrigengruppen vermitteln in diesem Punkt eine wichtige Form der Geborgenheit.

Der zweite Hauptinhalt der kommerziellen Teenagerzeitschriften ist Sex, genaugenommen die mehr oder weniger unverhohlene Animation dazu. Nun kann man darüber streiten, wie alt Jugendliche für ihre ersten sexuellen Kontakte sein sollten, aber problematisch ist auf jeden Fall der durch solche Zeitschriften in den Gleichaltrigengruppen

verstärkte Gruppendruck in dieser Richtung. Er hat auch damit zu tun, daß in diesem Alter die eigene Geschlechtlichkeit sowie die Beziehungen zum anderen Geschlecht eine herausragende Bedeutung gewinnen. Die Antworten, die man auf die damit verbundenen Fragen findet, können über Akzeptanz oder Ablehnung in der Gruppe entscheiden, der man sich zugehörig fühlt.

Freizeitmarkt

Die Gleichaltrigengruppen und die Massenmedien sind Teilkomplexe des Freizeit- und Konsumsystems unserer Gesellschaft, das an den Gesetzen des Marktes orientiert ist. Der Markt aber richtet sich nicht nach pädagogischen Maximen (was ist gut für die Entwicklung von Kindern?), sondern nach ökonomischen (wie kann ich was an Kinder oder auf dem Weg über die Kinder möglichst gut verkaufen?). In der historischen Entwicklung läßt sich nachweisen, daß in dem Maße, wie der Markt sich im Freizeitleben auch der Kinder und Jugendlichen durchsetzte, der Einfluß der alten Erziehungsmächte (Familie, Schule, Kirche) zurückging. Jede pädagogische Maßnahme außerhalb der Pflichtschule muß heute sozusagen auf den Markt gehen und sich dort unter die Anbieter mischen. Für jede denkbare Freizeittätigkeit gibt es mehrere Alternativen: Statt in ein pädagogisch geführtes Jugendfreizeitheim kann der Jugendliche in eine kommerziell geführte Diskothek gehen. Weil das so ist, hat die Werbung in unserem Leben eine so enorme Bedeutung gewonnen. Die Erfahrung des ständigen Umworbenseins machen schon Kinder in ihrer Freizeit, insofern sie Kunden sind und etwas kaufen wollen. Jeder Teenagerladen behandelt seine Kinderkunden wie Erwachsene.

Derartige Freizeiterfahrungen enthalten wichtige Lernchancen für das Kind:

1. Es muß lernen, daß die (Kauf-)Wünsche immer größer sind, als man Geld hat, sie sich zu erfüllen, daß man also Entscheidungen treffen und seinen Wünschen eine Rangfolge geben muß.

2. Das Kind muß lernen, daß die Zeit nicht vermehrbar ist, daß man also auch seinen Freizeittätigkeiten eine Rangfolge geben muß. Die Fülle der Möglichkeiten übersteigt bei weitem die vorhandene Freizeit.

Den Chancen, in der Verwendung von Zeit und Geld souverän zu werden und schon früh dafür Verantwortung zu übernehmen, stehen aber auch Gefahren gegenüber:

1. Die Wahlsituation im Hinblick auf Zeit und Geld verführt dazu, oberflächlich zu werden, immer wieder etwas anderes zu wählen, wenn eine gewisse Anstrengung erforderlich wird. Seine Fähigkeiten und Begabungen zu entwickeln bedarf aber immer eigener Anstrengungen, und die kann man nicht kaufen, sondern nur die dafür nötigen Voraussetzungen und Mittel (zum Beispiel ein Klavier oder die Klavierstunden). Überhaupt muß das Kind unterscheiden lernen - was auch uns Erwachsenen oft noch schwerfällt - zwischen dem, was man kaufen kann und dem, was man prinzipiell nicht kaufen kann. Trotz der Werbeversprechungen der Kosmetikindustrie kann man zum Beispiel glückliche menschliche Beziehungen nicht kaufen.

2. Das Umworbenwerden des Kindes als Kunde gilt nicht seiner Person, sondern der Tatsache, daß es Geld ausgeben kann. Die Wertschätzung, die darin zum Ausdruck kommt, beruht also nicht auf persönlichem Verdienst, das Kind hat dafür selbst nichts weiter tun müssen. Das Verhältnis des Verkäufers zum Kunden ist nur eine begrenzte Rolle ohne jede weitere menschliche Bedeutung. Wird das nicht begriffen, kann eine falsche Selbsteinschätzung entstehen, etwa derart, daß sich diese Erfahrung als Konsumhaltung auch auf andere menschliche Beziehungen ausdehnt, zumal dann, wenn diese

Haltung noch dadurch unterstützt wird, daß das Kind in der Familie zum Nulltarif leben darf.

Diese Hinweise unterstreichen noch einmal, wie wichtig die Interpretationsaufgabe der Familie in diesem Zusammenhang ist. Die Erfahrungen, die das Kind im Freizeit- und Konsumbereich machen kann, bedürfen der Deutung, wenn es sie produktiv verwerten soll.

Diese Interpretationsaufgabe liegt übrigens nicht nur bei den Eltern, sondern ebenso bei den älteren Geschwistern. Wer die frühe Teenagerzeit schon hinter sich und den "Kinderkram" der Identifikation mit bestimmten Rockidolen bereits überwunden hat, gewinnt unter Umständen einen überzeugenderen Zugang zu dem Problem eines jüngeren Geschwisters als die Eltern. Überhaupt wird, je älter die Kinder werden, die ganze Familie zum Interpretationsort für ihre Mitglieder. Auch die außerfamiliären Erfahrungen der *Eltern* werden von den Kindern begutachtet und gedeutet. Das müssen die Eltern nicht nur akzeptieren - sie werden auch ihren Gewinn davon haben.

Ferner ist offensichtlich nötig, daß das Kind so früh wie möglich lernt, mit Geld umzugehen, also für seine Wahlentscheidungen auch die Verantwortung zu übernehmen.. Schon das Taschengeld hat hier eine wichtige Bedeutung. Es muß so bemessen sein, daß das Kind damit bestimmte, mit ihm vereinbarte Bedürfnisse selbst befriedigen kann. Diese Überlegung gehört in den Zusammenhang des schon früher erwähnten autonomen Handlungsraums, dem je nach Alter auch ein finanzieller Spielraum entsprechen muß. Viele Eltern machen den Fehler, ihren Kindern zwar Taschengeld zu geben, ihnen aber dennoch alles zu bezahlen, was sie sich wünschen. Das Taschengeld muß dann wie ein zusätzlicher Luxus ohne jeden Sinn erscheinen. Das Kind muß aber gerade lernen, sich mit dem für bestimmte Bedürfnisse bestimmten Geld auch "nach der Decke zu strecken".

Ist es alt genug, etwa 14 Jahre, sollte das Geld, das ihm neben den Ausgaben für Wohnung und Essen zur Verfügung steht, monatlich auf ein besonderes Konto überwiesen werden. Von nun an müssen alle seine wählbaren Bedürfnisse - Kleidung, Konsumgüter, das ersehnte Moped - von diesem Konto bestritten werden. Nun muß es lernen, seinen eigenen Haushalt zu verwalten, also auch für besondere Vorhaben langfristig Rücklagen zu machen. Wenn es sich also ein Fahrrad, ein Moped, später einen Wagen kaufen und vorher den Führerschein machen will, muß es eben entsprechend wirtschaften. Weiteres Geld - außer den üblichen Geschenken - steht nun nicht mehr zur Verfügung. Allerdings sollten die Eltern zum Schutz des Kindes oder Jugendlichen und zu seiner Lernhilfe etwa für die nächsten zwei Jahre sich zumindest bei größeren Anschaffungen ein Vetorecht vorbehalten. Sinn der Sache ist ja nicht, daß das Kind damit "auf die Nase fällt", sondern daß es das Wirtschaften lernt. Dazu gehört, daß man bestimmte Dinge vorausdenken muß, und das kann man auf Anhieb nicht unbedingt von Anfang an erwarten.

In einer Alleinerzieher- oder Stieffamilie erweist sich die finanzielle Verselbständigung der Kinder noch aus einem anderen Grunde als zweckmäßig. Der vom abwesenden Vater gezahlte Unterhalt kann auf diese Weise eingesetzt und sein Verdacht kann widerlegt werden, die "Ex" verbrauche das Geld für sich. Außerdem können die Kinder anschaulich erfahren, wieviel der gezahlte Unterhalt eigentlich ausmacht, und er bekommt eher eine persönliche Note, als wenn er lediglich in den Haushalt eingeht und in irgendeiner Form wieder für das Kind ausgegeben wird, wobei dann die Mutter als die Gebende erscheint und nicht der Vater, der gezahlt hat.

Wenn es das Ziel aller pädagogischen Bemühungen ist, das Kind selbständig und verantwortungsbewußt werden zu lassen, dann gehört von einem bestimmten Zeitpunkt an dazu auch die Autonomie über die finanziellen Mittel.

Sonst gerät das Kind in die würdelose Situation, ständig im Einzelfälle um Geld betteln zu müssen, obwohl es zur "Finanzhoheit" längst in der Lage ist. Allerdings müssen sich die Eltern darüber im klaren sein, daß sie mit der Gewährung der finanziellen Autonomie auch ein wichtiges Stück ihrer Macht preisgeben. Aber genau dies ist der Sinn der Sache, denn Selbständigwerden des Kindes ist zugleich ein Prozeß der Emanzipation von seiner Familie.

Damit hängt auch die Frage zusammen, ob die Kinder möglichst viel Freizeit (Wochenende, Urlaub) mit den Eltern verbringen sollen - ein in vielen Familien ärgerliches Thema. Da wird oft noch der Sonntag zum Familientag erklärt, an dem die Kinder kein eigenes Programm mit ihren Freunden machen dürfen, sondern mißmutig am obligatorischen Spaziergang teilnehmen müssen; oder es wird auf gemeinsamem Urlaub bestanden, obwohl die Freizeitinteressen längst auseinandergegangen sind und folgerichtig niemand so recht auf seine Kosten kommt.

Einerseits können gemeinsame Freizeittätigkeiten das Zusammengehörigkeitsgefühl der Familie stärken, zumal oft an den Arbeitstagen wenig Zeit für den Umgang mit den Kinder bleibt; je jünger diese sind, um so wichtiger ist es aber, Zeit mit ihnen zu verbringen. Andererseits hat unser Freizeitsystem zu einer starken Individualisierung der Freizeitinteressen geführt: Auch Kinder haben, zumal wenn sie älter werden, oft schon ausgeprägte Freizeitinteressen, die mit denen der Eltern keineswegs übereinstimmen müssen. Ohne "gemeinsame Sachen" aber ist ein Urlaub schwierig zu gestalten, denn wenn die Rücksichtnahme der einen auf die anderen so groß werden muß, daß niemand mehr so richtig zufrieden ist, dann bleibt man vielleicht besser gleich zu Hause. Familiäres Beisammensein ist kein Selbstzweck, auch nicht im pädagogischen Sinne, und in der Idee vom "sozialen Heimathafen" ist nicht nur das *Dasein* der Familie angesprochen, sondern auch die sich immer wiederholende *Rückkehr* zu

ihr. Diese Idee läßt sich natürlich auch auf den Urlaub anwenden, insofern nicht alles gemeinsam gemacht wird, sondern unterschiedliche Interesse respektiert werden und ihre Chancen bekommen. Spätestens im Jugendalter kann schon die Wahl der Urlaubsgegend - die einen wollen es warm, die anderen kühl - ein unlösbares Problem werden. Zum Prozeß der Emanzipation der Kinder von den Eltern und umgekehrt gehört auch die Verselbständigung im Freizeitbereich.

Veränderte Kindheit

In der Pädagogik ist das Wehklagen über die "geheimen Miterzieher", von denen in diesem Kapitel die Rede war, weit verbreitet. Da werden Wunschbilder aufgebaut, was alles "eigentlich" pädagogisch sinnvoll wäre, was aber leider durch Fernsehen, Konsumwerbung und die "sinnlosen" Freizeittätigkeiten der Gleichaltrigen verhindert werde. Wer das beklagt, übersieht, daß sich in unserer Kultur einiges grundlegend geändert hat.

Bis in die fünfziger Jahre war es noch möglich, dem Kind in Familie und Schule einen Schonraum zu verschaffen, in dem es nach pädagogischen Gesichtspunkten - was ist gut für das Kind und was nicht? - aufwachsen konnte. Entsprechend begrenzt und kontrolliert war sein Leben in der Öffentlichkeit, jedenfalls war es dort weitgehend geschützt vor Einflüssen, die dieser Pädagogik nennenswert schaden konnten. Pädagogik in der Schule wie in der Familie war gedacht als Lebensvorbereitung.

Heute leben Kinder ganz anders. Der Schonraum gilt kaum länger als bis zum Schuleintritt oder vielleicht bis zum Ende der Grundschulzeit. Aber das Kind nimmt schon früh an wichtigen gesellschaftlichen Bereichen teil, die früher den Erwachsenen vorbehalten waren: Massenkommunikation, Konsummarkt, sogar das alte Er-

wachsenprivileg der Sexualität wird oft schon in der späten Kindheit gebrochen. Die Gruppen der Gleichaltrigen fungieren hier als Vermittler. Wenn man also darüber nachdenkt, wie man ein befriedigendes Heranwachsen heute fördern kann, dann muß man beobachten, wie Kinder und Jugendliche wirklich leben, denn sie können sich die Welt, in der sie leben, nicht aussuchen. Unter diesem Gesichtspunkt muß man nun feststellen, daß das, was die Pädagogik bisher immer ein wenig abschätzig die "geheimen Miterzieher" genannt hat, zu einem wichtigen Lebensbereich der Kinder geworden ist, der für ihr Lernen und ihre Bildung inzwischen unentbehrlich ist. Wie in der Familie lernen die Kinder auch hier durch Teilnahme; sie werden nicht planmäßig und absichtlich erzogen, sondern sozialisiert. Unter diesen Bedingungen kann Pädagogik sich nicht mehr nur wie früher als *lebensvorbereitend*, sie muß sich vielmehr immer mehr auch als *lebensbegleitend* verstehen, also die Erfahrungen, die die Kinder machen, mit ihnen zu deuten versuchen, damit sie einen Sinn darin finden können.

Wenn die Eltern die Aufgabe der Interpretation außerfamiliärer Erfahrungen ihrer Kinder wahrnehmen *und* das Familienleben als Zusammenleben so organisieren, daß die Kinder verantwortungsvoll daran beteiligt werden, *und* das Selbständig- und Selbstverantwortlichwerden ihrer Kinder so früh wie möglich Stück für Stück fordern und fördern, dann tun sie, was sie wirklich tun können. Die mehr oder weniger schlaun Ratschläge, die Pädagogen und Psychologen ihnen unter dem Stichwort "Familienpädagogik" unentwegt und unaufgefordert anbieten, können sie dann vergessen. Im übrigen sollten die Eltern, so gut es ihnen möglich ist, sich selbst weiterbilden, am kulturellen und gesellschaftlichen Leben teilnehmen, aber sie brauchen keineswegs eine spezielle "Elternbildung" oder eine besondere pädagogische Schulung; davon ist eher abzuraten, weil so etwas den Umgang

mit den Kindern befangen macht und Tendenzen zur Pädagogisierung in die Familie eindringen läßt, die der Glaubwürdigkeit der Beziehungen abträglich sind und die Kinder zu Objekten irgendwelcher erzieherischer Planungen macht. Nur in besonderen Fällen - bei Krankheit und Behinderung - müssen unter Umständen spezifische Umgangsformen trainiert werden.

3. Die Schule

Aufgaben der Schule

Die außerfamiliären Sozialisationsfelder - Gleichaltrigengruppen, Massenmedien und Freizeitsystem - sind Bestandteile des alltäglichen gesellschaftlichen Lebens. Die Schule unterscheidet sich davon grundlegend. Sie ist im Vergleich dazu eine künstliche Einrichtung, eine kulturelle Erfindung, die nicht aus dem Leben selbst erwachsen ist. Das "Leben", das die Kinder außerhalb der Schule führen, lehrt sie Vieles und Wichtiges, aber es unterrichtet sie nicht. Um sich unterrichten zu lassen, verlassen die Kinder - und übrigens auch die Erwachsenen, wenn sie sich etwa einer Fortbildung zuwenden - ihr "normales" Leben, um anschließend wieder dorthin zurückzukehren. Aus dem normalen Leben erwächst den Kindern nicht die Möglichkeit, sich die Welt, in der sie leben, im ganzen, also systematisch anzueignen. Schule für alle Kinder wurde in dem historischen Augenblick nötig, als das Leben Aufgaben stellte, die nicht mehr allein durch Zuschauen und Nachmachen zu lösen waren, sondern einer systematischen Schulung der geistigen (und handwerklichen) Fähigkeiten bedurfte. Anders ausgedrückt: Schule wurde nötig, als die Zukunft der Kinder offen und im einzelnen nicht mehr vorhersehbar wurde, als soziale Mobilität einsetzte, so daß nicht mehr vorausgesagt werden konnte, welche berufliche und gesellschaftliche Position die Kinder als Erwachsene später einmal einnehmen würden.

Zwei Bestrebungen treffen hier zusammen: Einerseits will der Staat mit seiner Schulpflicht die nachwachsende Generation in die Lage versetzen, die nötigen Mindestkenntnisse zu erwerben, um die öffentlichen Aufgaben, vor allem als Staatsbürger und Berufstätige, erfüllen zu können. Andererseits dient die Schule dem Kind dazu, daß es seine Fähigkeiten entdecken und entwickeln kann, aber auch seine Grenzen (Mathematik liegt mir nicht, Englisch schon eher), um mit beiden Erkenntnissen seine weitere Lebensperspektive (Was will ich werden? Wie soll ich mich weiter ausbilden?) gestalten zu können.

Mit dem Eintritt in die Schule tritt das Kind also in das öffentliche Leben ein, und insofern emanzipiert es sich auch von seiner Familie. Die Schule ist demnach nicht die Fortsetzung des elterlichen Erziehungswillens mit anderen Mitteln, sondern wesentlich auch dessen Ergänzung und vielleicht sogar Korrektur. Sie ist eine von der Familie unabhängige Erziehungs- und Bildungsinstitution, die zwar mit den Eltern zusammenarbeiten soll, aber doch ihnen gegenüber eigenständige Grundsätze und Normen vertritt. Im Elternhaus können und dürfen alle möglichen Vorurteile geäußert werden, jedenfalls kann das niemand verhindern; in der Schule dagegen müssen universelle Normen wie Toleranz vertreten werden, die als Maßstäbe des Zusammenlebens in der ganzen Gesellschaft dienen können. Schule ist also eine Veranstaltung der Gesellschaft, nicht der Schülereltern oder ihrer Verbände - was nicht ausschließt, daß Eltern Mitspracherechte erhalten, wie dies im Schulgesetz des jeweiligen Bundeslandes im einzelnen geregelt ist. Aber diese Mitbestimmung darf nicht falsch verstanden werden, als seien die Lehrer gleichsam die pädagogischen Angestellten der Eltern.

Vom Kind aus gesehen hat die Schule vor allem folgende Aufgaben:

- Sie soll dem Kind ermöglichen, seine Welt in ihren grundlegenden Strukturen und Zusammenhängen zu verstehen, sich also in diesem Sinne zu "bilden".

- Sie soll das Kind auf diese Weise fähig machen, an den Möglichkeiten, die diese Welt bietet, optimal zu partizipieren; das gilt nicht nur im Hinblick auf den künftigen Beruf, sondern auch für die heutige und künftige kulturelle und politische Teilhabe.

- Sie soll die *Verhaltensregeln* einüben, die für eine friedliche, gesetzestreue und in diesem Rahmen erfolgreichen Teilhabe an den gesellschaftlichen Möglichkeiten unabdingbar sind. "Disziplin" in der Schule ist also nicht etwa nur deshalb nötig, damit die Lehrer dort erfolgreich unterrichten können, vielmehr sind die damit geforderten Verhaltensregeln wie Zuhörenkönnen, Argumentieren und Kooperieren lernen, auf Gewalt zu verzichten und überhaupt gute Manieren zu zeigen, im Kern die Grundlagen des öffentlichen Verhaltens überhaupt. Es liegt also im gegenwärtigen wie vor allem auch zukünftigen Interesse des Kindes selbst, mit diesen Regeln umgehen zu lernen.

- In der Schule soll das Kind seine geistigen Chancen und Grenzen, also seine "Begabung" erfahren und einschätzen lernen. Die steht ihm nämlich nicht auf der Stirn geschrieben, sie wird erst erkennbar, wenn das Kind sich entsprechenden Anforderungen stellt.

- Indem die Schule dies alles ermöglicht, eröffnet sie dem Kind die Chance, sich seinen Status in der Gesellschaft *selbst zu* verschaffen, unabhängig von den finanziellen Möglichkeiten der Eltern und möglicherweise sogar in Distanz zu deren Überzeugungen und Vorstellungen.

Was kann das Kind?

In der Schule soll das Kind also einerseits seine geistigen Begabungen entdecken und entfalten können, anderer-

seits aber auch seine *Grenzen* erfahren. Von den Grenzen wird in der heutigen Pädagogik nicht gerne geredet. Sind sie in der Schule unübersehbar, werden meist alle möglichen Erklärungen angeboten, die den Blick von der Wirklichkeit ablenken können: Das Kind sei eben nicht motiviert, und man müsse die Ursache dafür finden; oder es habe Probleme, und man müsse diese erst einmal klären; oder das bildungsferne Elternhaus sei schuld.

Solche Faktoren können im Einzelfall eine Rolle spielen, aber sie dürfen den Blick für das prinzipielle Problem nicht trüben. Irgendwann stößt das Kind an die Grenzen seiner Lernfähigkeit, und dann hat es keinen Sinn mehr, es mit darüber hinausgehenden Anforderungen zu quälen. Ob bei Lernschwierigkeiten in der Schule diese Grenze erreicht ist oder ob es sich nur um Lernunwilligkeit handelt, ist im Einzelfall schwer zu ermitteln. Ein Lehrer, den man mag, oder eine zusätzliche Förderung können da unter Umständen manches ändern. Zudem wenden die schwierigen Jahre der Pubertät den Blick leicht auf anderes, was dann wichtiger erscheint als die Schule.

In den letzten 30 Jahren sind erhebliche bildungspolitische Anstrengungen unternommen worden, um die Chancengleichheit zu verbessern, jedem Kind unabhängig von seiner sozialen Herkunft und seinen finanziellen Möglichkeiten einen seinen Fähigkeiten und Begabungen entsprechenden Bildungsweg zu ermöglichen. Dieser Prozeß ist - was die finanzielle Förderung angeht - noch keineswegs zum Abschluß gekommen, er ist angesichts der gegenwärtigen Wirtschaftslage und wegen darauf reagierender politischer Entscheidungen eher wieder etwas rückläufig. Dennoch läßt sich im großen und ganzen sagen, daß - jedenfalls im Vergleich zu früheren Generationen - kaum jemand mehr den seinen Fähigkeiten entsprechenden Bildungsweg aus rein finanziellen Gründen verlassen oder abbrechen muß.

Diese Tatsache hat aber eine wichtige Konsequenz. Vertreter früherer Generationen konnten noch mit mehr oder weniger Recht sagen, sie hätten gern eine höhere Ausbildung gehabt (Abitur, Studium), aber sie sei ihnen aus finanziellen Gründen nicht möglich gewesen. Heute sind solche Erklärungen kaum noch plausibel. Heute muß das Kind oder der Jugendliche zu seinen Grenzen stehen, sie akzeptieren und in die eigene Verantwortung nehmen mögen sie nun eher aus *Lernunwilligkeit* oder *Lernunfähigkeit* resultieren. Dem Kind nützt es nichts, wenn Lehrer oder Eltern ihm für sein Lernverhalten Ausreden anbieten und die Schuld dafür an anderer Stelle suchen; vielmehr gerät es dadurch in eine Orientierungslosigkeit über seine tatsächlichen Fähigkeiten. Erinnern wir uns an das über die Identitätsfindung Gesagte: Der junge Mensch muß sich auch eine Vorstellung davon machen können, wer er *nicht* ist, was er *nicht* kann und wozu er *nicht* da ist! Die Schule hat auch die Aufgabe, die Schüler zu entsprechenden Einsichten zu führen, soweit es die Schulleistungen angeht.

Gerade für junge Menschen kann die Erfahrung der Grenzen schmerzlich sein, und hier hat sich die Familie als Basissozialität zu bewähren, indem sie einerseits zu ermitteln hilft, woran es liegt, aber andererseits auch ihre Solidarität anbietet und gemeinsam mit dem Kind nach anderen Wegen sucht für seine weitere Qualifikation wie etwa eine Lehre statt des eigentlich geplanten Abiturs ins Auge faßt. Ist allerdings lediglich oder überwiegend Faulheit im Spiel, muß die Familie auch das erwähnte Prinzip des Generationenvertrages geltend machen, also in eine entsprechende Auseinandersetzung mit dem Kind eintreten.

Andererseits darf nicht vergessen werden, daß die Schule nur *bestimmte* Fähigkeiten des Kindes fördern kann, nämlich solche, die durch *Unterricht* angesprochen werden. Wer sich in der Schule schwertut, ist deshalb

weder ein schlechter Mensch noch generell dumm. Ein "schlechter" Schüler kann durchaus später beruflich erfolgreich sein, wie sich immer wieder zeigt. Es gibt andere Formen des Lernens und des Sammelns von Erfahrungen, als sie in der Schule möglich sind. Weil das so ist, muß im Falle von Schulschwierigkeiten immer auch geprüft werden, ob nicht eine andere Lernform dem Kind angemessener ist, vielleicht eine kaufmännische oder gewerbliche Lehre, in der theoretische und praktische Lernaufgaben eng miteinander verknüpft sind; *jedes* Kind trägt ein Potential an Fähigkeiten in sich - es muß nur entdeckt und mit den richtigen Mitteln gefördert werden.

In den letzten Jahrzehnten hat sich bei uns eine Art pädagogischer Machbarkeitswahn durchgesetzt. Man glaubte vielfach, eigentlich könne jedes Kind bis zum Universitätsstudium gebracht werden, wenn man es nur richtig mache, genug Lehrer anstelle, genug Sozialpädagogen für die Betreuung der Kinder mobilisiere, wenn man die Schule entsprechend umgestalte usw. Diese Hoffnungen haben sich jedoch nur teilweise erfüllt, und sie haben nicht wenigen Kindern geschadet, weil sie in eine Schullaufbahn gedrängt wurden, der sie nicht gewachsen waren, während ihre tatsächlichen Fähigkeiten nicht herausgefordert wurden. Der Blick wurde einseitig in Richtung Abitur gelenkt, während etwa die Hauptschule so vernachlässigt wurde, daß sie in manchen Bundesländern gar nicht mehr existiert, obwohl gerade diese Schulform immer eine Nähe zur berufsorientierten Ausbildung hatte. Es ist nicht wahr, daß jedes Kind das Abitur in seinem Tornister trage, wenn man es nur genügend fördere. Als Faustregel kann gelten: Ein Kind muß bei mittlerem guten Willen in der Lage sein, dem Unterricht in seiner Klasse im Durchschnitt wenigstens "befriedigend" zu folgen; sonst wird es dort zum Außenseiter und verliert seine Selbstachtung und sein Selbstvertrauen.

Schule ist Sache des Kindes

Nicht selten wird die Schulleistung der Kinder zu einer Prestigefrage für die Eltern, was insofern naheliegt, als der Schulerfolg ja als äußeres Zeichen für deren "gute Erziehung" zu taugen scheint. In solchen Familien kann "Schule" zum alles beherrschenden Thema werden: Was in der Schule los war, was der Lehrer gesagt hat, wer welche Noten in der Klassenarbeit gehabt hat, welche Schulaufgaben zu erledigen sind, daß man dieses oder jenes erst dann tun darf, wenn die Schularbeiten gemacht sind. Andere Interessen und Probleme können kaum zur Sprache kommen, und die Kinder werfen dann irgendwann entnervt das Handtuch, um nur schnell den bohrenden Fragen zu entgehen. Treffen sich solche Eltern bei irgendeiner Gelegenheit, gibt es nur ein einziges Thema: Schule und Schulleistungen, und dabei werden die Fortschritte oder Rückschritte der eigenen Kinder mit denen der anderen verglichen, was - je nach Ergebnis dieses Vergleichs - zu Hause unter Umständen zu vermehrten Anstrengungen in dieser Sache führt. Der Druck der Eltern auf die Schulleistungen ihrer Kinder kann so stark werden, daß diese jede Lust und Motivation verlieren. Dagegen ist festzuhalten: Das Kind lernt in der Schule für *sein* Leben, nicht für das seiner Eltern, und deshalb dürfen die Eltern die Schulleistungen nicht zu einer *Beziehungsfrage* gegenüber den Kindern machen, als fühlten sie sich wegen schlechter Noten nicht genügend geliebt. Angesagt ist vielmehr Sachlichkeit: Mit dem, was das Kind an Qualifikationen erwirbt, wird es später eben auch leben müssen.

Aber auch die gegenteilige Einstellung ist in den letzten Jahren zu beobachten: Die Eltern kümmern sich wenig um die Schulleistung der Kinder, in der Annahme, die Lehrer seien dafür zuständig, schließlich habe die moderne Pädagogik ja versprochen, daß jedes Kind zu höhe-

rem Schulabschluß fähig sei, wenn die Lehrer sich dafür nur die richtige Mühe geben. Stellt sich der erwünschte Erfolg dennoch nicht ein, wird nicht selten das Gericht bemüht.

Beide Haltungen kommen dem Kind nicht zugute. Es ist zwar richtig, ihm eine möglichst hohe Allgemeinbildung zu ermöglichen, weil sich damit die Chancen auf dem Arbeitsmarkt wie auch die übrigen Lebenschancen erhöhen. Andererseits ist es heute leichter als früher möglich, versäumte Schulabschlüsse nachzuholen, wenn man später doch noch seine Interessen und Fähigkeiten dazu entdeckt, und der moderne Medien- und Bildungsmarkt wird solche Möglichkeiten noch erweitern. Jedenfalls hat es keinen Sinn, Schüler in Bildungsgänge zu drängen oder gar zu zwingen, denen sie offensichtlich nicht gewachsen sind. Das Kind braucht einen Bildungsgang, in dem es sich nicht ständig als "schlechter Schüler" erlebt, sondern mit gutem Willen wenigstens durchschnittliche Leistungen erzielen kann; sonst verliert es das Interesse, die Motivation und sein Selbstvertrauen.

Die Schule muß Sache des Kindes sein. Es hat diese Aufgabe aus eigener Verantwortung und mit zunehmender Selbständigkeit zu bewältigen. Es muß stolz auf seine Leistungen sein können, und es will selbst nicht den Eindruck haben, als seien dies gar nicht seine eigenen Erfolge, sondern nur die Ergebnisse des elterlichen Drucks. Wenn das Kind Hilfe braucht - sei es wegen der Schulaufgaben oder wegen eines Konflikts in der Schule -, soll es das zu erkennen geben, damit man dann gemeinsam mit ihm beraten kann, was zu tun ist. Ein bedingungsloses, einseitiges Bündnis mit dem Kind gegen seine Lehrer nützt ihm nichts. Schwierigkeiten müssen sachlich geklärt und dann möglichst auch bereinigt werden. Grundsätzliche Solidarität mit dem Kind und seinen Problemen ist eine Sache, eine andere ist die der jeweiligen Sachlage angemessene Handlungsstrategie. Einseitiges

Engagement der Eltern verrät oft den Wunsch, die mit dem Schuleintritt des Kindes beginnende Emanzipation von der Familie und damit sein Selbständigwerden wieder rückgängig zu machen oder zumindest zu behindern.

Andererseits will das Kind seine Schulerfahrungen zu Hause besprechen können; es geht ja nun wie die Eltern in ihrem Beruf einer vergleichbaren außerfamiliären Tätigkeit nach und möchte damit ernst genommen werden. Das ist aber eine ganz andere Ausgangslage, als wenn die Eltern mit unüberhörbarer Kontrolle *ihre* Fragen stellen. Das Kind möchte von sich aus zu Hause erzählen, was es in der Schule gelernt hat, dazu Fragen stellen und die Meinung der Eltern hören. Dabei kann es zu einem für beide Seiten ergiebigen Erfahrungsaustausch kommen, und für die Eltern mag es interessant sein, auf diese Weise selbst wieder einmal "die Schulbank zu drücken". Und wenn die Eltern dann irgendwann in einem bestimmten Fach oder überhaupt nicht mehr "mitkommen", ist das keine Schande, sondern für das Kind eine Ermutigung, seinen Vorsprung weiter auszubauen; denn wenn die Kinder nur das lernen sollten, was die Erwachsenen bereits wissen, brauchte man die teure Veranstaltung Schule nicht, dann könnten die Eltern ja einfach ihre Kenntnisse weitergeben.

Ein Dauerbrenner in vielen Familien sind die Hausaufgaben. Sie sind pädagogisch umstritten, und wenn sie die Zeit der Kinder zu sehr beanspruchen, sind sie in der Tat fragwürdig. Grundsätzlich jedoch sind Hausaufgaben notwendig zur Übung des in der Schule Gelernten wie auch zur Förderung des selbständigen Lernens. Faustregel sollte sein, daß die Eltern zwar dafür sorgen, daß die Kinder die Hausaufgaben in ihren Zeitplan aufnehmen, aber sie sollten sie nicht im einzelnen kontrollieren; wenn das Kind dazu Fragen hat, sollten diese so gut es geht beantwortet werden. Aber die Eltern sind keine Hauslehrer, die nachholen, was das Kind in der Schule nicht verstanden hat. Ein Argument gegen Hausaufgaben besteht darin, daß

die Kinder gebildeter Eltern dadurch bevorzugt würden. Es setzt allerdings voraus, daß es generell Aufgabe der Eltern sei, den Kindern bei ihren Schularbeiten zu helfen; aber das ist abwegig, weil dies die Sache der Kinder ist. Wenn ein Kind die Aufgaben - von Ausnahmen abgesehen - auf Dauer nicht bewältigt oder gar regelmäßig Nachhilfeunterricht benötigt, kann das ein Hinweis darauf sein, daß es vielleicht die falsche Schule besucht. Wenn elterlicher Ehrgeiz das nicht wahrhaben will, lernt das Kind nicht, seine Leistungsfähigkeit realistisch einzuschätzen.

Elternmitarbeit in der Schule

Inzwischen wurden den Eltern durch die Schulgesetze in den einzelnen Bundesländern teilweise erhebliche Mitwirkungsrechte eingeräumt. Wie sollen sie damit umgehen? Diese Frage hat zwei Aspekte.

Einmal geht es um eine *politische* Seite. Die Eltern werden inzwischen in allen Bundesländern in unterschiedlicher Form durch entsprechende Gesetze bildungspolitisch in den Schulbetrieb einbezogen: Ihre Vertreter haben Sitz und teilweise Stimmrecht in den Konferenzen, die Eltern werden regelmäßig zu Klassenkonferenzen eingeladen, in denen die Lehrer ihnen den Stoffplan für die nächste Zeit vortragen, und sie dürfen über die Einführung von Schulbüchern mitbestimmen. Es geht also auf dieser schulpolitischen Ebene nicht darum, sich für die Interessen des eigenen Kindes einzusetzen, sondern darum, daß die Eltern als soziale Gruppe, als Kollektiv, für die ebenfalls als Kollektiv gedachten Schüler Einfluß nehmen auf bestimmte Fragen der Organisation der Schule und des Unterrichts.

Diese Beteiligung der Eltern sollte einmal ein Beitrag zur Demokratisierung der Schule sein. Man kann darüber streiten, ob dieser Effekt auch wirklich eingetreten ist.

Wie jede Bürokratisierung und Kollektivierung hat auch diese eher bewirkt, daß persönliche Verantwortlichkeit vermindert wurde. Lehrer sichern sich bei den Eltern ab, wenn sie ein Unterrichtsprojekt planen, das vielleicht "brenzlig" werden könnte. In der Regel setzen sich diejenigen Eltern durch, die von ihrer Vorbildung her wortgewandter sind als die anderen, also die Vertreter der Mittelschicht, und sie setzen natürlich das durch, was nach ihrer Meinung für die Bedürfnisse *ihrer* Kinder gut ist. Zur Zeit ist die Tendenz erkennbar, unter dem Stichwort der "Autonomie" die Entscheidungsfreiheit der einzelnen Schule im Hinblick auf die Unterrichtsgestaltung, aber auch auf den Einsatz der finanziellen und personellen Mittel zu erhöhen und dabei den Eltern weiteren Einfluß zu verschaffen; in diesem Maße soll die bisherige Aufsicht der Schulbehörde zurückgenommen werden. Das sieht auf den ersten Blick sehr demokratisch aus, dennoch ist Vorsicht geboten. Nicht zufällig nämlich bekommen solche Ideen in dem Augenblick eine politische Chance, in dem die öffentlichen Kassen leer sind und sich für die staatliche Administration auf diese Weise die Möglichkeit eröffnet, die Verantwortung für die knapper gewordenen Mittel nach unten, nämlich an die einzelne Schule und die betroffenen Eltern, weiterzugehen. Zum anderen darf nicht vergessen werden, daß bei aller berechtigten Kritik an der Bürokratie diese gerade zum Schutz der *Schwachen* benötigt wird. Die Reichen können sich zur Not ihre eigene Schule finanzieren, aber die weniger Begüterten sind nach wie vor darauf angewiesen, daß der Staat ihnen für ihre Kinder ein leistungsfähiges Schulsystem bereitstellt und daß er sich nicht aus der Verantwortung dafür stiehlt. Abgesehen davon droht die Gefahr, daß die früher oft bürokratisch von oben gegängelte Schule nun von unten bürokratisiert wird; denn viele Sitzungen, Konferenzen, Beschlüsse und Auseinandersetzungen werden nötig sein, um die "Autonomisie-

rung" zu gestalten, und im Grunde können wiederum nur diejenigen Eltern mitwirken, die dafür die nötige Zeit und Vorbildung haben. Zu fragen ist angesichts derartiger Entwicklungen immer, inwiefern sie eigentlich den *Schülern* nützen; denn die Schule ist eine Veranstaltung für Schüler, nicht für Eltern und lokale Möchtegernpädagogen, und sie wird von allen Steuerzahlern finanziert, nicht nur von den jeweils betroffenen Eltern.

Der Begriff der "Demokratisierung" darf in diesem Zusammenhang nicht mißverstanden werden. Unser Staat ist aus guten Gründen nicht basisdemokratisch, sondern *repräsentativ* verfaßt. Die politische Willensbildung erfolgt über Wahlen, und die Gewählten sollen das *ganze* Wahlvolk repräsentieren. Das schließt Mitbeteiligung der Bürger "an der Basis" - auch die der Eltern in der Schule - nicht aus, aber sie kann im Sinne unserer Verfassung nur begrenzt sein.

Die Eltern sind zudem keine besondere politische Größe, die einer eigenen politischen Repräsentation bedürften - so wenig wie die Jugendlichen oder die Rentner. Vielmehr spiegeln sie das ganze politische Spektrum wider, wie es sich etwa in einer Wahl ausdrückt. Werden die Eltern trotzdem als eigentümliche bildungs- und schulpolitische Größe angesehen, dann werden sich zumindest in den höheren Gremien diejenigen durchsetzen, die eine dafür geeignete Vorbildung haben und die nötige Zeit aufbringen können und wollen. Sie sind keineswegs repräsentativ für alle Eltern, die sie angeblich vertreten, es sind im wesentlichen Beamte. Anders wäre die Lage, wenn unsere Schulen im wesentlichen von den Eltern finanziert würden, wie dies bei Privatschulen teilweise der Fall ist. Dann hätten die Eltern als Zahlende natürlich auch das Recht, ihren Einfluß bis hin zur Anstellung der ihnen genehmen Lehrer geltend zu machen.

Die Beteiligung der Eltern an der Schule hat neben der Politischen aber auch eine *pädagogische* Seite. Da gibt es

zunächst die Teilnahme am Schulleben, also an dem, was außerhalb des Unterrichts stattfindet: Schulfeste, Aufführungen von Chören, Orchestern, Theatergruppen. Die Teilnahme daran oder auch die Mitarbeit bei der Vorbereitung und Durchführung gehören zur "Aufmerksamkeit", welche die Eltern den Tätigkeiten der Kinder schulden; außerdem sind derartige Veranstaltungen der Schule ein wichtiger Teil des örtlichen kulturellen Lebens, der "Laienkultur" im Unterschied zur professionellen Kulturtätigkeit in den Theatern und Konzertsälen.

Für viele Eltern bleibt aber das Interesse am Schulschicksal der eigenen Kinder am wichtigsten. Es ist interessant, daß in Untersuchungen Arbeitereltern ganz überwiegend dieses Engagement im Blick haben, während Mittelschichteltern eher für die grundsätzliche Mitsprache eintreten, also für die eben beschriebene bildungspolitische Beteiligung. Daraus kann man schließen, daß hier unterschiedliche Sichtweisen über die Aufgabe der Schule vorliegen. Mittelschichteltern neigen eher dazu, die Schule als ein Instrument ihrer familiären Bildungsabsichten zu betrachten, während Arbeitereltern sie eher als einen von der Familie abgegrenzten Lernort einschätzen. Welcher Sicht sollte man sich anschließen?

Nun könnte man diese unterschiedliche Einstellung zur Schule auch so deuten: Mittelschichteltern neigen eher dazu, die schulische Arbeit der Kinder zu bevormunden, Arbeitereltern gewähren ihren Kindern eher schulische Selbständigkeit. Unter dem Gesichtspunkt also, daß die Eltern die Selbständigkeit und Selbstverantwortung ihrer Kinder fördern sollen, wäre eher für Zurückhaltung gegenüber der Schule zu plädieren. Die heute weitverbreitete "Allianz von Mutter und Lehrerin" ist - von den ersten Grundschuljahren abgesehen - eher eine "unheilige" im Hinblick auf selbständige Entwicklung. Kinder müssen auch lernen, mit Lehrern auszukommen, die ihnen nicht sympathisch sind. Von offensicht-

lichem Fehlverhalten in Einzelfällen abgesehen, sollten die Eltern ihnen diese Aufgaben nicht abnehmen, sondern sie zu bewältigen helfen. Sonst wird ihr Kind in diesem Punkte weltfremd, denn im Berufsleben kann man sich die Vorgesetzten und Kollegen auch nicht aussuchen, sondern muß sich mit ihnen irgendwie arrangieren.

Die Norm muß also sein, daß das Kind selbst in der Schule "klarkommt". Ist dies gelegentlich nicht der Fall, können die Eltern sich auf Bitten des Kindes einschalten und mit einem Lehrer eine Art von Vermittlungsgespräch führen. Im allgemeinen darf man davon ausgehen, daß ein Lehrer erfahren genug ist, solche Verständnisschwierigkeiten zu beseitigen. Im übrigen bleibt auch in diesem Punkte die wichtigste Funktion der Familie ihr Angebot als Interpretationsort: Die Kinder können ihre Schulerfahrungen bei den gemeinsamen Mahlzeiten ausbreiten, sie dürfen dabei auch auf ihre Lehrer schimpfen, und die Eltern lassen sich darauf argumentativ und "aufklärerisch" ein.

Was sollen Eltern fordern?

Obwohl, wie schon erwähnt, die Eltern als solche keine eigenständige politische Gruppe sind, sondern alle parteipolitischen und weltanschaulichen Standpunkte widerspiegeln, haben sie das wichtigste gemeinsame Interesse, daß ihren Kindern vor Ort, also da, wo sie wohnen, ein Bildungsangebot gemacht wird, das ihre Fähigkeiten zur Entfaltung bringen kann. Das setzt Politik voraus, nämlich die Bereitstellung der entsprechenden finanziellen Mittel. Wirtschaftlich gesehen geht es in der Politik immer um die Verteilung eines Mangels. Niemals können alle Bedürfnisse der Bürger vollständig befriedigt werden, und was an der einen Stelle eingesetzt wird, kann nicht gleichzeitig an einer anderen verwendet

werden. Deshalb ergibt es keinen politischen Sinn, einfach nur Forderungen zu stellen, vielmehr muß man dann auch angeben, wo das beanspruchte Geld gespart werden oder gar nicht erst zur Verfügung stehen soll. Es gibt also doch so etwas wie ein gemeinsames Interesse aller Eltern, nämlich an einem optimalen Bildungsangebot. Sobald sich dieses Interesse jedoch irgendwo öffentlich formuliert, gerät es sofort in die Mangel bildungspolitischen Parteienstreits. Das ist letzten Endes auch notwendig, denn nur über die Parteien können neue Vorschläge in die Parlamente gelangen und dort eventuell zu Reformen führen. Aber mit solchen politischen Parteiungen sind immer auch ideologische Auseinandersetzungen verbunden, wie wir sie etwa aus dem Streit über die Gesamtschule oder über neue Lehrstellen kennen. Neben den politischen Parteien sind nämlich auch noch andere Interessen darin verwickelt, die verschiedenen Berufsverbände der Lehrer und anderer pädagogischer Berufe. Das Bildungsbedürfnis des Kindes ist auf dieser ideologischen Ebene nicht viel mehr als ein Vorwand, um die Interessen der Erwachsenenverbände zu rechtfertigen. Eltern müssen sich das klarmachen, wenn sie für diese oder jene bildungspolitische Position etwa bei Wahlkämpfen geworben werden sollen. Sieht man auf das Bildungsbedürfnis der Kinder, so gibt es mindestens folgende Forderungen, die alle Eltern gemeinsam vertreten könnten und wofür sie sich an ihrem Wohnort möglicherweise engagieren sollten.

1. *Kleine Klassen* von 15 bis 20 Schülern vom ersten bis zum letzten Schuljahr. Das ist eine Forderung, die auf übereinstimmender pädagogischer Erfahrung beruht. Es dürfte kaum einen Lehrer geben, der behauptet, mindestens 30 Schüler in einer Klasse seien optimal, um jeden einzelnen bestmöglich zu fördern. Im Zuge der gegenwärtigen Sparmaßnahmen wird diese Zahl jedoch teilweise überschritten.

2. Ein *differenziertes Schulangebot*. Je vielfältiger die erreichbaren Schulformen sind, desto wahrscheinlicher ist es, daß ein Kind eine ihm gemäße Schule findet. Daran gemessen ist der Streit, ob etwa alle Kinder in eine Gesamtschule gehen sollen, zweitrangig. Auch Gesamtschulen können, vor allem in ländlichen Gegenden, wertvolle Differenzierungen anbieten. Aber in dicht besiedelten städtischen Gebieten ist das Nebeneinander verschiedener Schulformen vorzuziehen. Für das eine Kind ist das Gymnasium geeignet, für das andere eher die Gesamtschule oder die Real- oder Hauptschule. Je differenzierter das Schulangebot, um so größer die Chance, daß ein Kind seinen Fähigkeiten und seinem Lerntempo entsprechende Bildungsangebote erhält.

3. *Realistische Lehrpläne*. Auf die Lehrpläne und Richtlinien für den Unterricht können die Eltern vor Ort in der Regel keinen Einfluß nehmen. Das ist einerseits auch gut so, denn davon verstehen sie zu wenig, wenn sie nicht gerade selbst im Lehrberuf tätig sind. Andererseits ist das aber auch ein Mangel, weil Lehr- und Stoffpläne sowohl nach Art als auch Ausmaß keineswegs vernünftig sein müssen. Sie beruhen nämlich auf *bildungspolitischen* Entscheidungen; es gibt für sie weder wissenschaftliche noch pädagogische Argumente, die nicht anfechtbar wären. Wie bei allen politischen Entscheidungen spielen auch hier weltanschauliche und verbandspolitische Interessen hinein, die von Politikern, aber auch von Berufsorganisationen der Lehrer oder von Vertretern eines bestimmten Schulfaches ins Feld geführt werden. Für Eltern sind solche Debatten oft schwer zu durchschauen, obwohl die Kultusministerien wie auch die Lehrerverbände die Eltern und die übrige Öffentlichkeit für ihre Ziele mit eingängigen Parolen wie "fächerübergreifender Unterricht", "Handlungsorientierung", "Projektunterricht", "offener Unterricht" überzeugen wollen. Tatsächlich tummeln sich hier Vorstellungen, Maßnahmen

und Begründungen, die faktisch keiner öffentlichen Kontrolle mehr unterliegen, weil daran niemand mehr ein Interesse zu haben scheint.

Hinzu kommen Maximen des Verwaltungshandelns. Die "Bildung" des Kindes läßt sich nicht verwaltungsfähig in Rechtsakten erfassen. Wohl aber kann man die Zahl der Schulstunden pro Fach sowie die Stoffmengen rechtlich vergleichbar beschreiben. Deshalb ist in der Bildungspolitik auch immer von solchen Daten die Rede. Weder sie noch die Inhalte der Stoffpläne müssen das Bildungsinteresse des Kindes wirklich im Blick haben. Für das Kind sind vielmehr vor allem folgende Gesichtspunkte wichtig:

- Entgegen einer immer noch weit verbreiteten Ansicht geht es nicht um die Menge des Wissens im Sinne von Informationen. Natürlich muß man auch einiges wissen, um einen Sachverhalt verstehen zu können. Aber wichtiger ist, daß sich mit diesem Wissen Vorstellungen über die Welt bilden können, also darüber, wie die Dinge mit einander zusammenhängen. Wenn dies gelingt, kann weiteres Wissen nach Bedarf immer wieder - auch mit Hilfe eines Computers - erworben werden. Für das Kind ist also wichtig, ob es sich zum Beispiel genügend lange mit einem Stoff befassen kann, damit er in seine Vorstellungen eindringen kann. Die Qualität der Allgemeinbildung bemißt sich nicht nach der Menge der gelernten Stoffe, auch nicht nach der Zahl der Schulstunden, sondern nach der Intensität der Lernprozesse - ob man neues Wissen gründlich genug erarbeiten und in der Klasse diskutieren und ob man es von verschiedenen Methoden her neu und besser verstehen kann.

- Für das Kind haben die Schulfächer die Funktion der Allgemeinbildung; sie sollen ihm die Zusammenhänge der Natur, Kultur und Gesellschaft erklären und dabei seine allgemeinen geistigen Fähigkeiten entwickeln helfen. Indem das Kind sich mit unterschiedlichen

Fächern befaßt, schult es daran seine geistigen Kräfte; es "bildet" sich. Das ist im Hinblick auf die spätere berufliche Position keineswegs ein Luxus, vielmehr macht die Allgemeinbildung disponibel für eine Vielzahl von künftigen Berufstätigkeiten, für deren Wahrnehmung dann nur noch spezielle Anlernprogramme erforderlich sind. Bildungslernen ist gleichsam Lernen auf Vorrat, für noch unbekanntere spätere Verwendungsmöglichkeiten. Weil das Kind diesen Zusammenhang von sich aus meist nicht erkennen kann, hält es das Bildungslernen leicht für unnützlich, das ja nicht immer mit seinem Alltag in einem erkennbaren Kontext steht. Leider gehen manche schulpädagogischen Konzepte darauf ein, indem sie die bereits vorhandene "Erfahrung" des Kindes und seine unmittelbare und spontane "Handlungsorientierung" überbewerten und zu sehr zum Maßstab des Unterrichts machen wollen. Es kommt aber nicht nur darauf an, daß das Kind das, was es sowieso schon weiß, bestätigt erhält, sondern vor allem darauf, daß seine bisherige Erfahrung mit neuen Kenntnissen und Einsichten konfrontiert wird.

- Wenn das Kind in der Schule mehr erfahren will, als sein sonstiges Leben ihm beibringt, muß sein Lernen in unterschiedlichen *Fächern* organisiert sein. Zum einen sind die Lehrer nur in einigen Fächern ausgebildet und kennen sich deswegen in anderen nicht genügend aus. Deswegen sollten Eltern darauf bestehen, daß ihre Kinder möglichst nur von Lehrern oder Lehrerinnen unterrichtet werden, die das Fach auch studiert haben; das ist aus praktischen Gründen nicht immer möglich, sollte aber die Norm sein. Zum anderen sind gründliche, vertiefte Kenntnisse nicht generell zu erlangen, sondern nur, wenn sie jeweils auf ein bestimmtes Fach begrenzt sind, und nur dann kann der Schüler sein Wissen auch ordnen. Daß nicht nur in Gymnasien, sondern auch in Hauptschulen der Unterricht nach Fächern getrennt und von in diesen Fächern ausgebildeten Lehrern erteilt wird, ist ein Fort-

schritt, den wir erst seit wenigen Jahrzehnten haben; früher, in der alten "Volksschule", konnte ein Lehrer praktisch den ganzen Unterricht bestreiten, aber damals wurden die Bauernkinder auch wieder Bauern und die Arbeiterkinder wieder Arbeiter.

- Es kommt ferner darauf an, daß die Kinder das *Handwerkszeug* lernen, das sie brauchen, um von sich aus weiterlernen zu können: Wo und wie kann man auf ein Problem nach Antworten suchen? Wie drücke ich mich möglichst gut aus? Wie stelle ich es an, daß ich verstehe, was ein anderer meint? Wie kann ich meine Meinung begründen und anderen nahebringen?

4. *Schulen, die fordern und fördern.* Der Weg des Kindes in die Schule muß sich jeden Tag erneut lohnen; es muß nach Hause kommen können mit dem Gefühl, etwas gelernt zu haben, sonst ist nicht einzusehen, warum es morgen wieder dort hingehen soll.

Das Kind kann seine Fähigkeiten und Interessen nur entfalten, wenn es mit Forderungen konfrontiert wird, wenn ihm entsprechende Aufgaben gestellt werden. Im Idealfall muß es jederzeit wissen, was es schon und was es noch nicht kann. Die Forderungen stellt letzten Endes nicht der Lehrer - er modifiziert sie nur didaktisch, damit sie lernbar werden -, sondern die Sache selbst. Wer Mathematik, Englisch oder Geographie lernen will, der muß sich auf die Ansprüche einlassen, die von diesen Fächern ausgehen und die dafür nötige Disziplin aufbringen.

Wird ein Schüler unterfordert, dann kann er seine Fähigkeiten ebensowenig optimal entfalten, wie wenn er überfordert wird. In beiden Fällen muß die Schule die Kinder fördern können, den einen durch Zusatzaufgaben, den anderen durch Wiederholung und Nachbereitung des schon bekannten Stoffes.

In diesen Zusammenhang gehört auch das leidige Thema der Schulnoten. Sie haben eine politische und

pädagogische Funktion. In unserer demokratischen Gesellschaft werden im Prinzip die beruflichen Positionen nach Leistung vergeben, nicht mehr wie in der vorbürgerlichen Gesellschaft nach dem Status der Geburt, also nach ständischen Gesichtspunkten. Die Schulzeugnisse eröffnen folglich Berechtigungen, Zugänge zu bestimmten Berufsausbildungen. Der Hauptschulabschluß berechtigt zur Aufnahme einer Lehre, das Abitur zur Aufnahme eines Studiums. Zu dieser Art der Statusverteilung gibt es keine Alternative, Schulnoten können aus diesem politischen Grunde grundsätzlich nicht abgeschafft werden, deshalb sind alle Debatten darüber weltfremd.

Pädagogisch gesehen haben Schulnoten die Funktion, den Stand des Lernprozesses zu kennzeichnen, den der Schüler erreicht hat. Dabei kann die Leistung nicht objektiv gemessen werden, sondern im Grunde nur im Vergleich zu den anderen Schülern der Klasse. Die Schulnote kann also immer nur ein Anhaltspunkt für den Leistungsstand des Schülers sein, mehr nicht. Deshalb ist ihre pädagogische Funktion auch zu Recht umstritten. Wenn ein Schüler in einem Fach, das ihm nicht liegt und ihm besondere Mühe macht, sich von einer Fünf auf eine Vier hocharbeitet, dann steckt darin eine viel größere Leistung, als sie in der Note zum Ausdruck kommt.

Die Eltern sollten also die Schulnoten ihrer Kinder mit der Gelassenheit betrachten, die sie der Sache nach verdienen. Wenn es Aufgabe der Schule ist, durch Unterricht die Fähigkeiten des Kindes und deren Grenzen erkennbar und vor allem erfahrbar zu machen, dann sind die Schulnoten Anhaltspunkte dafür, wo vermutlich seine Stärken und Schwächen liegen. In Verbindung mit einer Beratung durch die Lehrer können sie unter Umständen Anlaß sein, einen Schulwechsel vorzunehmen oder eine praktische Berufsausbildung anzustreben. Für die Eltern muß es der leitende Gesichtspunkt bleiben, gemeinsam mit dem Kind herauszufinden, "was dessen Bier ist", also den

beruflichen Aufgabenbereich zu suchen, in dem es seine Fähigkeiten zu seiner eigenen Zufriedenheit voll entfalten kann. Alle Versuche, die Schulnoten "gerechter" oder sonstwie "perfekter" zu machen, haben die Sache immer nur verschlimmert.

5. *Lehrer, von und mit denen man etwas lernen kann.* Immer wieder gibt es bildungspolitischen Streit über die sogenannte Lehrerbildung, also darüber, was angehende Lehrer alles lernen sollen. Die Streitigkeiten sind im wesentlichen "Marktkämpfe" der an der Ausbildung interessierten Fächer und Verbände. Ob die Lehrerstudenten nun etwas mehr Psychologie oder mehr Pädagogik studieren, wird ihre Fähigkeit, im Unterricht Kinder zu fordern und zu fördern, nicht beeinflussen. Für die "Endverbraucher" - also die Schulkinder und ihre Eltern - ist nur interessant, was man hinterher *von ihnen* lernen kann (ihre fachliche Kompetenz) und ob man es auch *mit ihnen* lernen kann (ihre soziale Kompetenz). Was nützt der fachlich beste Lehrer, wenn er seine Kenntnisse nicht vermitteln, also mit den Schülern nicht entsprechend umgehen kann? Und was nützt der umgängliche Lehrer, von dem man nichts lernen kann?

Kinder haben fast immer Respekt vor fachlich guten Lehrern, die sich "die Butter nicht vom Brot nehmen lassen", auch wenn sie sie persönlich nicht besonders mögen. Warum sollten sie mit schlechten Lehrern ihre lange Schulzeit verbringen? Kinder wollen etwas lernen, und es ist ein ungelöstes Geheimnis, warum die Schule diesen Wunsch den meisten austreibt.

4. Auszug der Kinder

Wenn Eltern ihre Kinder großgezogen haben und die Gefahrenstellen, von denen eben die Rede war, erfolgreich umschiffen haben, naht der Zeitpunkt, an dem die Kinder die Familie verlassen, um ihr weiteres Leben selbständig in die Hand zu nehmen. Im allgemeinen geht dieser Ablösungsprozeß ohne besondere Schwierigkeiten vonstatten, in nicht wenigen Fällen tauchen dabei jedoch Probleme auf.

Gelegentlich ist in den Medien die Rede von herangewachsenen Söhnen und Töchtern, die weiterhin bei ihren Eltern leben und sich "von vorne bis hinten bedienen" lassen. Manchmal "schmeißen" sie Schule oder Ausbildung, weil sie es so gut wie bei Müttern sowieso nie wieder haben werden. Sogar von Selbsthilfegruppen wird berichtet, in denen betroffene Mütter den Widerstand proben wollen.

Ansprüche der "Nesthocker"

Die Kinder ziehen im Durchschnitt später aus der Familie aus als früher, die Mehrzahl der Jugendlichen erhält noch mit 18 oder 19 Jahren Taschengeld von den Eltern. Nach einer Untersuchung des Deutschen Jugendinstituts lebten im Jahre 1994 62 Prozent der 18- bis 19jährigen, 41 Prozent der 20- bis 24jährigen, zwölf Prozent der 25- bis 29jährigen und acht Prozent der 30jährigen noch bei ihren Eltern, - insgesamt also ein Viertel der 18- bis

30jährigen. Im Vergleich zum Jahr 1988 hat sich die Zahl deutlich erhöht; damals waren es 55 beziehungsweise 35, neun und sieben Prozent. Die jungen Frauen gehen allerdings deutlich früher aus dem Haus als die Männer. Fast die Hälfte der "Nesthocker" befindet sich noch in einer Ausbildung oder im Studium, 40 Prozent sind bereits erwerbstätig. Auch nach Erreichen der Volljährigkeit glauben viele Kinder, nicht auf Unterstützung durch ihre Eltern verzichten zu können, und wenn sie dann noch studieren, erscheint das auch einleuchtend.

Die finanzielle Abhängigkeit von den Eltern während der Zeit der Ausbildung gab es natürlich früher auch, aber es sind auch deutliche Unterschiede erkennbar. Früher waren die Heranwachsenden, solange sie in ihrer Herkunftsfamilie lebten, relativ strengen Kontrollen unterworfen und wurden finanziell knapp gehalten; so war es kaum denkbar, daß die Freundin beziehungsweise der Freund im Hause der Eltern übernachtete. So entstand ein "Leidensdruck", möglichst bald auf eigenen Füßen zu stehen, der heute weitgehend entfallen ist. Der relativ hohe Lebensstandard, den die Kinder durch die Arbeit ihrer Eltern erreicht haben, soll auch während des Studiums nicht zurückgeschraubt werden müssen. Viele wollen studieren, aber kaum jemand will wie ein Student leben. Aus den Hochschulen ist zu erfahren, daß die Studenten zu lange studieren; dies ist generell nur möglich, weil die Eltern ihnen den Lebensunterhalt dafür sichern oder weil die Studierenden, wenn sie Arbeit annehmen und dadurch ihr Studium verlängern, dies zumindest auch für den Erhalt ihres relativ hohen Lebensstandards tun. Die Aufnahme eines Studiums erfolgt in nicht wenigen Fällen ohne harte Studieninteressen an einem bestimmten Fach, und oft nicht in dem Bestreben, diese Zwischenphase bald zum Erwerb eines eigenen Lebensunterhaltes zu überwinden, sondern gilt als ein Recht, das man mit dem Abitur erworben habe. Auf diesem Hintergrund

kann nicht verwundern, daß etwa ein Viertel der Studenten das Studium ohne Abschluß abbricht, in manchen Fächern sind es sogar bis zu 70 Prozent.

Aber die Erwartung auf weitere materielle Unterstützung durch die Eltern ist keineswegs auf die Zeit der Ausbildung beschränkt. Auch wenn die Kinder ausziehen, mit einem Partner eine eigene Wohnung beziehen und selbst schon Geld verdienen, rechnen sie - meist erfolgreich - mit weiterer Hilfe; denn auch in diesen Fällen soll der in der Herkunftsfamilie erworbene Standard im Hinblick auf Wohnung, Kleidung, Reisen und Freizeittätigkeiten nicht unterschritten werden. Die Tendenz in der jungen Generation geht allgemein dahin, den als Kind und Jugendlicher erreichten Standard nur nach oben, keineswegs nach unten fortzuschreiben.

In dieser Tendenz kommen mehrere Entwicklungen zusammen:

- Die schon erwähnten Gleichaltrigengruppen fungieren als eine Art von "Jugendgewerkschaft"; sie setzen - nicht zuletzt durch Vermittlung der in den Massenmedien präsentierten Ansprüche - die Standards fest, die dann sozusagen beim "Tarifpartner Eltern" eingeklagt werden. Eigene Forderungen werden unter Hinweis darauf angemeldet, was andere Eltern ihren Kindern gewähren. So entsteht eine Art von Wettbewerbsdruck der Eltern unter einander.

- Die öffentliche Meinung wird nicht müde zu betonen, wie schlecht es jungen Menschen heute im Hinblick auf künftige berufliche und andere Perspektiven gehe. Das ist nicht zu leugnen; allerdings konnte sich die jeweils junge Generation noch nie die Ausgangsbedingungen für ihren Eintritt in die Gesellschaft aussuchen. Gleichwohl wird daraus ein Recht auf zusätzliche Unterstützung und Förderung abgeleitet; andererseits wird auf diese Weise Erfolglosigkeit in der Ausbildung und im Beruf entschuldigt.

- Die Bedeutung des Kindes für die Eltern hat sich verschoben. Früher hatten Kinder vor allem eine *materielle* Funktion; sie wurden gebraucht, um die Eltern im Alter zu unterstützen, zu betreuen und gegebenenfalls auch zu pflegen. In den Entwicklungsländern ist immer noch arm dran, wer kinderlos alt wird. In modernen Gesellschaften tritt diese Aufgabe jedoch immer mehr zurück zugunsten von abstrakten Versorgungssystemen - jüngstes Beispiel ist die Pflegeversicherung - mit professionell arbeitendem Personal. Im Zuge dieser Entwicklung tritt die bereits erwähnte *immaterielle* Bedeutung der Kinder immer mehr in den Vordergrund. Sie dienen nun eher der Befriedigung *emotionaler* Bedürfnisse der Eltern. Kinder zu haben gilt vielfach als unvergleichliche Chance zur Selbstverwirklichung. Diese Einstellung ist allerdings nicht auf kleine Kinder begrenzt, sondern tritt auch in Erscheinung, wenn die Kinder herangewachsen sind.

Nun ist diese *immaterielle* Funktion der Kinder für ihre Eltern *einseitig*, und sie wird um so einseitiger, je älter die Kinder werden; auf dieser emotionalen Ebene können die Kinder nicht in gleicher Weise und vor allem nicht in gleichem Maße auf ihre Eltern reagieren. Ihr Bedürfnis nach Zärtlichkeit müssen sie zunehmend auf ihre Partner konzentrieren; geschieht dies nicht, sind psychische Fehlentwicklungen die Folge. Diese Einseitigkeit setzt sich nun auf der materiellen Ebene fort und führt zu einer unausgeglichenen Leistungsbilanz zwischen den Generationen; die eine Seite - die Kinder - erwarten finanzielle Hilfen, für die sie jedoch weder jetzt noch später ein Äquivalent bieten können; denn die wenigsten sind bereit oder auch in der Lage, ihre Eltern später im Alter zu pflegen und zu versorgen.

Die emotionale Einseitigkeit der Eltern-Kind-Beziehung löst nun nicht selten vor allem bei der Mutter einen schmerzhaften Prozeß aus, wenn die Kinder das Haus verlassen wollen. Insbesondere für Mütter, die bis dahin

nicht (mehr) berufstätig waren und ihren ganzen Lebensinhalt in ihren Kindern gesehen haben, droht das "leere Nest" zu einer seelischen Katastrophe zu werden. Umgekehrt haben nicht wenige Kinder - vor allem wohl Töchter - große Schwierigkeiten, sich der Umklammerung zu entziehen; manchmal führt dieser Konflikt zu heftigen Auseinandersetzungen und zu jahrelangem Kontaktabbruch durch das Kind.

Verwöhnung

Vor allem junge Männer nutzen aber auch gerne weiterhin die Vorteile des "Hotel Mama" - sei es, daß sie ihre Mutter nicht enttäuschen wollen, sei es, daß sie die Verwöhnung weiterhin genießen, die ihnen bisher zuteil wurde. In dieser Phase des Aufwachsens, in der es um die Ablösung aus der Familie geht, beweist sich dann also, ob die Kinder bisher zu Selbstverantwortung und sozialer Mitwirkung erzogen worden sind oder verwöhnt wurden. In der Verwöhnung drückt sich die eben erwähnte Einseitigkeit der Eltern-Kind-Beziehung aus: Dem Kind wird nicht erlaubt oder es wird nicht dazu veranlaßt, je nach seinen Kräften und seiner Reife *selbst* für die Befriedigung seiner Bedürfnisse zu sorgen.

Andererseits wissen wir, daß Verwöhnung auch eine Form von emotionaler Ausbeutung ist. Wer andere verwöhnt, erwartet auch etwas für sich, vielleicht eine über die Kindheit hinaus wirkende emotionale Bindung; oder das Kind fungiert als Identitätskrücke, als stabilisierendes Moment für das unsichere Selbstgefühl des Erwachsenen. So geht heute in vielen unserer Mittelschichtfamilien die materielle und soziale Verwöhnung einher mit emotionaler Ausbeutung der Kinder, und das Problem besteht darin, daß diese pädagogische Einstellung fast zur Norm geworden ist. Auch wenn Eltern diesem Verhalten skept-

tisch gegenüberstehen, wird es doch durch die soziale Umgebung, in der man lebt, bestärkt. Sollen es die anderen Kinder besser haben als die eigenen?

Verwöhnte Kinder haben ein schwaches Selbstwertgefühl und trauen sich wenig zu. Als Herangewachsene haben sie Angst, ihr Leben in die eigene Verantwortung zu nehmen. Sie wollen möglichst lange noch zu Hause bleiben und den "Service" des Elternhauses weiter genießen, in den nicht selten der Freund oder die Freundin einbezogen wird. Viele betroffene Eltern bemerken das Ausmaß der Verwöhnung ihrer Kinder erst, wenn diese herangewachsen sind und nun keine Anstalten machen, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen. Dann wird das Ärgernis unübersehbar.

Manche Suchtforscher sind sogar der Überzeugung, daß viele junge Süchtige eine Art von "Flucht in die Sucht" antreten, um die Erwachsenenrollen nicht übernehmen zu müssen. Dieser Typus des verwöhnten und deshalb labilen Herangewachsenen ist übrigens auch offen für alle politischen, ideologischen oder psychologischen Ausreden, die ihm zur Rechtfertigung seines Verhaltens angeboten werden: Er redet von der menschlichen Kälte der Gesellschaft oder der "beschissenen" Zukunftsperspektive, während er schamlos seine Mutter ausbeutet, was den Charakter einer unbewußten Rache für die ihm aufgezwungene Verwöhnung annehmen kann, die ihn daran gehindert hat, ein selbstbewußter und eigenverantwortlicher Mensch zu werden.

Rechte der Eltern

Was ist nun zu tun? Den herangewachsenen Kindern darf es zu Hause nicht allzu "gemütlich" gemacht werden, im Gegenteil, das selbständige Leben muß ihnen als erstrebenswert erscheinen. Schon gar nicht dürfen sie nun den

Ton angeben und das Leben im gemeinsamen Haushalt einseitig nach *ihren* Bedürfnissen gestalten wollen. Vielmehr müssen die Eltern deutlich machen, daß sie nun ihr eigenes Leben führen wollen, nach ihren Wünschen und ohne Rücksicht auf die Kinder - nach dem einem Rabbi zugeschriebenen Motto: "Das Leben beginnt, wenn der Hund tot ist und die Kinder aus dem Haus sind".

Mit dem noch im Hause lebenden Kind sind nun neue Vereinbarungen angebracht. Es sorgt für seine eigenen Bedürfnisse (Wäsche, Kleidung) selbst und beteiligt sich angemessen an den im Haushalt anfallenden Aufgaben. Das gilt auch dann, wenn es bereits berufstätig ist und einen Beitrag in die Haushaltskasse zahlt (wenn die Eltern das Geld nicht brauchen, können sie es ja für ihr Kind anlegen). Mit anderen Worten: Im Verhältnis zum herangewachsenen Kind muß die *Leistungsbilanz* ausgeglichen werden. Wenn das Kind sich noch in der Ausbildung befindet und insofern noch Unterhalt von den Eltern benötigt, ist es durchaus nicht ehrenrührig, den Fortschritt der Ausbildung durch Einblick in Zeugnisse, Seminarscheine usw. zu kontrollieren; schließlich muß auch in dieser Frage die Leistungsbilanz stimmen.

Nicht selten wird der Auszug der Kinder auch dadurch erschwert, daß ihre Existenz das einzige Bindeglied in der ansonsten leer gewordenen Beziehung der Eltern geblieben ist. Da wird dann der Auszug immer wieder hinausgezögert, sogar der Freund oder die Freundin darf dann mit einziehen, nur damit auf diese Weise noch ein Stück gemeinsame Sache, nämlich eine Fiktion von Familie erhalten bleibt, für die "die Alten" noch gebraucht werden. Solche Fälle können tragische Ausmaße annehmen.

Die Stieffamilie, falls sie denn bis hierher durchgehalten hat, hat vergleichsweise gute Chancen, einer solchen Tragödie zu entgehen; denn zumindest der Stiefelternteil wird nicht über Gebühr emotional an die Kinder fixiert sein.

In Anlehnung an unser sechstes Prinzip des Familienlebens muß der Auszug der Kinder aus der Familie von beiden Seiten gewollt und vorbereitet sein. Üblicherweise haben herangewachsene Kinder diesen Wunsch, sie betrachten dies als Beweis ihrer Selbständigkeit. Äußere, zweckmäßige Erwägungen kommen hinzu: In diesem Alter wollen sie oft schon mit einem Partner zusammenleben, und das ist in den meist kleinen Wohnungen der Eltern unzumutbar. Es kann praktische Gründe geben, wie Berufsausbildung, noch eine Weile bei den Eltern zu wohnen, aber dann bleiben die Kinder eben Mitglied der Familie mit allen damit verbundenen Pflichten, auch wenn sie schon volljährig sind. Der alte Spruch "Solange du deine Füße unter unseren Tisch stellst..." ist so abwegig nicht, weil er auf die Rechte der Eltern auf ein eigenes Leben hinweist. Dieses Recht haben sie nicht erst, wenn die Kinder herangewachsen sind, sondern schon vorher. Solange die Kinder klein sind, bedürfen sie relativ großer Aufmerksamkeit, die Eltern müssen ihre Interessen einschränken, insofern sie die Kinder nicht oder nur begrenzt allein zu Hause lassen können. Aber das bedeutet nicht, daß sie ihr eigenes Leben voll und ganz um die Kinder und deren Bedürfnisse herum organisieren müßten. Mit dem Blick auf das Ende der Familie, auf den Auszug der Kinder, wird deutlich, wie wichtig es ist, daß die Eltern ihre gemeinsamen Interessen, auch die, an denen die Kinder keinen Anteil haben, ernstnehmen. Menschliche Beziehungen gibt es ja nicht als solche, sie müssen vielmehr Inhalte, eben gemeinsame Sachen haben, die zu gemeinsamer Tätigkeit führen können. Wenn über Jahre hinweg die Kinder die einzige bedeutsame Gemeinsamkeit sind, dann wird deren Auszug zu einer schlimmen Vision. Es ist keineswegs unmoralisch, wenn Eltern sich darüber freuen, daß mit dem Größerwerden der Kinder ihr eigener, gemeinsamer Handlungsspielraum wächst und daß sie die Aussicht, nach dem Auszug der Kinder

ihrer Pflichten ihnen gegenüber enthoben zu sein, durchaus auch erfreulich finden. Gerade die Stieffamilie hat eine besondere Chance, den Auszug ohne große Komplikationen stattfinden zu lassen, allerdings nur, wenn die beiden Partner sich von Anfang an selbst im Blick haben, einander meinen und dies auch deutlich machen. Kinder haben nichts lieber als Eltern, die sich gut verstehen und dieses "Klima" auf die ganze Familie übertragen.

Der Auszug der Kinder hat den Charakter einer endgültigen beiderseitigen Emanzipation, nämlich der Kinder von den Eltern und umgekehrt. Das Ende der Familie, das damit gekommen ist, ist nun bekanntlich keineswegs das Ende der Familienbeziehungen; vielmehr bleiben die Kinder gern gesehene Gäste, und auf die zu erwartenden Enkel sind die werdenden Großeltern allemal stolz.

Bilanz ziehen

Wenn die Kinder herangewachsen sind, ist der Zeitpunkt für eine "pädagogische Bilanz" gekommen. Hat man alles richtig gemacht? Haben die Kinder ihre Chance bekommen, die sie für ihr künftiges Leben brauchen? Sind sie selbstbewußt und selbständig geworden?

In den siebziger Jahren war es Mode geworden - nachzulesen auch in autobiographischer Literatur -, schwere Vorwürfe gegen die im wörtlichen Sinne "erlittene" Familienerziehung zu erheben; Kindheit und Elternhaus erschienen dabei in mehr oder weniger trübem Licht. Unzufriedenheit mit sich selbst wurde als Folge falschen Verhaltens der Eltern, also einer falschen Erziehung, gedeutet. Man gab sich als hilfloses Opfer elterlichen Verhaltens zu erkennen, dem die Schuld dafür gegeben wurde, daß man selbst nichts so recht "auf die Reihe brachte". Unterstützt wurde diese Tendenz durch psychoanalytische Annahmen, die die Kindheit als Ausgangs-

punkt der sich elend fühlenden Erwachsenen ausmache. Aber solche Klagen sind schon deshalb abwegig, weil im allgemeinen Erwachsene, gerade wenn sie solche Zusammenhänge durchschaut zu haben glauben, ihr Leben durchaus in eigener Verantwortung in die Hand nehmen können. Diese aus weinerlichem Selbstmitleid und Schuldzuschreibung für eigenes Versagen gemischte Tendenz ist inzwischen abgeklungen, aber geblieben ist eine tiefe Verunsicherung vieler Eltern über Art und Ausmaß ihrer Verantwortung gegenüber den Kindern. Deshalb ist es sinnvoll, vom Ende des Heranwachsens her noch einmal einige Überlegungen zur pädagogischen Verantwortung der Eltern anzustellen. Verantwortung haben wir immer dann, wenn ein anderer Mensch sie - aus welchem Grund auch immer - selbst nicht wahrnehmen kann. Wenn ich auf der Straße einen Menschen in offensichtlich hilflosem Zustand antreffe, dann bin ich verpflichtet, an seiner Stelle die Verantwortung zu übernehmen und Hilfe herbeizurufen. Ähnlich müssen im Umgang mit kleinen Kindern an ihrer Stelle Entscheidungen getroffen werden, die sie selbst noch nicht treffen können. Aber je größer der autonome Handlungsraum des Kindes wird, um so mehr reduziert sich die Verantwortung auf das Setzen von Grenzen. Für die späten Jahre der Kindheit kommt hinzu, daß man Verantwortung nur noch insofern übernehmen kann, als man auch die Macht hat zu entsprechenden Entscheidungen.

Die Macht der Eltern über das Leben der Kinder gilt aber allenfalls noch in den eigenen vier Wänden, und dort sind es nicht mehr die Machtworte, die den Kindern nützen, sondern die Angebote, von und mit den Eltern zu lernen und im Rahmen der Familie tätig zu sein. Daß auf diese Weise die Kinder selbstbewußt, selbständig und verantwortungsbewußt werden können, dafür können die Eltern im allgemeinen sorgen. Für die Einflüsse jedoch, die von außerhalb der Familie kommen - von den

Massenmedien, den Gleichaltrigen in der Freizeit und aus der Schule -, können die Eltern die Verantwortung nur noch in sehr begrenztem Maße übernehmen. Sie können es nur noch aufgrund der Überzeugungskraft und Glaubwürdigkeit ihrer "Interpretationen", sofern die Kinder ihre draußen gewonnenen Eindrücke, Erfahrungen und Erlebnisse zu Hause einbringen. Diese Außenerfahrungen kontrollieren oder durch Verbote steuern zu wollen ist je nach Alter der Kinder weitgehend unrealistisch geworden. Versuchen die Eltern das trotzdem, dann wird die Familie zu einem Gefängnis. Kinder brauchen heute die außerfamiliären Erfahrungen, um das Maß ihrer Selbständigkeit erproben zu können.

Schon bei der Geburt muß klar sein, *daß die familiäre Lebensgemeinschaft mit diesem Kind auf ihre Auflösung angelegt ist, unauflöslich ist - wenigstens der Idee nach - nur die Ehe der Eltern.*

Noch nie gab es eine Garantie dafür, daß eine gute Erziehung - was immer man darunter verstand - zum Erfolg geführt hat, also dazu, daß die Kinder glückliche und erfolgreiche Menschen wurden. Andererseits ist man oft verblüfft, wenn man sieht, wie Kinder scheinbar unbeeindruckt heranwachsen und ihren Weg gehen, deren familiäre Bedingungen und Probleme eher die gegenteilige Vermutung nahegelegt hätten. Diese Tatsache mindert nicht die Verantwortung der leiblichen oder sozialen Eltern, ihren Kindern möglichst gute Chancen und Bedingungen anzubieten, aber sie erlaubt auch eine gewisse Gelassenheit und den Verzicht auf jeden Perfektionismus. In der Öffentlichkeit wird leicht den Eltern die Schuld zugewiesen, wenn Kinder über die Stränge schlagen oder den Erwartungen anderer nicht entsprechen. Aber zum einen haben Kinder ein genetisches Potential, in der Alltagssprache "Charakter" genannt, das durch Erziehung in seinem Kern nicht verändert werden kann. Zum anderen spielen neben den Eltern - und der Schule - die erwähn-

ten "Miterzieher" eine erhebliche Rolle. Die Eltern können in ihrem Wirkungsrahmen nur versuchen, den Kindern ein verlässliches Zuhause zu arrangieren, ihnen gute Manieren beizubringen, ihnen innerhalb der Familie und gegenüber der Schule Pflichten zuzumuten und ihnen eine für ihre Fähigkeiten optimale Ausbildung zu verschaffen. Mehr kann man kaum von ihnen erwarten; alles andere müssen die Kinder selbst verantworten.

Im allgemeinen darf man wohl davon ausgehen, daß Kinder und Erwachsene den Wunsch haben, in ihrer Familie einigermaßen glücklich und zufrieden zu leben. Wo das nicht gelingt, ist das nicht nur ein privates Problem der Beteiligten - etwa Unfähigkeit, die Prinzipien des Familienlebens einzusehen und sich entsprechend über die Probleme zu verständigen -, sondern oft sind die von außen auf die Familie eindringenden Schwierigkeiten so groß, daß der "Heimathafen" damit überfordert wird. Streß im Beruf, harte persönliche Schicksale, Arbeitslosigkeit oder die Furcht davor können auch die privaten menschlichen Beziehungen angreifen und sogar zerstören.

Wenn wir einmal annehmen, daß unsere Stieffamilie die Klippen umschiff hat, die ihrer Gründung im Weg standen, daß sie ferner in den Jahren des Aufwachsens der Kinder Augenmaß im Hinblick auf Schule und Freizeit bewiesen hat und daß die nun zurückbleibenden "Alten" sich immer noch etwas Nettes zu sagen und weiterhin gemeinsame Interessen haben, dann können wir mit dem Satz schließen, mit dem viele Märchen enden: "Und wenn sie nicht gestorben sind..."

III. Teil Ausblick: Die Zukunft der Familie

Die Familie ist nicht mehr das, was sie einmal war. Um dies einzusehen, muß man nicht erst wissenschaftliche Bücher lesen, es genügt, die Erfahrungen ernst zu nehmen, die sich in einer einzigen Familie über die noch lebenden Generationen hinweg angesammelt haben. Die Eltern derer, die heute heiraten und Kinder großziehen, haben andere Vorstellungen über deren Erziehung als ihre Kinder und als ihre eigenen Eltern gehabt haben. Daß Frauen sich "emanzipieren", als Mädchen auf eine möglichst gute Bildung achten und als Mütter immer noch berufstätig sein möchten, war in früheren Zeiten weitgehend undenkbar. Ehescheidung, zumal wenn Kinder davon betroffen waren, galt als schlechterdings unanständig und war - zumal für die betroffenen Frauen - oft eine finanzielle Katastrophe; Scheidung wurde als Mangel an Charakter verstanden.

In diesen und anderen Punkten hat sich in der öffentlichen Meinung zweifellos ein Wandel vollzogen. Gleichwohl bleibt in ihren Augen und in der Vorstellung der meisten Menschen die Familie eine menschliche Gemeinschaft von hohem moralischen Rang, an die sich ebenso hohe Erwartungen knüpfen. Aus diesem Grunde werden Veränderungen, von denen sie erfaßt wird, immer mit erheblichem öffentlichen Interesse verfolgt, weil man davon überzeugt ist, daß der Niedergang der Familie auch das gesellschaftliche Leben über kurz oder lang beeinträchtigen wird.

Dieses ungebrochene Interesse am Schicksal der Familie hat allerdings auch die Kehrseite, daß oft übertriebene oder sensationslüsterne Darstellungen ihre Wirklichkeit einseitig darstellen oder gar verfälschen. Daran können sich politische Interessen heften, denen es gar nicht in erster Linie um das Wohl der Familie geht, die vielmehr deren angebliche oder tatsächliche Misere zum Symptom eines allgemeinen gesellschaftlichen Verfalls erklären, dem man politisch begegnen müsse. Davon ist auch man-

ches in der gegenwärtigen schulpolitischen Diskussion zu spüren, die einen großen Teil ihrer Argumentation aus der angeblichen Tatsache bezieht, daß die Familie frühere Erziehungsfunktionen weitgehend verloren habe, weshalb die Schule solche Aufgaben übernehmen müsse. Die Familie wird auch gern als positives Symbol verstanden, und aus diesem Grunde spielt die "glückliche" Familie ja auch in der Konsumwerbung eine zentrale Rolle.

Die öffentliche Meinung ist aber auch wichtig dafür, wie sich die Familien selbst verstehen. Ihre Deutungen können nämlich auf die Dauer in das Bild übernommen werden, das sich die Familien von sich selbst machen. In diesem Sinne kann man sie krank beziehungsweise gesund reden oder schreiben.

Wie ist also der Zustand der gegenwärtigen Familie zu beurteilen, und wie wird ihre Zukunft aussehen? Vieles scheint auf den ersten Blick dafür zu sprechen, daß die Familie, wie sie sich im bürgerlichen Zeitalter als aus dem übrigen gesellschaftlichen Leben ausgegrenzte Sozialität entwickelt hat - mit der Differenzierung von männlicher und weiblicher Geschlechts- und Sozialrolle, mit ihrer emotionalen Ausschließlichkeit, mit ihrer Organisation um die Kinder herum -, ihrem historischen Ende entgegengeht. Dafür scheint es folgende Hinweise zu geben:

1. Die hohe Scheidungsrate und deren Hinnahme zerstört im öffentlichen Bewußtsein das Vertrauen zunächst der Erwachsenen und dann auch der Kinder in die soziale Zuverlässigkeit der Familie.

2. Die Tendenz, den Erfolg individueller Beziehungen zum Maßstab des Glücks zu machen, führt dazu, solche Beziehungen als Optionen zu betrachten, sie also ähnlich wie Konsumoptionen einzuschätzen und bei ausbleibender Zufriedenheit leicht wieder aufzugeben. Insofern schwebt über jeder Familie, die sich so versteht, die ständige Unsicherheit, ob und wann der Zeitpunkt erreicht

wird, wo die erwachsenen Partner nicht mehr auf ihre Kosten kommen und auseinandergehen.

3. Die Verrechtlichung der Beziehungen zwischen Eltern und Kindern, wie sie etwa in der Unterhaltsfrage nicht nur bei Scheidungen, sondern auch im Falle der Sozialhilfebedürftigkeit und bezüglich der Kosten für langwierige Ausbildungen zum Ausdruck kommt, zerstört die traditionellen Grundlagen der Familie, indem sie die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern zu je individuellen Vertragsverhältnissen macht. Diese sind insofern einseitig, als die Eltern sie nicht freiwillig eingehen und wieder verlassen können, wie es sonst für Verträge üblich ist, sondern vielfach bis fast zur Pensionierung in sie verwickelt bleiben. So hat das BAFöG das individuelle Recht des Kindes auf eine seinen Fähigkeiten entsprechende Ausbildung unterstrichen und popularisiert und damit die alte Regelung beseitigt, wonach die Eltern nur verpflichtet waren, ihren Kindern diejenige Ausbildung zu finanzieren, die sie früher selbst erhalten hatten. Damit wurde diese Frage auch der familiären Auseinandersetzung weitgehend entzogen. Einseitig sind die Rechtsbeziehungen ferner dadurch geworden, daß die Unterhaltspflicht zwar umgekehrt im Prinzip auch für die Kinder im Hinblick auf deren Eltern gilt, dieser Fall aber wegen der gesellschaftlich geregelten Altersvorsorge recht selten eintritt. Herangewachsene Kinder, die geschickt vermeiden, ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen oder ohne eigenes Einkommen für Kinder zu sorgen haben, können zwar Sozialhilfe beantragen, aber das Sozialamt bittet in solchen Fällen die Eltern zur Kasse.

4. Trotz der Lippenbekenntnisse der meisten Politiker wird die Familie sozialpolitisch immer mehr an den Rand gedrängt. Es ist wirtschaftlich - wie gezeigt werden konnte - schlechterdings unvernünftig geworden, eigene oder fremde Kinder aufzuziehen. Die Umverteilung zugunsten derer, die keine Kinder aufziehen, auf Kosten

derer, die dies tun, scheint politisch kaum mehr rückgängig zu machen, - zumindest kann man mit einem solchen Programm offensichtlich keine Wahl gewinnen.

5. Hinzu kommt eine Tendenz, von der in diesem Buch schon die Rede war, nämlich die Vergesellschaftung des familiären und damit des kindlichen Lebensraumes durch die Massenmedien und den Freizeit- und Konsummarkt.

Nun könnte man in der Tat diese Entwicklungen als zum Ende der bürgerlichen Familie führend ansehen. Andererseits - und das ist meine Auffassung - kann man auch von einer Neuorientierung, von einer Wandlung der Institution Familie sprechen. Dann lassen sich die oben angesprochenen Punkte so deuten:

Zu 1: Die hohe Scheidungsrate läßt sich auch als eine "Selbstreinigung" der geschlossenen Ehen auffassen. Es geht auseinander, was nach Meinung der Betroffenen nicht mehr zusammenzuhalten ist. Aber ein solches Ende enthält - zumindest nach Überwindung der damit verbundenen Trauer - die Perspektive eines neuen Anfangs, meist wohl die Aussicht auf eine neue Partnerschaft, in der eine gemeinsame Zukunft wieder möglich erscheint. Außerdem muß zwischen Ehen und Familien in diesem Zusammenhang unterschieden werden: Kinderlose Ehen oder solche, deren Kinder aus dem Haus sind, werden am häufigsten geschieden - also solche, bei denen relativ geringe soziale Folgekosten etwa im Hinblick auf Kinder entstehen. Trotz der zahlreichen "Scheidungskinder" wachsen andererseits etwa 85 Prozent der minderjährigen Kinder immer noch in der Familie auf, in die sie hineingeboren wurden. Die bloße Zunahme der Scheidungsziffern sagt also noch nicht allzu viel aus. Bedeutsamer für den Wandel in Sachen Familie ist denn auch wohl eine andere Tatsache, daß nämlich die Zahl der Eheschließungen zugunsten der "nichtehelichen Lebensgemeinschaften" abnimmt. Es wird zunehmend nur dann gehei-

ratet, wenn Kinder da sind oder erwartet werden. Daraus läßt sich vielleicht schließen, daß die Familie im engeren Sinne, nämlich als Lebensgemeinschaft mit Kindern, immer noch hoch im Kurs steht, auch wenn es - wie in diesem Buch dargestellt - nicht immer bei der Erstfamilie bleibt. Alle Zahlen, die wir über Scheidungen und überhaupt über die einzelnen Familienformen haben, verraten uns zudem nichts über deren *biographische* Bedeutung: Was tun Geschiedene anschließend? Wie lange bleiben Alleinerzieherfamilien bestehen? Wie lange bleiben die Singles alleinlebend, und nach welchen Zwischenstadien gelangen sie in diesen Status? Wir kennen immer nur die jeweiligen absoluten Zahlen, erfahren aber nicht, wie sie zustande kommen und wie die Menschen mit diesen unterschiedlichen Formen des Allein- oder Zusammenseins umgehen. Es wäre also verfehlt, aus der Tatsache steigender Scheidungsraten eine zunehmende soziale Demontage unseres Alltagslebens abzuleiten, wie dies in der öffentlichen Diskussion oft geschieht. Im Gegenteil zeigen Untersuchungen, daß auch Alleinlebende (Singles) in ein dichtes Netz sozialer Beziehungen eingebunden sind. Offensichtlich ist die Ehe oder Familie nicht mehr die einzig mögliche Form, das Bedürfnis nach sozialer Nähe und Verbindlichkeit zu befriedigen. Vielmehr können die Menschen unter verschiedenen Formen eine aussuchen, die nach ihrem jeweiligen biographischen Stand diesem Bedürfnis am ehesten entspricht. Soziale Isolierung oder gar Verwahrlosung droht daraus keineswegs. Immerhin hat sich in den letzten Jahrzehnten die Lebenserwartung beider Geschlechter deutlich erhöht, und deshalb wird es immer unwahrscheinlicher, daß eine im Jugendalter entstandene Verbindung auch bis zum hohen Alter erhalten bleibt, zumal - im Unterschied zu früheren Zeiten - wirtschaftliche Gründe für das Bestehenbleiben einer solchen Beziehung immer bedeutungsloser geworden sind. Wir leben offensichtlich in einer Übergangs-

situation, in der die Menschen unsicher sind und vielfach mit den vorhandenen Möglichkeiten experimentieren. Wie sich Ehe und Familie in Zukunft gestalten werden, ist kaum vorauszusagen; zu vermuten ist aber, daß sich das Bedürfnis der Menschen, in einer verbindlichen Basisgemeinschaft mit anderen zu leben, nicht wesentlich ändern wird.

Wie in allen Umbruchsituationen, so ist auch in diesem Falle das eigentliche Problem die schwierige Korrektur des traditionell geprägten Bewußtseins. Solange noch die Erstfamilie als normatives Modell für Familie überhaupt in den Köpfen und Herzen der Menschen verankert ist, fällt es schwer, die Chancen anderer Familienformen ernst zu nehmen. Das gilt gerade auch im Hinblick auf das Aufwachsen von Kindern. Kinder können in *jeder* Form des Zusammenlebens mit Erwachsenen zu ihrem Recht kommen, insofern muß die Scheidung der leiblichen Eltern nicht zum Unglück für sie werden.

Zu 2: Die beziehungsorientierten psychologischen Konzepte haben zwar einerseits zur Aufweichung der Familienstruktur beigetragen, andererseits haben sie auch die Individualität und die Subjektivität als Maßstab durchgesetzt. Wenn es in Zukunft gelingt, diese Vorstellungen mit den in diesem Buch vertretenen *sozialen*, also überindividuellen Aspekten des Familienlebens zu verbinden, dann könnte davon eine neue, stabilisierende Wirkung ausgehen. Diese Kombination könnte darin bestehen, daß einerseits die Individualität des Partners und seiner Bedürfnisse ernst genommen wird, daß ihm im Rahmen des Berufes oder auch der Freizeitinteressen ein Autonomiespielraum eingeräumt wird, andererseits aber auch die aus der Sozialität Familie erwachsenden Verbindlichkeiten gemeinsam anerkannt werden. In diese Richtung würde auch wirken, was im Hinblick auf das Aufwachsen der Kinder in diesem Buch vertreten wird, nämlich daß sie entgegen den traditionellen Vor-

stellungen von Erziehung als *Subjekte* ihres Lebens und Lernens angesehen werden. Diese Forderung darf jedoch nicht mißverstanden werden. Zwar hat sich inzwischen herumgesprochen, daß Kindern Gelegenheit gegeben werden muß, ihre individuellen Fähigkeiten zu entfalten. Aber nicht wenige Eltern verwechseln Individualisierung mit Egoismus. Eine lärmende und undisziplinierte Schulklasse besteht gemeinhin nicht aus autonomen Individuen, sondern im Gegenteil aus einem infantilisierten Kollektiv, in dem eine überlegte persönliche Haltung gar nicht möglich ist. Frechheit, Grobheit sowie vorlautes und rücksichtsloses Verhalten sind keineswegs ein Beweis für Individualität. Persönliche Autonomie entsteht nur als Ergebnis mühsamer sozialer und psychischer Arbeit, und dafür braucht das Kind nicht nur Ermutigung und Unterstützung, sondern auch Aufgaben, Anforderungen und Widerspruch.

Zu 3: Die Verrechtlichung der Eltern-Kind-Beziehung hat für beide Seiten auch eine emanzipatorische Bedeutung. Das wird deutlich, wenn man die alte Unterhaltsregelung ansieht, wonach der Vater seinen Kindern höchstens die Berufsausbildung schuldet, die er selbst dem Range nach erhalten hat; denn durch diese Maxime wurden nicht die individuellen Fähigkeiten des Kindes gewürdigt, sondern nur seine soziale Herkunft. Insofern dieser Bezug gelöst wurde, bleibt das Kind nicht mehr schicksalhaft auf seine Herkunft fixiert, und seine Eltern sind umgekehrt befreit davon, die Chancen ihres Kindes lediglich auf den Rahmen ihrer finanziellen Möglichkeiten und damit auch ihres Milieus beschränken zu müssen. Allerdings zeigt sich hier ein Widerspruch: Durch die Individualisierung der Kinder zu Rechtssubjekten auch gegenüber der Herkunftsfamilie zerstört der Staat jene Privatheit der alten Familie, in der die überlieferte Unterhaltsregelung überhaupt nur sinnvoll war. Anstatt nun aber selbst die Verantwortung für diesen Wandel zu

übernehmen, beutet der Staat nur die überlieferte Familienvorstellung aus, die er im gleichen Atemzug zerstört.

Zu 4: Von der sozialpolitischen Vernachlässigung der Familie in unserer Gesellschaft geht vielleicht eine größere Gefährdung dieser Institution aus als von den Scheidungszahlen. Für eine Revision scheinen keine zwingenden Gründe mehr vorzuliegen, jedenfalls keine wirtschaftlichen, die bisher immer dominierten. Kinder sind offensichtlich keine notwendige wirtschaftliche Ressource mehr. Dem "Standort Deutschland" und dem sich international je nach Profitaussichten niederlassenden Kapital kann es verhältnismäßig gleichgültig sein, woher die benötigten Arbeitskräfte kommen und wo und auf wessen Kosten sie ausgebildet wurden. In einer Zweidrittelgesellschaft, in der ein Drittel der Erwerbsfähigen grundsätzlich von Arbeitslosigkeit bedroht ist, bedeutet Kinderreichtum keinen Segen mehr, sondern eine sozialpolitische Last. Wirtschaftlich gesehen sind Kinder nur dann von Nutzen, wenn sie künftig die Renten für die Alten und die übrigen Sozialkosten erarbeiten können; das aber ist nur möglich, wenn sie auch Arbeit finden. Die rückläufigen Investitionen in das Bildungswesen - am deutlichsten erkennbar in der Verknappung von Lehrstellen - sind ein unzweideutiges Indiz für diesen Zusammenhang: von einer bestimmten Größenordnung an rechnen sich solche Ausgaben nicht mehr. Vielleicht kommt es dahin, daß diejenigen Männer und Frauen, die berufliche Karrierechancen haben oder wahrnehmen wollen, kaum mehr Kinder in die Welt setzen, weil deren Bedürfnisse nach Lage der Dinge dafür immer mehr zu einem Hemmnis würden, während die anderen, die mehr oder weniger Berufslosen, sich im wesentlichen um das Aufwachsen von Kindern kümmern; das bereits feststellbare Armutsrisiko von Familien mit Kindern scheint darauf hinzudeuten. Aber das ist natürlich noch Spekulation. Sicher ist aber, daß die Zukunft der Familie entscheidend

davon abhängen wird, ob und mit welchen Konsequenzen sie politisch - also nicht nur deklamatorisch - wirklich gewollt wird.

Zu 5: Die Vergesellschaftung des familiären und des kindlichen Lebensraumes durch Massenmedien und Konsummarkt zerstört nicht die Familie als Institution, sondern nur eine historisch überholte Vorstellung von ihr. In dieser Tendenz kommt auch zum Ausdruck, daß die Familie unter den heutigen gesellschaftlichen Bedingungen kein geschlossenes pädagogisches System mehr sein kann, sondern sich gerade im Interesse des Kindes und seiner Lernmöglichkeiten nach außen, in die gesellschaftliche Umwelt hinein, öffnen muß. Das Kind ist für die Entwicklung seiner Persönlichkeit nicht nur auf seine Familie angewiesen, sondern auch auf die übrigen Lernangebote.

Zusammenfassend läßt sich vielleicht sagen, daß es *die* Familie nur noch in der Abstraktion gibt, daß vielmehr die Prozesse der Individualisierung zu vielfältigen Formen des Zusammenlebens eines erwachsenen Paares in einem Haushalt geführt haben, in dem auch Kinder leben. Die Erstfamilie, die entsteht, wenn ein Paar heiratet und gemeinsam gezeugte Kinder aufzieht, ist zwar immer noch die zahlenmäßig und vor allem ideell dominante Form, aber sie wird zunehmend nach Zahl und Idee ergänzt durch andere Formen, die nicht mehr aus ihr abgeleitet werden können, sondern als selbständige soziale Einheiten mit eigenen Chancen und Problemen zu verstehen sind. Sie können unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen jedoch nur dann stabil bleiben, wenn sie

- ihre jeweiligen Besonderheiten akzeptieren,
- offener gegenüber ihrer sozialen Umwelt sind als früher,
- die Individualität *aller* ihrer Mitglieder ernst nehmen,
- ihnen Autonomie zubilligen,

- als "sozialer Heimathafen" zur Verfügung stehen,
- sich als Lern-, Tätigkeiten, Interpretations-, Fürsorge- und Interessengemeinschaft verstehen.

Kinder werden nach meiner Überzeugung auch in Zukunft zum größten Teil in Familien aufwachsen. Allerdings werden die in diesem Buch behandelten Familienbiographien voraussichtlich zunehmen. Bisher gehörten wir im Laufe unseres Lebens im allgemeinen zwei Familien an: als Kinder und als Erwachsene. Das galt als "Normalfall", und er wird immer noch in der öffentlichen Meinung als Norm idealisiert. Dadurch werden jedoch *andere* Familienformen wie Alleinerzieher- und Stieffamilie einem Maßstab unterworfen, der nicht für ihre Besonderheiten geschaffen wurde und an dem sie deshalb leicht scheitern können. Wir brauchen eine öffentliche Anerkennung der Familienvariationen als *gleichwertige* Lebensgemeinschaften vor allem im Hinblick auf das Aufwachsen der Kinder. Davon sind wir jedoch noch weit entfernt, weil wir in der Rechtsprechung wie in der öffentlichen Meinung die Abweichungen von der "Normalfamilie" eher als eine Notlösung verstehen, wenn nicht sogar als Zeichen eines gesellschaftlichen Verfalls.

In der Familienforschung wird seit einiger Zeit von "Lebensabschnittspartnerschaften" im Unterschied zu "Lebenspartnerschaften" gesprochen. Darin kommt zum Ausdruck, daß in vielen Fällen Partnerschaften deshalb zugunsten einer neuen Partnersuche aufgelöst werden, weil sie, was man vorher nicht wissen konnte, nach Meinung der Betroffenen nur für einen bestimmten Abschnitt des gemeinsamen Lebens tragfähig waren. So gehen nicht wenige Paare auseinander, wenn die Kinder aus dem Haus sind und sich nun neue Perspektiven für jeden einzelnen eröffnen, die nicht voraussehbar waren und die der bisherige Partner nicht mittragen kann oder will. Die Tendenz zu solchen zeitlich begrenzten, wenn auch nicht

von vornherein so geplanten Partnerschaften wird zunehmen, je älter die Menschen werden; denn wir dürfen nicht vergessen, daß unsere überlieferte Vorstellung von der "Normalfamilie" auch auf einer weit geringeren Lebensdauer der Menschen basierte.

In ähnlicher Weise läßt sich auch von "Lebensabschnittsfamilien" sprechen, wenn Trennungen zu einem Zeitpunkt erfolgen, wo davon noch unmündige Kinder betroffen sind. Diese biographische Dimension ist deshalb von erheblicher pädagogischer Bedeutung, weil sie die Familienexistenz der Kinder in deutlich von einander unterschiedene Phasen einteilt. Dabei entsteht die Gefahr, daß die Kinder diese Etappen nicht produktiv biographisch miteinander verbinden können, so daß sie ihnen als bloßes Nacheinander erscheinen. Dieser Fall tritt vor allem dann ein, wenn die zuständigen Erwachsenen dazu neigen, ihre Stieffamilie so zu idealisieren und als nunmehr "heile" Gemeinsamkeit zu deuten, daß alles, was vorher war, entweder verdrängt wird oder als das Böse erscheint, dem man nun gottlob entronnen ist und worüber man am besten gar nicht mehr spricht. Gerade Kinder müssen aber für ihre Identitätsbildung lernen, ihre Vergangenheit mit ihrer Gegenwart und Zukunft in einen Zusammenhang zu bringen, der ihnen ermöglicht, Erfahrungen - gute wie weniger gute - zu sammeln und zu reflektieren und sich so als kontinuierliche, also älter und reifer werdende Persönlichkeiten zu verstehen. Die biographische Dimension wechselnder Familienformen muß deswegen im Binnenraum der Familie stets in einer offenen Atmosphäre angesprochen werden können, was naturgemäß um so leichter fällt, je selbstverständlicher die unmittelbare Umwelt wie die öffentliche Meinung dies akzeptiert. Das gilt auch im Hinblick auf die Beziehungen, welche die Kinder im Verlauf einer solchen Familienbiographie eingehen. Die Chance der Erwachsenen, im Rahmen der Familien-

biographie neue Beziehungen aufzunehmen und die Intensität der bisherigen zu überprüfen, muß sich auch auf die Kinder übertragen. Diese müssen ihre Beziehungen etwa zum abwesenden Vater oder zu dessen Verwandten selbst gestalten können - auch abweichend von den Vorstellungen und Absichten der Erwachsenen, mit denen sie zusammenleben. Geschieht dies nicht, wird den Kindern ein bedeutsames Stück ihrer Autonomie genommen; man darf ihnen nicht wichtige persönliche Beziehungen erst aufdrängen, die sie sich wie die zum Vater nicht einmal aussuchen konnten, um sie dann wieder davon zu trennen, bloß weil die Erwachsenen sich neu orientiert haben. Familienwechsel eröffnet den Kindern unausweichlich eine Beziehungsfreiheit, die sie sonst nicht zur Verfügung hätten. Nur wenn die Erwachsenen sie grundsätzlich zulassen, können die Kinder einen Familienwechsel zu ihrer persönlichen Entfaltung nutzen. Nur dann haben die Eltern oder Stiefeltern auch die Möglichkeit, der Gefahr sozialer Unverbindlichkeit zu begegnen, die entsteht, wenn Kinder sich Art und Intensität von Beziehungen aussuchen können; sie ist vor allem daran erkennbar, daß Geben und Nehmen nicht wenigstens einigermaßen abgewogen sind.

Je mehr sich jedoch die von der "Normalfamilie" unterschiedenen Formen durchsetzen, um so dringlicher wird es, ihre für ein befriedigendes Aufwachsen von Kindern *gemeinsamen* Fundamente herauszustellen, und die können nur in den grundlegenden sozialen und emotionalen Bedürfnissen der Kinder selbst gesehen werden. Pädagogisch gesehen müssen wir immer noch von *der* Familie sprechen.

Die erwähnte soziale Ausdifferenzierung hat aber auch Folgen für die *emotionale Intensität* der Familienbeziehungen. Die überhitzte Emotionalität, die der Eltern-Kind-Beziehung vielfach noch anhaftet und die in der früher erwähnten Selbstverwirklichungsmentali-

tät junger Eltern noch einmal einen Höhepunkt erreicht hat, geht in erster Linie von den Erwachsenen aus, ist aber für ein befriedigendes Aufwachsen der Kinder zunehmend kontraproduktiv geworden. Die notwendig gewordene Autonomisierung und Individualisierung der Kinder wird gehemmt, wenn ihre Gefühle zu Hause zu sehr beansprucht und eingeengt werden. Erwachsene wie Kinder werden lernen müssen, ihren Gefühlshaushalt anders als bisher zu ordnen und ihn zwischen Paarbeziehung, Familie, Freundschaften, Beruf oder Schule und Freizeitgesellungen aufzuteilen. Wer dies gelernt hat, kann auch mit Trennung, Scheidung und neuer Bindung gelassener umgehen als jemand, der zu viel Emotionalität an einem einzigen sozialen Ort investiert hat, wie dies etwa bei jenen Müttern zu beobachten ist, denen das "leere Nest" dann zum Alptraum wird. Emotionale Fixierung erwächst aber, wie bei diesen Müttern ebenfalls deutlich wird, stets aus einer *sozialen* Fixierung. Wer sich dagegen an verschiedenen sozialen Orten auch mit seinen Gefühlen erfolgreich bewegen kann, wird Enttäuschungen an der einen Stelle leichter durch Erfolge an der anderen ausgleichen. Unser Bild von der modernen Familie als "sozialem Heimathafen" schließt die gebotene emotionale Distanz ihrer Mitglieder zu einander ein. Es ist ein Irrtum anzunehmen, eine Familie könne nur Bestand haben, wenn ihre Mitglieder in hohem Maße gefühlsmäßig miteinander identifiziert sind. Die Geschichte lehrt uns vielmehr, daß derartige Erwartungen noch nicht sehr lange dominieren; man denke etwa an die unromantischen dynastischen Zweckheiraten, die gleichwohl nicht selten zu glücklichen Ehen führten. Heute zerbrechen nicht wenige Ehen und Familien gerade an der Ausschließlichkeit der emotionalen Erwartungen.

Allerdings ist kaum vor auszusehen, wozu die statt dessen notwendige soziale Verteilung des Gefühlshaushaltes

auf die Dauer führen wird, ob eher zu oberflächlichen Beziehungen auch in der Familie oder zu einer größeren Intensität der verschiedenen Teilgefühle. Entscheidend wird wohl sein, was die Menschen außer emotionaler Versorgung sonst noch von den einzelnen sozialen Orten für sich erwarten und anderen zu geben bereit sind.

Auf diesem Hintergrund müssen auch die *pädagogischen* Chancen und Grenzen der Familienerziehung generell neu vermessen werden. Es ist heute üblich geworden, der Familie fast alle Mängel anzulasten, die an Kindern zu beobachten sind und über die insbesondere die Schule klagt: unzureichendes Sozialverhalten, motorische Defizite, fehlende Konzentration und anderes mehr. Grundsätzlich gilt jedoch: Man lernt in einem sozialen Gebilde, also auch in der Familie, im wesentlichen nur das, was dort auch gebraucht wird. Eine grundsätzliche Kritik der Familienerziehung wäre also nur insofern stichhaltig, als die Familie die *in ihrem sozialen Rahmen* erforderlichen und möglichen Erziehungsleistungen nicht erbringt. Zumindest auf den ersten Blick scheint das aber nicht der Fall zu sein, denn sonst wären die Familien durchweg verwahrlost oder zumindest von dauerhaften Beziehungsproblemen erschüttert. Gewiß werden vielfach Fehler gemacht, von denen auch in diesem Buch die Rede ist: Die Leistungsbilanz zwischen Eltern und Kindern ist nicht ausgeglichen, Kinder werden an der Entfaltung von Autonomie und Verantwortung gehindert, sie werden emotional ausgebeutet und revanchieren sich entsprechend. Aber dies alles zusammen kann die zunehmende Kritik an der Erziehungsfähigkeit der Familie nur teilweise erklären. Dahinter steht denn auch etwas anderes. Die Öffentlichkeit geht immer noch davon aus, daß die Familie so etwas wie eine grundlegende Sozialisation zu vermitteln habe, auf der dann alle anderen gesellschaftlichen Instanzen, auch die Schule, aufbauen können - Familie als Grundmodell von Staat

und Gesellschaft überhaupt. Diese Erwartung ist jedoch aus mehreren Gründen historisch überholt.

Wenn es so ist, daß Kinder in der Familie nur das lernen können, was sie dort auch brauchen, dann ergeben sich daraus auch Grenzen. Wer keine Geschwister hat, kann auch nicht lernen, sich mit ihnen zu arrangieren; wer keine gleichaltrigen Kinder in der Nachbarschaft vorfindet, kann auch nicht mit ihnen spielen; wer als Kind in einer vom Auto diktierten Umgebung lebt, kann sich dort nur eingeschränkt selbständig bewegen. Aber solche Einschränkungen, die heute zu Recht vorgebracht werden, kann man der Familie als Sozialform einerseits nicht vorwerfen, andererseits bezeichnen sie eher vordergründige Symptome. Dahinter verbirgt sich ein grundlegender Wandel. In unserer pluralistischen Gesellschaft ist die Familie nur noch sehr eingeschränkt und nur noch im Hinblick auf die ersten Jahre der Kindheit als Modell für generelle soziale Erfahrungen zu verstehen, die auf außerfamiliäre, also gesellschaftliche Verhältnisse einfach übertragen werden könnten. Vielmehr müssen die Kinder lernen, sich an den verschiedenen sozialen Orten unterschiedlich zu verhalten, je nachdem, was dort jeweils erwartet wird: anders in der Familie als in der Schule, im Kaufhaus anders als in der Kirche. An keinem dieser Orte kann das Kind mehr lernen, was für alle anderen auch ohne weiteres gilt. Die Kinder werden also gleichsam stückweise sozialisiert, aber jedes Stück ist ein wichtiger Baustein für die Entfaltung der Persönlichkeit; deshalb darf die Familie die Kinder auch nicht auf sich fixieren und deshalb sind auch Ganztagschulen nicht unproblematisch. Die oft zu vernehmende Klage, daß die Familien ihre Kinder in sozialer und psychischer Hinsicht nicht genügend auf die Schule vorbereiten, ist insofern unberechtigt. Auch die Schule ist nur noch ein Sozialisationsfaktor unter anderen, und sie muß zu einem guten Teil *selbst* die Fähigkeit, dem Unterricht zu folgen, den Kin-

dem erst beibringen. Bevor das Kind in die Schule eintritt, kann es nicht wissen, was dort von ihm erwartet wird - so wenig wie es vorher weiß, was seine gleichaltrigen Freunde oder der Pastor im Konfirmandenunterricht oder der Verkäufer von ihm erwarten. Indem Lehrer und Pfarrer darauf vertrauen, daß die Familien die Kinder für ihre speziellen Aufgaben vorbereiten, versäumen sie ihrerseits entsprechende Ansprüche zu stellen. Umgekehrt erwarten viele Eltern, daß ihre Kinder sich etwa in der Schule genau so wohl fühlen können wie zu Hause. Dazu aber ist die Schule nicht da, vielmehr muß sie den Anforderungshorizont über die Familie hinaus erweitern. In dieser Frage, was nämlich "pluralistische Sozialisation" wirklich bedeutet, müssen wir radikal umlernen, wenn wir in Zukunft nicht die pädagogischen Chancen der Familie maßlos überschätzen und damit das aus dem Auge verlieren wollen, was sie wirklich leisten kann.

Die erwähnten grundsätzlichen Grenzen der Familienerziehung werden nun zwei Folgen haben, die sich heute schon andeuten, aber noch nicht hinreichend ins öffentliche Bewußtsein gedrungen sind: Erstens werden Kinder nicht mehr so schicksalhaft wie früher an ihre Eltern gebunden sein; zweitens werden die Angebote an öffentlicher Erziehung zunehmen müssen.

1. Die moderne Geschichte ist gekennzeichnet durch mehrere Emanzipationsbewegungen, nämlich des Bürgertums, der Arbeiterschaft, der Frauen und der Jugendlichen. Seit einigen Jahrzehnten ist allmählich und als ganzes kaum wahrgenommen die Emanzipation des (unmündigen) Kindes hinzugekommen. Sie zeigt sich unter anderem im gewandelten Rechtsverständnis. Das alte Bürgerliche Gesetzbuch (BGB) ging davon aus, daß grundsätzlich die Eltern wissen, was für ihr Kind gut ist, und daß sie infolgedessen auch in der Lage sind, es zu versorgen, zu schützen und die notwendigen Erziehungsentscheidungen zu treffen. Die "elterliche Gewalt" über ihre Kinder

wurde ihnen, mit Vorrang dem Vater, folgerichtig fraglos zugestanden. Daß der Staat erst eingreifen darf, wenn entweder keine Eltern vorhanden sind oder wenn die Eltern offensichtlich nicht in der Lage sind, die elterliche Gewalt auszuüben, bestätigte nur den Normalfall der bürgerlichen Familie und war auf die Fälle von alleinerziehenden Müttern und auf die "Erziehungsunfähigkeit" von Unterschichtfamilien begrenzt. Staatliche Eingriffe waren sozialpolitischer oder sozialpädagogischer Art und betrafen ohnehin hilfsbedürftige Teilgruppen der Gesellschaft.

Erst 1980 wurde der Begriff "elterliche Gewalt" durch "elterliche Sorge" ersetzt. Hintergrund ist unter anderem der Gedanke, daß die Grundrechte unserer Verfassung nicht nur für die erwachsenen Bürger, sondern auch für die Kinder zumindest sinngemäß Geltung haben müssen. Ebenfalls 1980 wurde der § 1626 Abs. 2 in das BGB neu aufgenommen, in dem es heißt, daß "die Eltern die wachsende Fähigkeit und das wachsende Bedürfnis des Kindes zu selbständigem verantwortungsbewußtem Handeln" zu berücksichtigen haben. "Sie besprechen mit dem Kind, soweit es nach dessen Entwicklungsstand angezeigt ist, Fragen der elterlichen Sorge und streben Einvernehmen an."

Damit ist der Weg frei geworden, ein eigenes Recht des Kindes, auch gegenüber den Eltern, zu definieren, es als eine eigene Rechtsperson anzuerkennen. Daß dies Folgen hat für die Art und Weise, in der Familie mit den Kindern und ihren Bedürfnissen umzugehen, liegt auf der Hand. Die auch in diesem Buch vertretene These, daß das Kind als *Subjekt* seines Lernens und seiner Persönlichkeitsentwicklung zu sehen sei und nicht als *Objekt* erzieherischer Eingriffe, entspricht dieser Vorstellung.

Wenn man aber das Kind als eigenständige Rechtsperson betrachtet, dann folgt daraus in Grenzfällen auch, daß es seine Eltern verlassen darf, wenn es dafür wichtige Gründe vorzubringen vermag. Das gab es natürlich immer

schon. Vor allem im Jugendalter sind Kinder nicht selten von zu Hause "ausgerissen" und haben sich irgendwo "herumgetrieben", und diese Form des vorzeitigen unregelmäßigen Auszugs aus der Familie ist auch heute keineswegs selten, wie den Berichten der Medien immer wieder zu entnehmen ist. Aber dabei handelt es sich um gesetzwidrige Handlungsweisen, die eigentlich von der Polizei verfolgt werden müßten, die aber meist nur dann eingreift, wenn andere Gesetzesverstöße wie Diebstahl oder Rauschmittelkriminalität zusätzlich vorliegen. Die Motive der Ausreißer sind sehr unterschiedlich. Nicht jeder wurde zu Hause mißhandelt, es kann sich dabei auch einfach um Flucht vor Anforderungen in der Schule oder um Verweigerung berechtigter familiärer Forderungen handeln. Nicht alle sind einer pädagogischen Hilfe zugänglich. Um aber möglichst viele von ihnen von der Straße zu holen, aber auch, um Kinder vor Mißhandlung in der Familie zu schützen, hat das "Kinder- und Jugendhilfegesetz" (KJHG), welches das alte "Jugendwohlfahrtsgesetz" (JWG) abgelöst hat, dafür Möglichkeiten unter dem Stichwort der "Inobhutnahme" vorgesehen.

Wenn ein Kind oder ein Jugendlicher sich an das Jugendamt wendet, weil das Leben in der Familie als unerträglich empfunden wird, dann haben solche Kinder gute Chancen, außerhalb der Familie untergebracht zu werden, wenn dafür überzeugende Gründe ins Feld geführt werden können. Wiederholtes Prügeln zum Beispiel wird heute vielfach als ein hinreichender Grund akzeptiert.

Nun ist das neue KJHG aber keineswegs familienfeindlich orientiert, wie es hier auf den ersten Blick scheinen könnte. Im Gegenteil: Sehr viel konsequenter als das alte JWG ist das neue Gesetz familienorientiert, sind seine Hilfsangebote darauf gerichtet, die Erziehungsfähigkeit der Familie zu stärken, ihr bei den verschiedenen Problemen zu helfen, mit denen sie fertig werden muß. Auch im

Fälle der "Inobhutnahme" eines Kindes auf eigenen Wunsch ist das Jugendamt verpflichtet, möglichst die Zustimmung der Eltern einzuholen, und nur im äußersten Falle wird eine gerichtliche Entscheidung herbeigeführt werden müssen. Diese auf Kooperation und nicht auf Konfrontation angelegte Strategie der öffentlichen Jugendhilfe soll möglichst wenig diskriminieren und die Tür für ein Weiterbestehen der Familienbeziehungen oder für eine spätere Versöhnung offen lassen.

Mißhandlung von Kindern in der Familie war lange Zeit tabuisiert. Über die Zahl wiederholt mißhandelter Kinder wissen wir nichts Genaues, hier begegnen wir vielmehr einer erheblichen Dunkelziffer, weil Mißhandlung gerichtlich schwer nachzuweisen ist und selten zur Anzeige gelangt. Zudem ist strittig, was darunter eigentlich zu verstehen ist. Geht es dabei nur um körperliche Mißhandlung, die vom Arzt zu diagnostizierende Spuren hinterläßt, oder auch um seelische Mißhandlung, wie sie etwa im ständigen "Runtermachen" eines Kindes und in anderen Demütigungen zum Ausdruck kommt, deren psychische Folgen aber nicht so ohne weiteres nachzuweisen sind? Jedes Jahr werden mehr als hundert Kinder bei uns durch ihre Eltern zu Tode gebracht.

Die Frauenbewegung hat das Thema einer größeren Öffentlichkeit bekannt gemacht, indem sie "Frauenhäuser" einrichtete, in denen von ihren Männern mißhandelte Frauen mit ihren Kindern Schutz suchen können. Inzwischen machen davon jährlich mehr als 17 000 Frauen in etwa 380 Einrichtungen Gebrauch. Kindesmißhandlung ist jedoch keineswegs nur ein Männerdelikt, auch Mütter zählen, vor allem bei kleinen Kindern, zu den Tätern. Es handelt sich hier um Fälle, in denen die Familie - aus welchen Gründen im einzelnen auch immer - als "sozialer Heimathafen" versagt, und dann muß wegen der Persönlichkeitsrechte des Kindes der Staat eingreifen.

Während größere Kinder und Jugendliche sich an das Jugendamt wenden können, sind kleinere Kinder auf die Hilfe von Erwachsenen angewiesen, die von Mißhandlungen als Nachbarn oder Lehrer Kenntnis bekommen. Die in der Öffentlichkeit und vor Gericht bekannt gewordenen Fälle lassen aber vermuten, daß wir gerade hier mit einer sehr großen Dunkelziffer zu rechnen haben; denn zum einen mischen sich Nachbarn nicht gern in eine andere Familie ein, und zum anderen sind Beweise für eine Mißhandlung oft schwer zu erbringen. Außerdem erscheint die Alternative, kleine Kinder aus einer solchen Familie zu nehmen und in ein Heim oder eine Pflegestelle zu schicken, auch nicht gerade attraktiv. Deshalb hat das neue Kinder- und Jugendhilfegesetz Kompromißlösungen parat: Wenn die Eltern zustimmen, können solche Kinder auf Zeit anderweitig untergebracht werden, ohne daß den Eltern das Sorgerecht generell entzogen werden muß. Dahinter steht die Vorstellung, daß es möglich sei, die Probleme zu lösen, die die Eltern zur Mißhandlung getrieben haben, so daß danach das Kind gleichsam in eine "bereinigte" Familiensituation zurückkehren kann. Dieser therapeutische Grundgedanke hat sich allerdings als nicht sehr erfolgreich erwiesen, und die Frage, was mit mißhandelten Kindern geschehen soll, war damit nicht beantwortet. Sind die Kinder bereits schulpflichtig, versucht das Jugendamt, sie in einem Internat unterzubringen, was aber wiederum nur möglich ist, wenn die Mißhandlung nicht schon schwere psychische Schäden verursacht hat. Offensichtlich brauchen wir für solche Kinder attraktive Alternativen des *öffentlichen* Aufwachsens etwa in Heimen oder Wohngemeinschaften, die nicht mehr mit dem Geruch der Armenfürsorge behaftet sind, wo die Kinder vielmehr unter ihresgleichen und unter professioneller pädagogischer Betreuung und Leitung ein befriedigendes Leben führen können - nicht unbedingt "geschieden" von ihren Eltern, aber doch weit-

gehend getrennt von ihnen. Reiche Eltern haben das immer schon im Rahmen von Internaten realisieren können, nun geht es darum, entsprechende Möglichkeiten auch für Kinder solcher Eltern zu schaffen, die sich eine solche Lösung finanziell nicht leisten können. Im übrigen sind auch nicht wenige alleinerziehende Mütter und Väter, die ihre Kinder keineswegs mißhandeln, oft gezwungen, für diese eine Fremdunterbringung zu beantragen, weil sie aus beruflichen Gründen sich nicht selbst genügend um sie kümmern können. Aber immer noch sind solche Maßnahmen mit dem negativen Image des "Ersatzes", nämlich für eine leider nicht mögliche Familienerziehung, behaftet; tatsächlich jedoch können solche Arrangements, wenn sie pädagogisch gut geführt werden, den Kindern durchaus gut tun. Wie die Erstfamilie nicht unbedingt ein Modell für die anderen Familienformen ist, darf auch das Aufwachsen in öffentlichen Einrichtungen nicht am Modell der Familie gemessen werden, sondern nur an seinen eigenen Möglichkeiten.

Allerdings bleibt auch das neue Kinder- und Jugendhilfegesetz letztlich einer traditionellen Familienvorstellung verhaftet, was seinerzeit auch heftig kritisiert wurde. Die Kritiker wiesen darauf hin, daß es sich dabei eher um ein "Familienhilfegesetz" handle; denn Kinder und Jugendliche haben - abgesehen vom erwähnten Grenzfall der "Inobhutnahme" - kein eigenes Antragsrecht, können also von sich aus keine "Erziehungshilfe" oder sonstige Leistungen des Gesetzes beantragen.

2. Es geht aber nicht nur darum, die Rechte des Kindes zur Not auch gegenüber seiner Familie durchzusetzen, wozu im übrigen auch die von Fachleuten erhobene Forderung gehört, in Scheidungsprozessen dem Kind einen eigenen Anwalt zu stellen. Vielmehr folgt aus den Veränderungen in der modernen Familienlandschaft zudem die Forderung, auch für den Normalfall die Angebote der Öffentlichen Erziehung zu verbessern. Sie ergibt sich

nicht nur aus der Berufstätigkeit der Eltern, wie heute meist argumentiert wird, sondern aus zwingenden allgemeinen pädagogischen Überlegungen. Heute wachsen rund 31 Prozent der Kinder als Einzelkinder, etwa 45 Prozent mit einem Geschwister auf. Daraus folgt, daß immer weniger Kinder sich mit Geschwistern auseinandersetzen müssen und daß die früher vorhandenen Nachbarschaftskinder weitgehend fehlen. Entweder verbringen die Kinder deswegen zu viel Zeit mit Erwachsenen - Eltern oder Kinderfrauen -, oder aber die Eltern transportieren die Kinder mit dem Auto von einer Veranstaltung zur nächsten, damit sie mit anderen Kindern zusammenkommen können; aber dabei entstehen meist nur veranstaltete "Inseln", die keinen Bezug zueinander haben, und die daraus entstehenden Kontakte können die Kinder schon wegen der Entfernungen kaum von sich aus pflegen. Abgesehen davon nutzen viele Eltern diese Gelegenheit, ihre Kinder mit musischen, sportlichen oder anderen Leistungserwartungen zu konfrontieren. Das Kind braucht aber schon früh Sozialkontakte, die nicht über den Schreibtisch der Eltern beziehungsweise Mütter verlaufen. Früher waren das die Kinder aus der Nachbarschaft, mit denen man auf der Straße relativ unkontrolliert von den Erwachsenen spielte. Abgesehen davon, daß dies heute in den meisten Wohngebieten viel zu gefährlich wäre, werden diese Möglichkeiten auch dann kaum mehr wahrgenommen, wo es wie in ländlichen Gegenden durchaus möglich wäre. Jedenfalls brauchen Kinder auch aus diesen Gründen und nicht nur wegen der Berufstätigkeit der Eltern öffentliche Einrichtungen, wo sie mit anderen zusammentreffen können: Kinderkrippen, Kindergärten, Horte, Jugendhäuser und Jugendverbände. Im Unterschied zur früheren DDR, wo solche Angebote fast flächendeckend vorhanden waren, haben sie sich in Westdeutschland - von Sportvereinen und Jugendarbeit abgesehen, die aber meist nur für Ältere gedacht sind -

nur zögernd und immer nur unter der Kritik familienideologischer Gegenpositionen entwickeln können. Wie sich aber bei der Realisierung des Gesetzes über die flächendeckende Versorgung mit Kindergärten gezeigt hat, das wiederum kaum aus pädagogischen Gründen, sondern als Folge der Revision des Abtreibungsparagrafen zustande gekommen ist, geht es hier um erhebliche Kosten; die erwähnte Familienideologie ist also sehr kostensparend.

In die Lücke tritt nun immer mehr die Schule, die offenbar familienideologischen Bedenken weniger ausgesetzt ist. Es gibt Ganztagschulen, Schulen, die die Kinder bis zu einer bestimmten Zeit ("verlässliche Halbtagschule") betreuen, auch wenn der Unterricht bereits zu Ende ist, und manche Schulen sind einfach auch nachmittags für die Kinder zugänglich. Im Einzelfall ist dagegen natürlich nichts einzuwenden, wenn es den betroffenen Eltern und Kindern hilft. Aber insgesamt gesehen ist die bloße Betreuung von Kindern nicht Aufgabe der Schule; die Schüler müssen vielmehr auch das *Ende* der Schule täglich erleben können, so wie man von einem Arbeiter nicht erwarten kann, daß er regelmäßig noch einige Stunden seiner Freizeit im Betrieb verbringt.

Im übrigen sind unter "Jugendhilfe" nicht nur das Jugendamt und dessen professionelle Mitarbeiter zu verstehen, was in der Öffentlichkeit leider oft mißverstanden wird. Die "Jugendhilfe" bietet vielmehr auch den rechtlichen und organisatorischen Rahmen für ehrenamtliche Mitarbeit und für vielfältige Initiativen, die sich vor Ort den Problemen von Kindern und jugendlichen zuwenden wollen.

Mit den Veränderungen in der Familie haben sich auch die Bedingungen des Aufwachsens unserer Kinder insgesamt verändert, aber daraus die nötigen Konsequenzen zu ziehen fällt nicht nur wegen der leeren öffentlichen Kassen schwer, sondern auch wegen des fehlenden Bewußt-

seins dafür. Familie und Schule gelten immer noch als die wichtigsten pädagogischen Instanzen für Kinder, und die außerschulischen Angebote werden im Vergleich dazu eher als "Freizeitpädagogik" verstanden, auf die man auch verzichten könne. Diese Vorstellung wird sich gerade im Interesse einer modernen Familienpolitik ändern müssen.

Die Entwicklung der Familie, wie wir sie heute erleben, ist Teil eines langen historischen Prozesses, in dem die Menschen aus ihren unmittelbaren sozialen Abhängigkeiten und Geborgenheiten herausgelöst und zu Trägern von *gleichen* Rechten und Pflichten geworden sind. Man hat diese Entwicklung als Emanzipation bezeichnet, also als Befreiung von nichtgleichberechtigten Abhängigkeiten. Es begann mit der Emanzipation der Bürger vom Adel, es folgten die Arbeiter (Arbeiterbewegung), die Frauen (Frauenbewegung), die Jugendlichen (Jugendbewegung) und schließlich die älteren Kinder. Der Preis dieses Prozesses ist die zunehmende Individualisierung, die auch als Entfremdung, jedenfalls vielfach mit Unbehagen erlebt wird; denn die Menschen müssen nun lernen, aus eigener, jeweils persönlicher Verantwortung ihr Leben zu gestalten, und sie haben dafür immer Alternativen zur Verfügung. Auf die Familie bezogen heißt das: Die Menschen haben das Recht, eine Familie zu gründen, aber sie auch wieder aufzulösen. Der Partner, mit dem sie leben, kann jederzeit gegen einen anderen ausgetauscht werden. Es gibt im Unterschied zu früher keine gesellschaftliche Sanktion, also keine Strafandrohung mehr, die diesen Gebrauch der modernen Freiheit verhindern könnte. Wenn wir also eine Ehe eingehen, schließen wir einen Vertrag, aber jeden Vertrag kann man auch auflösen.

Wir müssen also lernen, daß wir nur selbst "unseres Glückes Schmied" sein können, wenn wir befriedigende menschliche Beziehungen in Partnerschaft und Familie finden wollen. Die persönlichen Freiheiten, die wir im

Laufe des bisherigen Emanzipationsprozesses erworben haben, müssen wir produktiv zu nutzen verstehen. Unter diesem Aspekt erscheint die pädagogische Forderung, unsere Kinder möglichst selbständig und verantwortungsbewußt werden zu lassen, in einem klaren Licht: Sie brauchen diese Fähigkeiten, um in der emanzipierten und individualisierten Gesellschaft ein befriedigendes Leben führen zu können. Die Alternative dazu wäre Lebensuntüchtigkeit - in welcher Form auch immer.